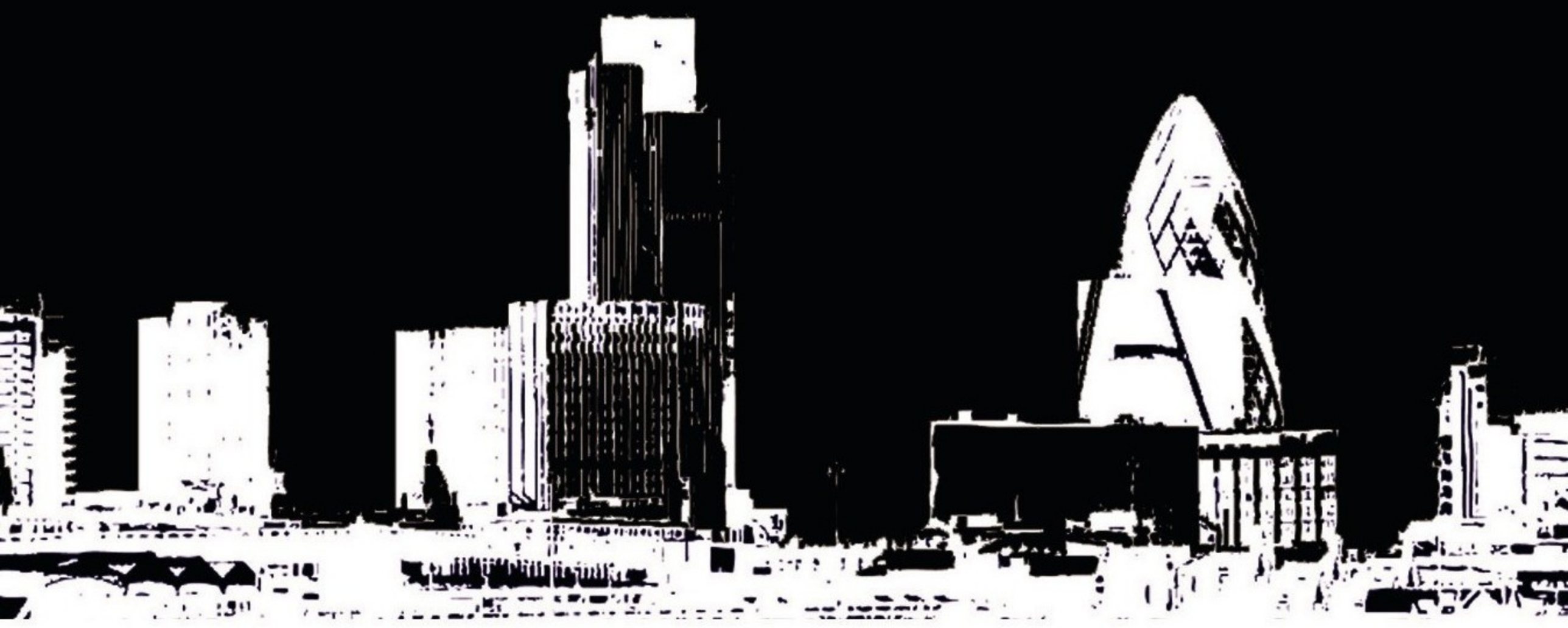
blanvalet

JON STOCK

DER MARATHON KILLER

THRILLER



»Genau so muss ein Thriller des 21. Jahrhunderts sein!« LEE CHILD

Jon Stock

DER MARATHON-KILLER

Roman

IMPRESSUM

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel

»Dead Spy Running«

bei Blue Door,

An imprint of HarperCollins*Publishers*, London.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung September 2010
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Jon Stock

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

eISBN: 978-3-641-06034-3

www.blanvalet.de

www.randomhouse.de

Buch

Als Daniel Marchant, suspendierter MI6-Agent, beim London Marathon an den Start geht, ist er mitnichten der untrainierteste Teilnehmer. Vor ihm läuft ein schmächtiger Mann, der Blut und Wasser schwitzt und trotzdem nicht zu den isotonischen Getränken greift, die er an seinem Gürtel befestigt hat… Doch sind es wirklich Trinkpäckchen? Mit einem Schlag wird Daniel klar: Er läuft hinter einem Selbstmordattentäter her! Wenn dieser den Anschluss an den Läufertrupp rund um den US-Botschafter verpasst und zu weit zurückfällt, wird ein Unglück passieren!

In letzter Sekunde und nur mithilfe seiner Verbindungen zum Geheimdienst kann er die Katastrophe verhindern. Doch dann gerät er, der Retter, selbst ins Visier der Fahnder. Man verdächtigt ihn, gemeinsame Sache mit Terroristen zu machen. Woher sonst sollte er gewusst haben, dass ein Selbstmordattentäter unter den Läufern war?

Autor

Jon Stock studierte Englisch in Cambridge, schrieb nach dem Studium für fast alle renommierten Tageszeitungen Großbritanniens und war Radioredakteur bei der *BBC*. Seit 1998 ist er beim *Daily Telegraph* angestellt. Drei Jahre lang war er deren Auslandskorrespondent in Indien; seit seiner Rückkehr nach London ist er fester Mitarbeiter der *Telegraph*-Wochenendredaktion. Er lebt mit seiner Frau und den drei gemeinsamen Kindern in Wiltshire. »Der Marathon-Killer« ist sein dritter Roman, der erste allerdings, der auf Deutsch erscheint.

Drum hört sie meines, ich ihr falsches Wort,
Und Lügen schmeicheln unsre Fehler fort.

William Shakespeare

1



Es war ein klarer Morgen in Blackheath und sehr heiß, viel zu heiß für zweiundvierzig Kilometer. Daniel Marchant ließ den Blick über die Menschenmenge schweifen und fragte sich zum wiederholten Mal, warum er sich diesen Marathonlauf antun wollte. Tausende dehnten sich in der frühen Morgensonne, lockerten die Muskeln oder nippten an ihren Wasserflaschen. Es war wie die Stille vor einer Schlacht. Eine Frau mit Baseballkappe schnallte sich einen iPod an den Arm; der Mann neben Marchant schnürte immer wieder aufs Neue seine Schuhe. Ein anderer Läufer kippte sich Wasser übers Haar und schüttelte sich wie ein Hund. Die Tröpfchen glitzerten im Licht. Jedem das seine, dachte Marchant. In seinem Fall bestand das aus zu viel Scotch am Vorabend und viel zu wenig Training.

»Ein letzter Versuch«, sagte er und wandte sich an Leila. Sie saß auf dem Rasen, die Hände hinter dem Rücken aufgestützt, und starrte geradeaus. Er fragte sich, warum sie die Sache so ernst nahm, während er zu der langen Schlange vor den Toilettenhäuschen ging und sich anstellte. Wenn es hart auf hart käme, konnten sie die Strecke einfach gehen und einen Tag an der frischen Luft genießen. Aber dazu würde es sicher nicht kommen: Eher würden sie über die Ziellinie kriechen, als sie gehend zu überqueren. Diese Sturheit hatten sie gemeinsam, eine verfluchte Trotzigkeit, deren er manchmal überdrüssig war.

Die Schlange bewegte sich im Schneckentempo voran. Der süße Duft von Voltaren hing in der Frühlingsluft und erinnerte Marchant an

Schulumkleideräume, dieselbe Verheißung von Schmerz. So fühlte er sich jedes Mal, wenn sie im Battersea Park zum Laufen gingen, und sein Unwille ließ erst nach, wenn die Endorphine ausgeschüttet wurden. Oder wenn er ihren rhythmischen Atem und ihre leichten Schritte hörte. Wieder fragte er sich, warum er die zweiundvierzig Kilometer laufen würde, noch dazu so kurzfristig. Den längsten Trainingslauf hatten sie am letzten Wochenende absolviert, dreißig Kilometer über den Treidelpfad nach Greenwich und zurück. Aber wie hätte er Nein sagen können, wenn er doch kaum begriffen hatte, worum es bei ihrer Frage eigentlich ging? Das war schließlich ihr Job: Leute zu überreden, Dinge zu tun, die sie nicht tun sollten, Worte von sich zu geben, die besser ungesagt blieben.

Nach fünf Minuten in der Schlange änderte Marchant seine Meinung und kehrte zu Leila zurück, die sich bis auf ihre Laufkleidung ausgezogen hatte. An dem Tag, an dem sie sich zum ersten Mal begegnet waren, hatte er sich geschworen, sich nicht in sie zu verlieben, sie hatte es ihm nie leicht gemacht, diesen Schwur zu halten. Heute war da keine Ausnahme. Sie hatte lange Beine und erreichte doch mit Leichtigkeit ihre Zehen, wobei sich die Shorts über den wohlgeformten Muskeln spannten. Er wandte den Blick ab und sah zu den Heißluftballons hinauf, die hinter ihr am strahlend blauen Himmel schwebten. Wie ein Militärkonvoi parkten vor ihnen mehrere Lastwagen, auf deren Ladeflächen die Plastikbeutel der Läufer gestapelt waren und darauf warteten, quer durch London zum Zieleinlauf transportiert zu werden. Marchant nahm ihre beiden Beutel und reichte sie einem der Helfer. Er stellte sich vor, wie er sie wieder in Empfang nehmen würde, drei oder wahrscheinlich eher vier Stunden später. Trotz seiner Proteste wusste er, es war richtig. Das Training, wie unzureichend auch immer, hatte ihn während der letzten Wochen fit gehalten und ihm geholfen, sich auf das zu konzentrieren, was zu tun war.

»Zu viele Menschen«, sagte Leila und strich sich das Haar aus den Augen, als Marchant wieder bei ihr eintraf. Sie hielt ihr Mobiltelefon in der Hand. Er folgte ihrem Blick zum Start, wo sich inzwischen eine Armee von fünfunddreißigtausend Läufern drängte. Später, so dachte er zynisch, würde man die Toten und Verwundeten in St. James aufbahren, eingehüllt in glänzende Folie.

»Wird bestimmt ein netter Spaziergang im Park«, sagte Marchant. »Wie du es mir versprochen hast.« Er legte eine Hand auf ihre Schulter, während er die linke Wade dehnte, und forschte in ihren großen Augen. Dieser Hauch von Exotik an ihr hatte ihn angezogen, das dunkle glänzende Haar, die olivenfarbene Haut. »Du bist doch nicht nervös, oder?«, fragte er und bemühte sich, optimistisch zu klingen. Plötzlich wirkte sie abgelenkt, und er spürte eine unbehagliche Distanz. Sonst war sie immer offen und direkt.
»Nicht wegen des Laufs«, antwortete sie.
»Sondern?«
»Die in Cheltenham haben gestern Nacht etwas aufgeschnappt«, sagte sie leise und blickte sich um.
»Betrifft es den Marathon?« Marchant ließ die Hand auf ihrer Schulter liegen und dehnte die andere Wade. Leila nickte. »Na, sag schon.«
»Ich dürfte es gar nicht erwähnen«, meinte sie und schob ihn fort. »Paul hat gerade angerufen, er hat gehört, dass ich mitlaufe.«
»Paul? Was überwacht der denn gerade? Den Chatroom von *Runner's World*?«
»Komm schon, Daniel. Du weißt, ich kann dir nichts sagen.«
Marchant war jetzt seit zwei Monaten aus dem MI6 raus, suspendiert bei vollem Agentengehalt. Leila wusste, wie wütend er deswegen noch immer war: weil sein Vater gestorben war und wegen der Gerüchte, die nicht verstummen wollten. Das setzte seiner Gesundheit ebenso zu wie die einsamen Nachtwachen im Pub, und auch das wusste sie. Marchants eigentlich jugendliches Gesicht hatte um die Augen einen müden Zug bekommen, sein mittelblondes Haar zeigte erstes Grau. Er war erst neunundzwanzig, aber manchmal, in einem bestimmten Licht, glaubte Leila fast, sie habe seinen Vater vor sich.
»Vergiss nicht: Am Anfang nicht zu schnell reingehen«, sagte sie und wechselte das Thema, als sie zu der Menschenmasse am Start hinüberjoggten. Leila arbeitete immer noch beim MI6, auch wenn sie sich häufig fragte, warum eigentlich. Die Arbeit beim Secret Intelligence Service, dem britischen Auslandsgeheimdienst, brachte sie beide langsam um.
»Das dürfte kein Problem werden.« Marchant schaute sich das Menschenmeer um ihn herum jetzt aufmerksamer an. »Kannst du mir

noch mal sagen, warum wir das eigentlich machen?«
»Weil du gern läufst und weil du mich gern hast.« Leila drückte ihm die Lippen auf die Wangen, während über ihnen Hubschrauber durch den Himmel über South London donnerten.
So hatte sie ihn noch nie geküsst. In den trägen Stunden der Morgendämmerung hatte sie ihn auf eine ganz andere Art geweckt und mit einer Leidenschaft wach gehalten, die er beinahe beängstigend fand.
»Sollten wir unsere Kräfte nicht für den Marathon schonen?«, hatte er hinterher geflüstert, als die aufgehende Sonne durch die Jalousieritzen ihres Apartments in Canary Wharf schien. Seine Augen hatten allein bei dem Gedanken an Tageslicht geschmerzt.
»Meine Mutter hat mir gesagt, ich sollte jeden Tag so leben, als wenn es der letzte wäre.«
»Mein Vater hat ungefähr das Gleiche gesagt, nur auf Latein.«
Sie legte ihren Kopf auf seine Brust, ließ die Augen offen und streichelte seinen Bauch. Irgendwo an der Themse verklang eine Polizeisirene.
»Tut mir leid, die Sache mit deinem Vater.«
»Mir auch.«
Später fand er sie in der Küche, wo sie einen Topf Porridge anrührte und aus dem Fenster hinüber zum O_2-Dome schaute. Auf der Granitfläche der Kochinsel stand eine leere Whiskyflasche neben dem Geschirr vom Abendessen und einer großen Schüssel mit Pastaresten. Er trat auf das Pedal des Chrommülleimers und warf die Flasche hinein, ohne den Blick von Leila abzuwenden. Sie trug einen Slip und ein altes T-Shirt vom London Marathon mit einem Spruch auf dem Rücken: »Nie wieder… bis zum nächsten Mal.« Ihm wurde klar, dass der Whisky ein Fehler gewesen war. Beim nächsten Mal würde er es früher einsehen. Der Schmerz hinter seinen Augen breitete sich aus.
»Was ist das?«, fragte er und nahm ein Blatt Papier von der Kücheninsel. Sie drehte sich um und sah dann wieder aus dem Fenster. »Du hast nicht viel für Religion übrig, oder?«, fragte sie.
»Hey, ich war mal Sufi in meinem Jahr in Indien.«
»Wer war das nicht?«
»Ist das so ein Bahai-Kram?«
»Das ist kein Kram, sondern ein Gebet. Ich musste es jeden Morgen meiner Mutter aufsagen, ehe ich zur Schule ging.«

Leila war nicht besonders religiös, doch in den letzten Monaten hatte sie sich mehr für den Bahai-Glauben ihrer Mutter interessiert. Marchants Wissen darüber war nur lückenhaft und stammte aus einem Bericht des britischen Inlandsgeheimdiensts MI5 über den Waffeninspektor Dr. David Kelly. Der Mann war ein Bahai gewesen und in einem Wald in Oxfordshire tot aufgefunden worden.
Er betrachtete das Blatt noch einmal und las eine Passage des Gebets laut: »*Bin ich bewaffnet mit der Macht Deines Namens, so kann nichts mich verwunden, und mit Deiner Liebe im Herzen können alle Trübsale dieser Welt mich nicht schrecken.* Ist das tröstlich?«
»Sie hat gesagt, es würde uns beschützen.«
Jetzt, als er zu den verwischten Helikopter-Rotorblättern über Blackheath hinaufschaute, dachte Marchant, er könnte im Augenblick auch ein bisschen Schutz gebrauchen. Plötzlich überkam ihn Platzangst, er fühlte sich von oben und von allen Seiten bedrängt. Hier hatte er keinen privaten Raum mehr, alle normalen Verhaltensregeln waren ausgesetzt. Ein Läufer neben ihm streifte seine Laufhose mit einer leeren Wasserflasche. Ein anderer ließ den Kopf nach vorn hängen und säuberte lautstark erst das eine und dann das andere Nasenloch. Wieder jemand anderes schrie vor Freude (oder vor Angst?). Die Menge reagierte darauf und antwortete wie ein unruhiges Tier. Jeder war jetzt Teil einer riesigen Herde, die nur eine Richtung kannte: die Startlinie.
Instinktiv winkelte Marchant die Ellbogen an, als sich die Menschen an ihn drängten und ihm auf die alten Laufschuhe trampelten. Ein paar Sekunden lang wurde er von Leila getrennt, dann fand er sie fünf Meter vor sich wieder, als sie sich umdrehte und nach ihm suchte. In diesem flüchtigen Moment, ihre Schönheit eingerahmt von tausend Fremden, liebte er sie mehr als je zuvor. Er schloss zu ihr auf und drückte ihre Hand. Sie erwiderte sein Lächeln, wirkte jedoch abwesend. Der Anruf von Paul Myers hatte sie beunruhigt.
Über ihnen kreisten nun zwei Hubschrauber, und das Dröhnen der Rotoren klang noch bedrohlicher. Außerdem hörte er noch andere Geräusche, die in hohen Frequenzen durch den Hintergrundlärm drangen. Marchant begriff zunächst nicht, was es war, bis er sich umsah. Überall um ihn herum spielten die Läufer an ihren Pulsuhren und nahmen letzte Einstellungen vor, und bei jedem Tippen piepten die

Geräte. Instinktiv blickte er auf die Zeiger seiner eigenen Uhr. Im gleichen Augenblick hupte am Start das Horn, wenn auch eigenartig zögerlich, wie ein zaghafter Ruf zu den Waffen. Und dann blieb Marchant nichts anderes mehr übrig, als zu laufen.

Das Rennen dauerte bereits fünfzig Minuten, als Marchant ihn zum ersten Mal bemerkte, hinter einer kleinen Gruppe von Läufern zwanzig Meter vor sich. Der Mann - Asiat, Mitte dreißig, zierlich gebaut, dicke Brille - lief ungefähr im gleichen Tempo wie sie, doch er wirkte unglücklich, wie er über die Pflastersteine an der *Cutty Sark*, dem Museumsschiff in Greenwich, vorbeitaumelte. Er schwitzte extrem, selbst für diese Hitze. Was allerdings Marchants volle Aufmerksamkeit weckte, war der Gurt um seinen Bauch.
Nach Leilas Gerede über Cheltenham, wo der technische Aufklärungsdienst Government Communications Headquarters, kurz GCHQ, seinen Sitz hatte, waren Marchants alte Instinkte wieder erwacht. Plötzlich hatte sich die Welt um ihn mit Bedrohungen gefüllt, überall sah er tote Briefkästen und heimliche Übergaben, und dieser Gurt beunruhigte ihn. Daran befanden sich eine Reihe Täschchen, und in jedem steckte ein isotonischer Energydrink. Die Getränke waren in weiche, aufgeblähte Kartonbeutel abgefüllt, silbern mit orangefarbenen Drehverschlüssen. Er hatte auch andere Läufer mit solchen Gurten gesehen, aber nicht mit so vielen Täschchen.
Das war lediglich eine Vorsichtsmaßnahme für einen heißen Tag, redete Marchant sich ein und zog das Tempo ein wenig an. Laufen war ihm immer leichtgefallen, vielleicht ein Vorteil seiner Größe. Er erreichte die Gruppe vor sich, als sie Greenwich auf der Creek Road in Richtung Deptford verließen. Hier lockerte das Feld auf, doch der Lärm der hechelnden Läufer, die sich Namen auf die Trikots geschrieben hatten, ließ kaum nach. »Wo ist Grommit?«, rief jemand einem Spaßläufer in einem Wallace-Kostüm hinterher. »Hopp, hopp, Dan!«, schrien zwei junge Frauen am Straßenrand. Einen Moment lang dachte er, sie würden jemand anderes anfeuern, aber dann fiel ihm ein, dass Leila darauf bestanden hatte, »Dan« auf sein Laufshirt zu schreiben. Er drehte sich um und wollte noch einmal zu ihnen hinüberschauen, doch die beiden

jubelten bereits anderen Fremden zu.
»Was ist los?«, rief Leila hinter ihm. »Läuft doch prächtig.«
»Augenblick mal«, sagte er. Die Gruppe vor dem Mann wirkte ebenfalls auffällig. Zwei kräftige Kerle schwitzten in der Hitze und zeigten alle eindeutigen Merkmale: ausgebeulte T-Shirts und die typischen kurz geschorenen Haare amerikanischer GIs. Der dritte Mann war dünn und sehnig, ein geborener Läufer. Er kam Marchant bekannt vor.
Während er aufholte, war er plötzlich sicher, dass etwas nicht stimmte. Er konnte es förmlich schmecken, so wie korkigen Wein. Sein Vater hatte ihm beigebracht, sich immer auf seinen Instinkt zu verlassen, ob es nun um ein schlechtes Gefühl beim Erstkontakt mit einem potenziellen Agenten ging oder darum, sich wegen eines solchen schlechten Gefühls und ohne weiteren handfesten Grund aus einem Treffen zurückzuziehen. Das hatte wenig mit Handwerkszeug zu tun, es war eher Intuition.
Marchant schloss so weit wie möglich auf, um sich den Gürtel genauer anzuschauen, aber das Läuferfeld war immer noch sehr dicht. Er zählte sechs Beutel. Sie hatten inzwischen knapp dreizehn Kilometer hinter sich, aber bislang war keiner der Beutel geöffnet.
Dann fiel ihm die übergroße Uhr am Handgelenk des Mannes auf. Leila hatte eine ähnliche für lange Läufe. Die verfügte über einen GPS-Empfänger, der ihre Position und ihre Geschwindigkeit berechnete und ihr entsprechende Empfehlungen gab, wann sie das Tempo anziehen oder langsamer laufen sollte. (Er erinnerte sich, wie sie einmal erzählt hatte, das Ding würde gnadenlos piepen, sobald ihre Geschwindigkeit unter den eingestellten Wert fiel.) Es war kein so ausgefeiltes Gerät wie das, mit dem er und andere Agenten in Afrika ausgestattet worden waren, aber man konnte es auch nicht gerade als Spielzeug bezeichnen.
»Was ist denn los?«, keuchte Leila, die neben ihm auftauchte. »Wir waren so gut drin.«
Marchant deutete mit dem Kopf auf den Mann vor ihnen und ließ sich ein wenig von der Gruppe zurückfallen.
»Siehst du den Kerl mit dem Gürtel?«, fragte er, als sie ihr vorheriges Tempo wieder erreicht hatten. Marchant war außer Atem und fuhr fort: »Ich glaube, diese Beutel enthalten keine Getränke.«
»Warum nicht?«, fragte Leila.
»Und der Mann da, der große ganz in Weiß. Ist das nicht der

US-Botschafter?«
»Turner Munroe? Dan, was ist hier los?«
Marchant wusste, was Leila dachte. Er irrte sich, er war noch betrunken von der letzten Nacht, und er sah Gespenster, wo es nichts zu sehen gab. Das hatte er bei anderen Agenten erlebt, die man aus dem Außendienst an einen Schreibtisch in Legoland (so nannten die Mitarbeiter das MI6-Hauptquartier in Vauxhall) versetzt hatte und die sich aus lauter Langeweile im Innendienst zu Tode soffen. In seinem Fall hatten sie sich sogar den Schreibtisch gespart. Das war am schwersten zu verkraften: das Wissen, dass möglicherweise kein Weg zurückführte. Und jetzt hängte er sich beim London Marathon einem anderen Teilnehmer an die Fersen, weil er davon überzeugt war, der Mann wolle sich und die Personen in seiner Umgebung töten, einschließlich des US-Botschafters in Großbritannien. Er hatte schon Agenten gesehen, die weniger paranoid waren.
»Was genau haben die in Cheltenham gestern Nacht abgefangen?«, fragte Marchant atemlos.
»Nichts, was hiermit zu tun haben könnte.« Sicherlich stellte Leila längst eigene Einschätzungen an und wägte Risiken ab. »Warum bist du dir so sicher, was den Gürtel angeht?«
»Ich werde ihn fragen«, antwortete Marchant.
»Du bist verrückt, Dan.«
»Nach etwas zu trinken.«
»Dan …«
Marchant beachtete sie nicht, zog das Tempo wieder an und schloss zu dem Läufer auf. Der Mann hatte eindeutig Schwierigkeiten, sein Tempo zu halten. Der Schweiß tropfte an ihm herunter, und sein Kopf nickte auf und ab wie der eines Esels.
»Ganz schön heiß«, sagte Marchant. Der Mann blickte nervös zu ihm hinüber, wandte sich wieder nach vorn und wischte sich mit der Hand über die dichten Augenbrauen. »Haben Sie das an der letzten Verpflegungsstelle gesehen?«, fuhr Marchant fort. »Wahnsinn. Man sollte sich nicht für Wasser anstellen müssen, nicht an so einem heißen Tag.« Marchant lächelte den Mann an und deutete auf den Gürtel. Ihm wurde flau im Magen. Er hatte recht. »Könnte ich vielleicht einen von Ihren Trinkbeuteln haben?«

»Wer sind Sie?«, erwiderte der Mann aggressiv. Er hatte einen starken indischen Akzent: schon wieder eine Terrorzelle vom Subkontinent. Marchant wusste sofort, das würde Konsequenzen haben, für ihn und für seinen Vater, aber das musste warten.
»Schon gut. Irgendeine Ahnung, wer das ist?« Marchant deutete auf den US-Botschafter. »Der hat wohl seinen eigenen Fanclub mitgebracht.«
»Bitte, verschwinden Sie«, sagte der Mann.
Die beiden liefen schweigend weiter. Marchants Gedanken überschlugen sich. Nach den U-Bahn-Anschlägen vom 7.7. hatte sich jeder verdächtig gemacht, der weite Kleidung trug. Hier hatte ein Mann sich äußerlich gut sichtbar Sprengstoff umgebunden, und das war so dreist, dass es keinem auffiel. Die Beutel waren vermutlich im Gürtel verdrahtet, dachte er. Aber wenn der Mann eine laufende Bombe war, warum hatte er sich nicht längst in die Luft gesprengt? Warum warnte er Marchant, er solle verschwinden? Und wenn sein Ziel der Botschafter war, hätte er problemlos zu ihm aufschließen und ihn mitsamt seinen Babysittern hochgehen lassen können.
Den letzten Selbstmordattentäter hatte er in Mogadischu erlebt. Sie hatten sich auf dem Markt unterhalten und dabei dicht beieinandergestanden. Dann klingelte ein Telefon. Zweimal. Marchant war um sein Leben gerannt. Den Kopf des Mannes hatte man auf dem Wellblechdach eines benachbarten Cafés gefunden. Der Attentäter hatte nicht sterben wollen, davon war Marchant überzeugt. Hinterher an der Bar in der britischen Botschaft hatte Marchant seinen Johnnie Walker verschüttet, so sehr hatte er gezittert, und er hatte sich wieder und wieder eingeredet, dass der Attentäter nicht hatte sterben wollen. Das erleichterte es, die Sache zu verstehen. Der Mittäter hatte es ebenfalls gewusst, und deshalb hatte er die Bombe gezündet.
Diesmal musste er mit dem Mann reden, musste herausfinden, um was für einen Zündmechanismus es sich handelte, und hoffen, das Mobilnetz sei zu überlastet für einen Anruf von außen. Wie bei dem Attentäter in Mogadischu handelte es sich bei diesem Mann nicht um einen Freiwilligen. Sicherlich hatte man ihn gezwungen, den Gurt anzulegen. Dieses Vorgehen kam immer häufiger vor: Selbstmordattentäter aus Überzeugung wurden langsam knapp. Vertrau deinem Bauch, hatte sein Vater gesagt.

»Diese Uhr«, sagte Marchant, »hat die GPS?«
»Sat-Runner«, antwortete der Mann. Besser, dachte Marchant, viel besser; ein Technikfreak.
»Nützliches Ding.«
Der Mann nickte. Dann piepte das GPS. Die beiden sahen zur Uhr.
»Bitte, Sie müssen verschwinden«, sagte der Mann zu Marchant. Das waren nicht die Worte eines Selbstmordattentäters, der hoffte, so viele Menschen wie möglich mit sich in den Tod zu reißen.
»Warum piept sie?«, fragte Marchant und schätzte das Risiko für sich und für andere ein. Seine Lungen brannten, das erschwerte das Sprechen.
»Weil Sie langsamer werden?«, fragte er und versuchte, sich zu erinnern, was Leila ihm erklärt hatte. Er ärgerte sich über sich selbst, weil er nicht richtig zugehört hatte.
Der Mann nickte. Man hat ihn gezwungen, wiederholte Marchant für sich, und das bedeutete, man könnte es ihm ausreden.
»Und dann passiert was?« Marchant blickte erneut auf den Gürtel.
»Können Sie mir helfen?« Sie sahen sich einen Moment lang an und schätzten die Angst in den Augen des anderen ab.
»Ich kann es versuchen. Wie heißen Sie?«
»Pradeep.«
»Laufen Sie einfach weiter, Pradeep. Sie machen das gut. Sehr gut. Bleiben Sie einfach hier. Ich bin gleich zurück.«
Pradeep warf einen Blick über die Schulter und stolperte, während sich Marchant im Feld zurückfallen ließ und Leila suchte. Er konnte sie nirgendwo entdecken. War er so schnell gelaufen? Er nahm noch etwas Tempo heraus und sah sich alle, die ihn überholten, genau an. Am besten hätte er sie gar nicht allein gelassen, wurde ihm nun klar, inmitten all der vielen Menschen und des Lärms.
Über ihm kreisten wieder die Hubschrauber in niedriger Höhe, sodass man nichts von der Jazzband hören konnte, die auf dem Dach eines Pubs spielte. Kinder am Straßenrand jubelten und hielten den Läufern Beutel mit Süßigkeiten hin. Beleibte Frauen vom freiwilligen Rettungsdienst boten an ausgestreckten Händen Vaseline an. Und dann sah er sie, auf der anderen Straßenseite, verdeckt von einer kleinen Gruppe Vereinsläufer. Er wechselte durch den Menschenstrom auf die andere Seite und hätte beinahe einem Läufer auf die Hacken getreten. Seine

Beine wurden müde, müder, als sie an diesem Punkt des Laufs hätten sein sollen. Außerdem lechzte er nach Wasser.
»Leila, wir haben ein Problem«, sagte er atemlos. »Ein großes.«
»Wo hast du gesteckt? Ich habe dich nicht mehr gesehen.«
Zwischen einigen Schlucken aus ihrer Trinkflasche erzählte er ihr von dem GPS-Gerät, das irgendwie mit den Beuteln an Pradeeps Bauch verbunden war, die, davon war er jetzt überzeugt, Sprengstoff enthielten - und zwar genug, um Dutzende Menschen zu töten, wenn er in einer dicht gedrängten Gruppe explodierte. Er wusste, wie er sich anhörte: Wie ein ausrangierter Agent, der es den anderen unbedingt noch einmal beweisen will.
»Ich nehme an, wenn er zu langsam wird, gehen seine isotonischen Getränke in die Luft«, fügte er hinzu.
»Daniel …«
Leilas Miene verriet ihm, wie sehr sie sich bemühte, die Situation zu begreifen und zu entscheiden, ob er sich etwas einbildete oder ob sie ihm glauben konnte. Für einen Augenblick wirkte sie, als wolle sie in Tränen ausbrechen.
»Du musst die Sache anderen überlassen«, flehte sie. »Unbedingt. Du bist nicht mehr … ich muss mal telefonieren.« Sie zog ihr Handy aus einer Tasche hinten an ihrer Laufhose.
»Hier kommst du nicht durch«, sagte Marchant und blickte auf das Telefon. Das Gerät mit der kleinen Stummelantenne kam ihm sehr bekannt vor.
Sie hielt das Handy vor sich, stolperte und stützte sich auf Marchants Arm ab.
»Wen rufst du an? MI5? Das Netz ist garantiert überlastet«, sagte er. »Zu viele Menschen.«
Erneut sah sie ihn an, wobei ihr Gesicht plötzlich einen berufsmäßigen Ausdruck angenommen hatte, der keine Gefühle offenbarte, und dann wählte sie.
»Das ist ein TETRA-Handy«, sagte sie kühl. Das verschlüsselte digitale Netz für Notfall- und Sicherheitsdienste gehörte zu den Vergünstigungen, die Marchant vermisste. »Da geht keiner dran. Daniel, bitte. Diese Sache fällt weder in meine Verantwortlichkeit noch in deine. Wenn es stimmt, was du sagst, muss der MI5 ran, die Antiterroreinheit.

Wir müssen es denen überlassen.«
Marchant blickte nach vorn und schätzte die Position des Läufers ein. Er wusste, wo er sich befand, ungefähr auf einige Hundert Leute genau.
»Ich habe ihn zum Reden gebracht. Er will das Ding nicht durchziehen.«
Leila zögerte und überlegte, welche Alternativen ihr blieben. Sollte sie ihm erlauben, eine Funktion zu übernehmen? Sie sah ihn nochmals an und schluckte heftig.
»Okay. Wenn ich dir mein Handy gebe, suche ich mir eine Telefonzelle und melde dem MI5 die Situation. Sobald die Netze abgeschaltet sind, rufe ich dich über TETRA an.«
Marchant überlegte schnell, so wie früher im Außendienst. Der Leiter der Dienststelle in Nairobi hatte ihm eine schillernde Karriere vorhergesagt; er könne sogar seinem Vater nach ganz oben folgen, wenn er die Finger vom Whisky und von den Frauen ließe. Als sie sich das nächste Mal trafen, war Marchant suspendiert und musste seinen Vater zu Grabe tragen.
»Du benachrichtigst den MI5. Ich bleibe bei ihm«, sagte er und versuchte, nicht an die Beerdigung in den eisigen Cotswolds zu denken und nicht daran, wie sie seinen Vater behandelt hatten. »Ich glaube, wir können ihn nicht von der Strecke holen, selbst wenn er weiterläuft. Möglicherweise wird die Bombe gezündet, wenn er von den vorgegebenen Koordinaten abweicht.«
»Daniel, du solltest dich lieber raushalten.«
»Ich weiß.« Aber er wusste auch, dass sie kaum eine andere Wahl hatten. Wenn sie beide anhielten, würde es beinahe unmöglich werden, den Attentäter wiederzufinden. »Ich könnte die Amerikaner alarmieren. Der Botschafter ist in Begleitung, und die haben sicherlich Funk.« Leila sah ihn einen Moment lang an. Beide zögerten, den US Secret Service einzuweihen, der für den Schutz von diplomatischen Vertretern zuständig war, denn die amerikanischen Kollegen hielten sich nicht immer an die Spielregeln. »Der Botschafter *ist* doch das Ziel?«, fragte er.
»Muss wohl.«
Marchant hatte das Adrenalin vermisst, aber es zerrte auch an seinen Energievorräten. Laktat baute sich in seinen Oberschenkeln auf, und die Beine fühlten sich an wie Blei.
»Hier«, sagte Leila und reichte ihm das Handy. Sie sahen sich in die

Augen.
»Keine Sirenen, nichts, was ihn alarmiert, okay?«, sagte er und nahm das Telefon. Er kam immer mehr aus der Puste. »Da könnte noch jemand anders den Finger am Auslöser haben. Das ist mir schon einmal passiert.«
»Ich weiß«, antwortete sie. »Halt einfach Abstand von ihm.«
»Wer hat dir das gegeben?«, fragte er und betrachtete das Handy noch einmal. Es war ein Motorola MTH800. »Sieht aus wie mein altes.«
»Die Technik. Meins wurde ausgemustert. Solltest du in fünfzehn Minuten noch nichts von mir gehört haben, versuch, das Büro anzurufen. Kurzwahl eins. Die werden mich schon finden.«
Marchant blickte sich nach Leila um, die eine Verletzung der Achillessehne vortäuschte und zum Straßenrand humpelte. Sie sah zu ihm hinüber, und einen Moment lang fragte er sich, ob sie wirklich anrufen oder ihn in seiner Fantasiewelt mit Attentätern und Sprengstoffgürteln weiterlaufen lassen würde.
Ihm war klar, dass sie versucht hatte, mit ihm Schluss zu machen - Gott, sie beide hatten es versucht -, aber einer wurde am Ende immer wieder weich. Das sah ihm gar nicht ähnlich. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich einer Frau richtig nah. Jetzt hatten sie möglicherweise einen Sicherheitsvorfall größeren Ausmaßes am Hals, und seine Verwicklung darin würde sich nicht förderlich auf ihre Karriere auswirken. Der Verdacht umwaberte die Familie Marchant wie giftiger Nebel.
Sie winkte ihm kurz zu und verschwand im Meer der Läufer.

2



Marchant brauchte zehn Minuten, bis er Pradeep wiedergefunden hatte. Der lief vorgebeugt mit schlurfenden Schritten wie ein betrunkener Penner.
Der amerikanische Botschafter war mit seiner Gruppe direkt vor ihm. Er lief locker und aufrecht und zeigte nicht das geringste Anzeichen von Erschöpfung. Unglücklicherweise war das Feld um Pradeep besonders dicht und hatte sich nicht so stark auseinandergezogen wie weiter hinten. Und jetzt erkannte Marchant den Grund dafür: Genau vor dem Botschafter lief ein offizieller Tempomacher mit einem Schild über sich: fünf Minuten pro Kilometer. Blieb man bei ihm, würde man den Marathon in drei Stunden und dreißig Minuten absolvieren. Marchant warf einen Blick auf Pradeep und fürchtete, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb, höchstens noch zehn Minuten.
»Pradeep? Ich bin es. Sie machen das großartig.«
»Es ist zu spät.«
»Warum?«
»Ich bin so müde und zu schwach.«
»Wollen Sie anhalten und eine kleine Pause machen?«, bluffte Marchant. Eine letzte Überprüfung, nur um sicherzugehen wegen des GPS. Pradeeps Blick auf den Gürtel war Antwort genug. Marchant lag eindeutig richtig.
»Wie wäre es, wenn wir weiterlaufen, aber nicht auf der Strecke bleiben, sondern zum Beispiel da an dem Pub abbiegen?«

Pradeep schüttelte den Kopf.
»Ist die Marathonstrecke in das GPS, den Sat-Runner, programmiert?«, fragte Marchant. Auch das hatte ihm sein Vater beigebracht, kurz nachdem er in den Dienst des MI6 getreten war: Niemals eine Frage stellen, deren Antwort man nicht kennt.
Pradeep erwiderte nichts. Er musste inzwischen kämpfen und geriet immer wieder ins Taumeln. Marchant sah sich seine Statur an, schlank und sehnig. Unter anderen Umständen wäre Pradeep der geborene Marathonläufer gewesen. Bestimmt hatte man ihn deshalb ausgewählt. Aber der mentale Druck auf Pradeep fraß seine Energie auf. Marchant spürte regelrecht, wie seine Kräfte nachließen, kurz bevor das GPS piepte.
»Kommen Sie, Pradeep, wir schaffen das«, sagte Marchant und wollte das Tempo wieder anziehen. Sie mussten durchhalten, bis Leila anrief. Sie würde eine Antwort haben.
»Wenn es zweimal piept, ist es aus mit uns«, gab Pradeep zurück und grinste, ja lachte fast. Marchant begriff, dass Pradeep langsam die Beherrschung verlor. »Sie verstehen nicht, mein Freund«, fuhr er fort. »Der Amerikaner. Ich darf mich nicht von ihm entfernen.«
»Vom Botschafter?«
Marchant sah hinüber zu Turner Munroe, der fünf Meter vor ihnen lief. Der Botschafter blickte auf seine Uhr, und zum ersten Mal fiel Marchant auf, dass er ein identisches Gerät am Arm trug wie Pradeep.
»Fünf Minuten pro Kilometer. Er läuft immer die gleiche Zeit«, sagte Pradeep und klang plötzlich wie ein Trainer, der stolz über einen seiner Sportler spricht.
»Drei Stunden dreißig«, stellte Marchant fest. »Er will die drei Stunden dreißig laufen.«
»Eine Stunde vierzig.«
»Wie bitte?«
»Er erreicht die Tower Bridge nach einer Stunde vierzig.«
»Und?«
Pradeep grinste wieder, doch diesmal stiegen ihm Tränen in die Augen. Marchant wünschte sich verzweifelt, dass Leila anriefe, und zwar noch sehnlicher als damals, nachdem sie das erste Mal Schluss gemacht hatten, nach ihrem ersten Date in Fort Monckton, dem

Ausbildungszentrum des MI6 in Gosport. Er sah auf das Display von Leilas Handy. Die privaten Netze waren abgeschaltet. Sollte er versuchen, sie anzurufen? Im Büro würde man sich wundern, seine Stimme zu hören, aber inzwischen musste sie ihnen erzählt haben, was vor sich ging, und man würde ihn zu ihr durchstellen, wo immer sie auch steckte. Er hob den Kopf, blickte sich um und glaubte für einen Moment, sein Vater liefe vor ihm und trotte mit für sein Alter beeindruckender Geschwindigkeit dahin.
Er blinzelte, wischte sich den Schweiß aus den Augen und sah erneut auf das Handy. Er durfte das Wichtigste nicht aus dem Blick verlieren: Pradeep trug einen Sprengstoffgurt, der irgendwie mit dem GPS-Empfänger an seinem Handgelenk verbunden war. Offensichtlich war er kein williger Mittäter, kein Selbstmordattentäter aus Überzeugung. Wenn er langsamer wurde, explodierte der Sprengstoff, und ebenso, wenn er von der Marathonstrecke abwich, von den eingegebenen Koordinaten. Und aus irgendeinem Grund musste Pradeep anscheinend auch in der Nähe des Botschafters bleiben, möglicherweise, weil der einen ähnlichen GPS-Empfänger trug.
Plötzlich vibrierte Leilas TETRA-Handy in seiner Hand. Einige Läufer drehten sich wegen des lauten Klingeltons zu ihm um.
»Leila?«, sagte er und bemerkte die Panik in seiner eigenen Stimme. Er musste jetzt unbedingt die Ruhe bewahren.
»Hast du versucht, mich anzurufen?«, erkundigte sie sich.
»Nein.«
»Lass es auch besser, okay?«, verlangte sie. »Bitte. Ruf nicht an. Die haben ein Problem mit TETRA. Bist du noch bei ihm?«
»Ja.« Marchant sah hinüber zu Pradeep, brachte ein Lächeln zustande und zog sich dann ein paar Meter von ihm zurück, bis er außer Hörweite war.
»Pass genau auf«, sagte Leila. »Ich bin mit Thames House verbunden. Der MI5 hat jemanden in Greenwich aufgegriffen und ihn den ganzen Morgen in die Mangel genommen. Du musst dir das GPS-Gerät vom Botschafter holen.«
»Warum?«
»Weil es genauso läuft, wie du gesagt hast. Der GPS-Empfänger des Asiaten ist via Bluetooth mit dem Gürtel verbunden. Allerdings glauben

wir, der Sprengstoff kann auch durch Munroes GPS gezündet werden.«
»Wenn Munroe langsamer wird, meinst du?«, fragte Marchant.
»Ja.«
Marchant dachte daran, was Pradeep gesagt hatte und wie er betont hatte, er dürfe sich nicht vom Botschafter entfernen. »Oder wenn die Verbindung zwischen den beiden GPS-Geräten unterbrochen wird, wenn sie getrennt werden«, fügte Leila hinzu. »Die Techniker arbeiten gerade an einer Lösung.«
Im Hintergrund hörte Marchant andere Stimmen. Er stellte sich die Szene in Thames House, dem Hauptquartier des MI5, vor, wo die Neuigkeiten über die Situation die Runde machten, wo ständig ranghöhere Beamte eintrafen, bis der Diensthabende seinen Platz für Harriet Armstrong räumen musste, die Generaldirektorin des britischen Inlandsgeheimdienstes, die maßgeblich daran beteiligt gewesen war, seinen Vater aus dem Amt zu jagen. Leila würde immer weniger mit einbezogen werden, insbesondere, nachdem seine eigene Verwicklung in die Angelegenheit bekannt würde. Das war ein Albtraum für den MI5: Man musste sich auf einen Agenten des MI6 verlassen, und noch dazu auf einen, dessen Zuverlässigkeit stark angezweifelt wurde. Das würde ihre schlimmsten Verdächtigungen gegen die Rivalen von der anderen Flussseite nur bekräftigen. Und dann würde sich der US Secret Service einmischen und alte Grabenkämpfe neu aufflammen lassen.
»Wie steht es mit den Amerikanern?«, erkundigte sich Marchant.
»Haben die schon übernommen?«
»Bislang nicht. Sie wollten Munroe rausholen, und wir sollten den Attentäter in eine Seitenstraße bringen, in der sich nicht so viele Menschen aufhalten. Aber das Risiko, dass Unbeteiligte zu Schaden kommen, ist zu groß. Wir wissen nicht, wie schnell der Gurt hochgeht, wenn Munroe sich davon entfernt.«
»Ich übernehme also das GPS des Botschafters. Und dann?«
Leila zögerte. »Ihr beide lauft weiter, während sie in Cheltenham versuchen, die Satellitensignale zu manipulieren.«
»Die versuchen es?«
»Sie würden dich lieber rausnehmen und jemand anderes an deine Stelle setzen.«
»Na, das kann ich mir vorstellen.«

»Aber das würde Zeit kosten, die wir nicht haben.«
»Pradeep ist ziemlich außer Atem.«
»Ich weiß. Wir haben jetzt die Bilder vom BBC-Hubschrauber über euch.«
Den hatte Marchant vollkommen vergessen, weil er hoch über ihnen schwebte. Armstrong konnte sie also sehen, dachte er. Niemals würde er ihr und den anderen vom MI5 verzeihen, was sie seinem Vater angetan hatten. Stephen Marchant hatte sein Leben dem Geheimdienst gewidmet, und auf dem Höhepunkt seiner Karriere wurde er eines Vergehens beschuldigt, das er bei anderen immer zutiefst verachtet hatte. Manche Menschen starben an gebrochenem Herzen; seinen Vater hatte die Scham hingerafft, nur wenige Wochen nachdem man ihn gezwungen hatte, von seinem Chefposten zurückzutreten. Für seinen Vater hatte es nichts Wichtigeres gegeben als Loyalität. Selbst die besten Aktivposten, die Informanten, die er rekrutiert und denen er seinen Ruf in Delhi, Moskau, Washington und Paris zu verdanken hatte, hatten ihn mit tiefem Abscheu vor der Menschheit und ihrer Bereitwilligkeit zum Verrat erfüllt.
»Haben Munroes Babysitter keine Funkverbindung?«, fragte Marchant. Nach dieser Geschichte würde für ihn und Leila vielleicht alles leichter werden. Die Familienehre wäre wiederhergestellt, und er würde seinen alten Job zurückbekommen.
»Untereinander schon«, antwortete Leila, »aber nicht nach draußen.«
»Das wundert mich nicht. Gibt es einen Code? Irgendetwas, damit ich dem Botschafter klarmachen kann, dass ich nicht aus Albanien komme und ihn lediglich um seine Armbanduhr erleichtern will?«
»Sag ihm, es handele sich um ein DefCon 5. Versuch es mit ›Operation Kratos‹, wenn das nicht genügt. Sobald du das GPS hast, überrede Munroe, sofort die Strecke zu verlassen. Er muss vor der Tower Bridge raus sein.«
»Was hat es mit der Brücke auf sich?«, fragte Marchant, auch Pradeep hatte sie erwähnt.
»Dort bildet sich das größte Gedränge, abgesehen vom Zieleinlauf. Wir sind dabei, den Bereich zu räumen. Das Bombeneinsatzkommando ist unterwegs. Streifenpolizisten sammeln sich in den Nebenstraßen zwischen euch und der Tower Bridge.«

Plötzlich herrschte Stille in der Leitung. Es gab nichts mehr zu sagen. Marchant lief wieder zu Pradeep.
Er hatte für die letzten Kilometer ein paar Geleebohnen eingesteckt, entschied jedoch, sie jetzt hervorzuholen und sie Pradeep anzubieten, der schon beim Anblick allein ein bisschen munterer wirkte.
»Besser als das Gel«, sagte Marchant und nahm selbst einige, nachdem sich Pradeep gierig eine Handvoll gegriffen hatte. »Ich rede mit dem Botschafter, dann komme ich zurück«, sagte Marchant. »Es wird schon gut gehen, versprochen. *Sab theek ho jayega, Pradeep*. Alles wird gut.«
Marchant hoffte, sein eingerostetes Hindi habe Pradeep ein wenig Mut gemacht, während er zum Botschafter aufschloss. Er wusste einiges über Turner Munroe, der vor sechs Monaten in London angefangen hatte. Munroe war ein Kriegstreiber und vor allem dafür bekannt, dass er mit seiner Meinung über den Iran nicht hinter dem Berg hielt. Wenn es nach ihm ginge, sollte man dort durch militärische Intervention einen Regimewechsel herbeiführen. Er hatte im ersten Golfkrieg gekämpft und war ausgezeichnet worden. Marchant wusste zudem, dass er ein Fitnessfreak war, der gern mit iPod lief.
Die Erfahrung hatte Marchant gelehrt, sich ans Protokoll zu halten, wenn er es mit Amerikanern zu tun hatte (das verringerte die Gefahr, erschossen zu werden), also näherte er sich zuerst den Vorposten des Botschafters. Als er erklärte, dass sie sich mitten in einem gefährlichen DefCon-5-Vorfall befanden, fragten sie ihn nach einem Ausweis, wie Marchant es erwartet hatte. Schließlich, als er einen seiner alten CIA-Kontakte nannte, der noch immer in London arbeitete, ließen sie ihn zum Botschafter vor, jedoch erst, nachdem sie ihrem Boss kurz Bericht erstattet hatten.
»Und, alles klar?«, fragte Munroe und nahm einen Ohrhörer aus dem rechten Ohr. Marchant hätte schwören mögen, er höre Bruce Springsteen. »Das ist doch nur ein Scherz mit dem DefCon 5, oder?«
»Nein, Sir, ich fürchte, das ist sehr ernst«, antwortete Marchant, der wusste, Munroe würde das »Sir« gefallen.
»Wissen Sie, dass ich noch nie unter 3:30 gelaufen bin? Boston: 3:35:10, Chicago: 3:32:20. So wie ich jetzt im Rennen liege, würde ich 3:29:30 schaffen, und Sie sagen mir, ich soll aufhören.«
»Wenn Sie weitermachen, könnte es Ihr letzter Lauf gewesen sein«,

sagte Marchant.
»Ach, tatsächlich?«, erwiderte Munroe sarkastisch. Marchant sah einen der schwitzenden Sicherheitsleute an, der mit dem Kopf zum Straßenrand deutete.
»Sir, wir müssen den Lauf beenden«, sagte der Mann und bewegte sich neben den Botschafter. Gleichzeitig rückte sein Kollege auf der anderen Seite näher.
»Zuerst brauche ich allerdings Ihren Sat-Runner«, sagte Marchant.
»Was soll das werden? Ein Raubüberfall?«, fragte Munroe. »So erscheint es mir jedenfalls. Ausgeraubt beim London Marathon. Wer wird mir das glauben?«
»Ich brauche unbedingt das GPS«, beharrte Marchant, während die Babysitter Munroe zum Straßenrand navigierten. »Und bitte nicht langsamer werden.«
Munroe sah ihn an, während er das Armband öffnete und Marchant den Empfänger reichte. »3:29:30. Persönliche Bestleistung wäre das gewesen, und das trotz der Hitze. Dafür wird jemand bezahlen.«
Er schaute zu, wie Munroe fast zum Bordstein gezerrt wurde, wo er widerwillig stoppte. Dann band sich Marchant das GPS um. Pradeep lief nun vor ihm und blickte sich ängstlich über die Schulter um.
»Jetzt hängen wir zusammen in der Sache drin«, sagte Marchant, schloss zu Pradeep auf und zeigte ihm sein Handgelenk.

3



Paul Myers knackte gerade verschlüsselte E-Mails und aß das vierte Snickers an diesem Tag, als Leila anrief. Er konnte sie gut leiden und kannte sie, seit sie an seinem Kurs über *Dschihad*-Chatrooms teilgenommen hatte. Sie hatte nach seinem Einführungsvortrag die erste Frage gestellt und damit das Eis gebrochen. Alle Rekruten des MI6 wurden für eine Woche zum GCHQ nach Cheltenham eingeladen, zum einen als Abwechslung von der Ausbildung im Fort, zum anderen, so dachte Myers jedenfalls, um ihnen zu zeigen, wo die wirkliche Arbeit geleistet wurde.

Paul mochte auch Leilas Freund, obwohl am Anfang nur zögerlich. Äußerlich wirkte Daniel Marchant wie der Prototyp des MI6-Widerlings: Eliteuniversität, weit gereist, redegewandt, gut aussehend und sportlich - alles, was Myers nicht vorweisen konnte. Aber dann hatte er seine Akte gelesen und die finsteren Geschichten erfahren, das Saufen, die Prügeleien, den Verlust des Zwillingsbruders bei einem Autounfall in Delhi, als er acht war, die Mutter, die sich davon niemals erholte und mit Depressionen starb. Danach wurde Paul langsam mit ihm warm. Jeder versuchte schließlich, irgendwie durchs Leben zu kommen, dachte er. Laut Leila hatte Marchant den Verlust des Bruders nie verwunden, und er hätte sich vermutlich zu Tode gesoffen, wenn er dem Journalismus nicht den Rücken zugekehrt und in den MI6 eingetreten wäre. Er muss sich dort wie zu Hause gefühlt haben, denn schließlich war sein alter Herr der Chef des Ladens.

Vielleicht wären sie schon früher Freunde geworden, wenn Paul sich nicht eingeredet hätte, Leila würde trotz ihrer Beziehung mit Marchant für ihn schwärmen. Er wusste, es grenzte an Schwachsinn zu glauben, dass sich eine attraktive Agentin wie sie in einen kurzsichtigen, übergewichtigen Schreibtischanalysten verlieben würde, und bald siegte auch der gesunde Menschenverstand. Doch seine Gefühle für sie blieben bestehen. Jetzt war sie am Telefon und stellte ihm atemlos eine der interessantesten Fragen, die ihm seit Monaten untergekommen waren: Ob er das amerikanische GPS-Netz für ein paar Minuten manipulieren könne?

Angesichts der Geschichte des Navigationssystems und vor allem der Politik der »selektiven Verfügbarkeit«, mit der das US-Militär in den Neunzigerjahren die Genauigkeit des Signals für alle anderen Nutzer herabgesetzt hatte, war Myers von der Herausforderung begeistert. Zeit für Galileo, dachte er, das europäische System von Navigationssatelliten. Je eher sich die Briten aus der Abhängigkeit von GPS befreiten, desto besser.

»Meinst du, das bekommst du hin?«, fragte Leila, die wusste, wie er sich auf diese Herausforderung stürzen würde. Myers hatte gerade an einer Übung in Südwestengland teilgenommen, bei der das gesamte System gestört worden war, um den simulierten Angriff einer iranischen Rakete, die über GPS nach Großbritannien gelenkt wurde, abzuwehren. Dabei hatten auch die Navigationsgeräte in Autos komplett verrückt gespielt, und am nächsten Tag waren die Zeitungen voller Geschichten über Lastwagen, die auf schmalen Landstraßen stecken geblieben waren.

»Technisch ist es möglich«, sagte Myers und verspürte bereits Vorfreude. »Jeder der dreißig GPS-Satelliten hat seine eigene Atomuhr, tatsächlich sind es sogar vier Uhren. Die 2nd Space Operations Squadron in Colorado Springs schickt jeden Tag ein Navigationsupdate rauf, um sicherzustellen, dass alle die gleiche Zeit haben -«

»Paul, wir haben nicht viel Zeit.«

»Sicher. Also, wir wenden uns an 2 SOPS, finden heraus, welche vier Satelliten der Kerl empfängt, und wir schauen mal, ob wir deren Uhren nicht beschleunigen können.«

»Nutzt das etwas?«

»Der Empfänger wird glauben, er bewege sich viel schneller über die

Erde, als er es eigentlich tut. Den Amerikanern wird es nicht schmecken, aber ich schätze mal, wenn wir ihnen erzählen, ihr Botschafter sei das Zielobjekt … Wie viel Zeit brauchst du?«
»Das Bombeneinsatzkommando will zehn Minuten.«
»Maximum zwei.«
»Zwei?«
»Wenn die Uhren zu lange ausfallen, kommt es im Ärmelkanal unter Garantie zu schweren Schiffsunfällen. Und ich möchte mir gar nicht ausmalen, was auf den Einflugschneisen nach Heathrow los wäre. Wie geht es übrigens Daniel?«
Myers wusste sehr genau, das Marchant bei den britischen Geheimdiensten zur *Persona non grata* geworden war, doch er hatte auch seinen Vater gemocht und war bestürzt gewesen über die Art und Weise seiner Ausmusterung und die kurz darauf folgende Nachricht von seinem Tod. Jetzt war Marchant ein Waisenkind, was Myers gut nachfühlen konnte. Er selbst war adoptiert worden und nahm an, seine leiblichen Eltern waren tot.
»Im Augenblick läuft er gerade neben dem Kerl mit dem Gürtel.« Eigentlich hatte sie es ihm nicht sagen wollen, doch sie brauchte seine volle Aufmerksamkeit.
»Daniel?« Eine Sekunde lang blieb es still in der Leitung. »Gott, was macht er denn da? Ich dachte, er wäre suspendiert.«
»Jetzt nicht, Paul.«
»Klar.« Paul hatte einen Gang hochgeschaltet. »Ich habe 2 SOPS auf der anderen Leitung. Ich stelle sie durch.«

Marchant hörte genau zu, während Leila mit ihm besprach, was er als Nächstes zu tun hatte. Ihre Stimme klang anders, zögerlicher, und ließ die gewohnte Zuversicht vermissen. Die Tower Bridge war von Menschen geräumt, sagte sie. Eineinhalb Kilometer vor ihm bei Kilometer zwanzig sollte sich eine Straßensperre von Zivilpolizisten befinden, die mit T-Shirts der Marathon-Ordner bekleidet waren. Sobald er einträfe, würden sie auf die Straße treten und die Läufer mit Megafonen zum Anhalten auffordern, vorgeblich aus Gesundheitsgründen wegen der extremen Hitze. Damit würde der

London Marathon zum ersten Mal unterbrochen, doch solche Maßnahmen waren nicht völlig unüblich. (Auch der Marathon in Rotterdam war 2007 wegen extremer Temperaturen abgebrochen worden.) In anderen Worten: Es bestand die Möglichkeit, dass Pradeeps Komplizen keinen Verdacht schöpften, falls sie zuschauten.
»Alles in Ordnung bei dir?«, fragte Marchant, nachdem Leila erneut gezögert hatte.
»Natürlich nicht, verflucht«, antwortete sie.
Marchant gab den Plan in groben Zügen mitsamt einer Handvoll Geleebohnen an Pradeep weiter, der bei diesen Neuigkeiten Kraft zu schöpfen schien. Die Polizei würde sich so lange wie möglich zurückhalten, damit sich vor ihnen kein Gedränge bildete und ihr Tempo verlangsamte. Außerdem sollten sie sich am rechten Straßenrand halten, wo man eine Gasse für sie bilden würde. Damit Marchant nicht versehentlich aufgehalten wurde, sollte er rufen, er sei Arzt und müsse unbedingt durchgelassen werden.
»Hast du alles verstanden?«, hakte Leila nach.
»Was passiert, wenn wir durch die Absperrung sind?«, wollte Marchant wissen. Seine Mutter hatte sich immer einen Arzt in der Familie gewünscht.
»Sobald ihr euch der Tower Bridge nähert, werden die Amerikaner die Uhren auf vier GPS-Satelliten zwanzigtausend Kilometer über dir umstellen. Wenn ich das Kommando gebe, sollten du und Pradeep langsamer werden und schließlich nur noch gehen. Das Bombeneinsatzkommando stößt dann zu euch und entschärft den Gürtel so schnell wie möglich.«
»Wie lange haben sie Zeit?«
»Zwei Minuten ab dem Moment, in dem ihr langsamer werdet.«
Marchant sagte einige Sekunden lang nichts. Zum ersten Mal begriff er, wie gering seine Überlebenschancen waren. Irgendwie hatte er geglaubt, alles würde sich regeln lassen, doch jetzt beschlich ihn das Gefühl, dass er Leila vielleicht nie wiedersehen würde. Sie hatte es längst erkannt. Normalerweise fühlte er in solchen Augenblicken akuter Bedrohung eine Art ausgleichender Gerechtigkeit. Seit jenem unglücklichen Tag in Delhi lag schwere Schuld auf ihm: Warum war sein Bruder getötet worden, während er den Unfall unversehrt überstanden hatte? Wann immer das

Schicksal sich gegen ihn wandte, wurde ihm diese Last kurz von den Schultern genommen, und Erleichterung trat an die Stelle der Angst. Je größer die Gefahr, desto näher fühlte er sich Sebastian, desto mehr wäre er imstande, ihm in die Augen zu blicken.
Doch jetzt war es nicht der Fall. Der Schauder höherer Gerechtigkeit oder schicksalhafter Euphorie blieb aus. Sein Körper war so müde wie nie zuvor in seinem ganzen Leben, noch müder als damals in Nairobi, in seiner letzten Nacht als Journalist, als man ihn betrunken aus der Gosse gezogen hatte.
»Bist du noch da?«, fragte Leila.
»Ja. Klar.« Wieder eine Pause. Er sah zu Pradeep, der den Eindruck erweckte, er sei in eine Art Trance verfallen, und stur nach vorn starrte, ohne die Außenwelt wahrzunehmen. Aber er lief, und darauf kam es an.
»Sie haben das Reden also weiterhin dir überlassen?«, fuhr Marchant fort.
»Unter diesen Umständen hielt man es für das Beste.«
Sei doch nicht so förmlich, dachte er, obwohl er es besser wusste. Inzwischen waren bestimmt alle Geheimdienste live dabei: Thames House, Cheltenham, Langley.
Marchant stellte sich ein Luftbild von sich selbst vor, wie es einer der Satelliten hoch über South London aufnahm. Er malte sich die Läufer aus, winzige Figuren auf Spielzeugstraßen, die sich vor den Polizisten drängten, welche aus dem Nichts aufgetaucht waren. Wenn er in die Szene hineinzoomte, erkannte er, dass es keinen Weg durch das Gedränge gab. Fünfzig Meter weiter hörte er sich aus Leibeskräften schreien, er sei Arzt. Aber niemand beachtete ihn. Was war mit seiner Stimme nicht in Ordnung? Sie klang so schwach, verlor sich im Lärm der Menge, die höhnte und protestierte, weil der Lauf angehalten wurde. Abermals brüllte er, doch seine Stimme war zu leise und über den Tumult seines Atems, der Megafone und des Helikopters kaum zu vernehmen. Pradeep blickte ihn verzweifelt an, als sie langsamer wurden. Und dann piepte Pradeeps Empfänger.
»Leila, Leila, wir kommen nicht durch!«, rief Marchant ins Telefon. Seine Hände waren schweißnass, und er umklammerte das Handy wie einen Staffelstab. Er hörte, wie sie eindringlich mit anderen Leuten im Hintergrund redete. »Gott, Leila, wir werden langsamer, und vor uns

stauen sich fünfhundert Läufer.«
»Nach links, nach links!«, rief plötzlich jemand, und zwar nicht Leila. Links? Einen Augenblick lang konnte Marchant nur an die blau karierten Stoffschuhe denken, die er als Kind gehabt hatte, mit einem L und einem R auf den jeweiligen Spitzen. Dann zeigte Pradeep nach vorn auf einen Ordner, der hektisch winkte. Er versuchte, sie auf die andere Seite hinüberzulotsen, wo weitere Ordner die Läufer zurückdrängten und eine Gasse bildeten.
Marchant brachte kein Wort mehr heraus, geschweige denn die Rufe, er sei Arzt, und es war auch gar nicht mehr nötig. Sie hatten die Straßensperre plötzlich hinter sich und liefen allein weiter, und der Lärm der Menschenmenge blieb rasch hinter ihnen zurück. Das Marathon-Ungetüm hatte sie ausgespuckt.
Achthundert Meter vor ihnen lag mit wehenden Fahnen und gespenstisch verlassen die Tower Bridge. Marchant lächelte schwach, wenn auch nicht lange. Bis zu der Straßensperre mochte Pradeeps Mission für jeden Beobachter noch durchführbar erschienen sein. Jetzt, als die beiden die leere Straße entlangliefen, war das Selbstmordattentat vereitelt.
Marchant konnte nur hoffen, dass Pradeeps Komplize, falls er denn einen hatte, bis zur Tower Bridge abwarten würde, um seine Niederlage abzumildern, indem er wenigstens symbolisch ein Zeichen setzte. Der Botschafter würde nicht sterben, es würde keine Schlagzeilen über ein »Blutbad beim London Marathon« geben, aber ein Selbstmordanschlag gegen eines der Wahrzeichen der britischen Hauptstadt wäre auch schon etwas wert.
»Leila?«, fragte Marchant atemlos und bemühte sich, das Handy festzuhalten.
»Wir hören Sie«, sagte ein Mann mit amerikanischem Tonfall.
»Wo ist Leila?«, rief er. »Holen Sie Leila wieder an den Apparat, hören Sie?«
»Ist schon gut, Daniel«, sagte eine Stimme. »Sie ist noch hier. Wir haben Sie nur direkt nach Colorado Springs umgeleitet. Sie sprechen jetzt mit mir, Harriet Armstrong, in London.«
Die Hexe, dachte er, sagte jedoch nichts. Er war zu erschöpft.
»In einigen Minuten sollen sie langsamer laufen«, fuhr Armstrong fort. »Wie haben zwei Mann vom Bombeneinsatzkommando an der Nordseite

der Brücke. Sobald Sie gehen, kommen die zu ihnen. Versuchen Sie, so viel wie möglich aus Pradeep herauszuholen. Zellennamen, Kontakte, wer ihn betreut, alles. In zwei Minuten rufen wir wieder an.«
Es war ein unheimliches Gefühl, den London Marathon durch verlassene Straßen zu laufen. Eigentlich hatte er leere Räume immer gemocht, den großen weiten Himmel, Berge, das offene Meer. In Städten fühlte er sich eingesperrt, aber hier könnte er leben, wenn es immer so wäre wie jetzt. Plötzlich dachte er an die Thar-Wüste, wo er mit Sebastian auf einem Kamelrücken über Sanddünen geritten war, die Eltern vor ihnen hatten sich lächelnd zu ihnen umgedreht.
Soweit Marchant sehen konnte, hatte die Polizei einen Korridor von etwa hundert Metern beiderseits der Strecke freigeräumt. Einen Moment lang stellte er sich vor, er würde das Feld mit Pradeep anführen und sei den Spitzenläufern in einem gnadenlosen Endspurt ausgerissen. Dann erinnerten ihn seine Beine daran, wie müde er war.
»Woher stammen Sie, Pradeep?«, fragte er. »Aus welchem Teil von Indien?«
»Wie kommen Sie darauf, dass ich aus Indien bin?«
»Ich habe mal da gelebt.«
»Wo denn da?«
»Delhi. Chanakyapuri.«
»Sehr schön«, meinte Pradeep, bewegte den Kopf von einer Seite zur anderen und brachte ein schwaches Lächeln zustande. Über die Heimat zu reden schien ihm Kraft zu verleihen.
»Ich erinnere mich nur noch an die gelben Blüten des Goldregens. Ich war sehr klein.«
Einige Sekunden lang trabten sie im Gleichschritt dahin, hüpften im selben Takt auf und ab. Beiden fiel es auf, beide fühlten sich wie in Trance. »Müssen wir sterben?«, fragte Pradeep.
»Nein. Müssen wir nicht.«
»Meine Heimatstadt ist Kochi.«
»In Kerala?«
»Meine Frau stammt auch von dort. Wir haben einen Sohn, der bei uns in Delhi lebt. Die bringen ihn um, wenn ich das heute nicht erledige.«
»Wer sind ›die‹?«
Pradeep antwortete nicht. Stattdessen zog er ein kleines Foto aus einer

Tasche vorn am Gürtel und zeigte es Marchant.
Marchant betrachtete ein junges Gesicht, das ihn anlächelte. Das hatte er nicht bedacht. Pradeep mochte kein freiwilliger Attentäter sein, aber er hatte ein Motiv, die Sache zu Ende zu bringen. Das raubte ihm den Mut. Pradeep hatte sein Ziel, den Botschafter, verfehlt, trotzdem konnte er sich immer noch an sein Wort halten und sich auf der Tower Bridge in die Luft sprengen, um seinen Sohn zu retten. Marchant blickte auf seine Uhr: eine Stunde und neununddreißig Minuten.
»Aber Sie wollen das hier doch nicht zu Ende bringen?«, fragte er. »Sie wollen nicht sterben.« Ehe Pradeep antworten konnte, begann Marchants Handy zu klingeln. Es war Colorado Springs.
Erneut stellte sich Marchant vor, dass die Brücke, wenn man sie von hoch oben betrachtete, wie Kinderspielzeug aussehen musste. Er hörte dem jungen Amerikaner zu, der ruhig und bestimmt zu ihm sprach oder zu Armstrong oder zu jemand anderem. Und dann war der Zeitpunkt gekommen, langsamer zu werden.
»Wenn das GPS-Gerät piepen sollte, laufen Sie sofort wieder schneller, verstanden?«, sagte der Amerikaner.
»Verstanden, ja.«
»Und nun werden Sie langsamer, Sir. Das Fenster ist offen. Zwei Minuten ab jetzt.«
Marchant blickte Pradeep an und war sich dessen Kooperation plötzlich nicht mehr sicher. So lange hatte er von ihm verlangt weiterzulaufen; jetzt betete er, der Mann würde abbremsen. Doch Pradeeps Tempo blieb konstant, er schaute stur geradeaus. Wenn überhaupt, schien er Kraft gewonnen zu haben. Er lief weiter, bis sie die Brücke erreichten.
»Vergessen Sie nicht, Sie haben Zeit, wieder zu beschleunigen, wenn sich das GPS beschwert«, erklärte der Amerikaner. »Ganz locker also. Eine Minute fünfundvierzig Sekunden.«
Marchant schob sich näher an Pradeep heran und packte ihn am Arm.
»Es ist gut, wir können langsamer werden. Wir können stehen bleiben. Geschafft.« Sie befanden sich am Rand der Brücke, näherten sich dem ersten Turm und hielten immer noch das alte Tempo. Marchant wusste, dass sich Tränen in Pradeeps Schweiß mischten, während er sich für seinen jungen Sohn weiter vorwärtskämpfte. Aber seine Beine gaben unter ihm nach, zuerst das eine, dann das andere, und schließlich lag er

in Marchants Armen und schluchzte, während sie weitergingen. Marchant blickte auf seinen Empfänger und kontrollierte die Geschwindigkeit: Der Anzeige zufolge waren sie fast zwölf Stundenkilometer schnell.

Marchant gelang es später nie, die genaue Reihenfolge der nun eintretenden Ereignisse zu rekonstruieren. Er erinnerte sich an zwei Männer vom Bombeneinsatzkommando, die in ihrer schweren, kakifarbenen Schutzkleidung von der anderen Seite der Brücke auf sie zugerannt kamen und ihm zuriefen, er solle bleiben, wo er war. Und später erfuhr er, dass irgendwo im Himmel über Heathrow zwei Passagierflugzeuge früher zur Landung ansetzten, als sie eigentlich sollten, und dabei auf Kollisionskurs gerieten, eine Katastrophe wurde nur durch einen wachsamen Fluglotsen verhindert.

Der Doppelschuss, der über die Brücke hinweghallte und Pradeeps Kopf nach hinten riss, musste abgefeuert worden sein, kurz bevor die Männer vom Bombeneinsatzkommando bei ihnen eintrafen. Marchant erinnerte sich, wie er Pradeeps schlaffen Körper eine Sekunde lang hielt und dann mit ihm auf den Asphalt sank. Die zwei Dum-Dum-Geschosse waren in Pradeeps Kopf förmlich explodiert, statt wieder auszutreten. Die Rückseite seines Schädels fühlte sich an wie feuchtes Moos.

Im anschließenden Durcheinander wurde der Gürtel losgeschnitten und entschärft, doch Marchant beschäftigte nur ein einziger Gedanke, während man ihn in einer Kakofonie aus Sirenengeheul davonführte: Würden sie Pradeeps Sohn am Leben lassen, oder würden sie ihn töten?

4



Daniel Marchant schaute hinaus auf das flache Tal und beobachtete eine Schar Kanadagänse, die vom Wasser aufstiegen, am Kanal entlangflogen und nach rechts in Richtung Dorf davonzogen. Morgendunst hing über dem Wasser, der sich mit dem blauen Rauch von den Öfen der Kanalboote mischte, die am anderen Ufer lagen. Neben dem Kanal verlief die Bahnlinie nach London, und ein kleiner Zug mit drei Waggons wartete am Bahnhof auf die ersten Pendler des Tages. Im Wald auf dem Hügel hinter den Gleisen hämmerte ein Specht in kurzen Abständen. Sonst herrschte Stille.

Marchant hatte trotz seiner Erschöpfung nur mit Unterbrechungen geschlafen, und er wusste, ein weiterer Tag mit Befragungen lag vor ihm. Wenigstens befand er sich jetzt nicht mehr in London, sondern in einem sicheren Haus irgendwo in Wiltshire. Nach dem Marathon hatte ihn ein Zivilfahrzeug von der Tower Bridge zum Thames House gebracht, wo er duschen und sich die Kleidung anziehen konnte, die Leila aus seiner Wohnung geholt hatte. Er sah sie nur kurz, gab ihr das Handy zurück, aber das Gespräch zwischen ihnen verlief steif. Ihr Blick überraschte ihn. Er hatte sich auf sie gefreut, wollte sich bei ihr bedanken, weil sie ihm während des Laufs geholfen hatte, doch im Nachhinein war er dankbar für ihre Zurückhaltung; seit diesem Zeitpunkt war er auf der Hut gewesen.

Er hatte nicht erwartet, als Held gefeiert zu werden, jedoch auch nicht, dass man ihn in den Keller des MI5-Hauptquartiers führen und stundenlang in einem kleinen stickigen Raum verhören würde. Eine

Befragung in den Räumen des MI6 wäre passender gewesen, schließlich stand er dort immer noch auf der Gehaltsliste. Doch in dem Augenblick, in dem er in Thames House eingetroffen war, wurde ihm klar, dass man andere Pläne mit ihm hatte. Er durchschaute nur nicht, welche.
Seine Rolle bei dem versuchten Anschlag auf den Marathon war für die Geheimdienste schwierig, das akzeptierte er. Gleichzeitig bereiteten ihm einige Fragen Sorgen: Warum war er da gewesen, warum hatte der Gurt bei niemandem sonst Verdacht erregt? Gewissermaßen ein Zivilist hatte die Lage gerettet, nur handelte es sich bei ihm nicht um einen ganz normalen Bürger, sondern um einen suspendierten MI6-Agenten; einen Agenten zudem, dessen vor Kurzem verstorbener Vater des Hochverrats verdächtigt wurde; um einen Sohn, der den Familiennamen reinwaschen wollte.
Natürlich hatte der MI5 hinter der Entscheidung gestanden, ihn zu suspendieren, genauso wie er auch die treibende Kraft gewesen war, die seinen Vater vom Chefsessel beim MI6 gestoßen hatte, und das erhöhte die Spannung bei dem Verhör im Keller zusätzlich.
»Sie können sich vorstellen, wie das von unserem Standpunkt aussieht«, hatte der Vernehmungsbeamte gesagt, während er in dem schlichten, weiß gestrichenen Raum Kaugummi kauend seine Runden um Marchant drehte. Marchant, der auf dem einzigen Stuhl saß, kannte den Mann nicht, der sich als Wylie vorgestellt hatte. Kurz nach dem erzwungenen Ausscheiden seines Vaters war Marchant in Thames House von einem Ausschuss befragt worden, doch dieser Mann hatte nicht dazugehört.
Wylie war in den späten Vierzigern und plattfüßig, er hatte dünnes rotes Haar und blasse, viel zu trockene Haut. Wenn man ihm auf der Straße begegnen würde, dachte Marchant, würde man ihn für einen überarbeiteten Polizisten halten oder für einen Lehrer, der in der Innenstadt unterrichtete, jedenfalls für jemanden, der mehr Papier als Tageslicht zu sehen bekam und seine Kollegen besser kannte als seine Ehefrau.
»Zwei Männer laufen zusammen und versuchen verzweifelt, die Tower Bridge zu erreichen, um ein möglichst großes Publikum zu haben. Einer von ihnen kommt gerade aus Indien und ist vollgepackt mit Sprengstoff. Der andere« - Wylie hielt inne, als habe ihn der Ekel vor Marchant überwältigt - »der andere ist ein entlassener Geheimdienstagent mit

Problemen, der dafür sorgt, dass der erste sein Ziel erreicht.«
»Suspendiert, nicht entlassen«, erwiderte Marchant ruhig. »Das Ziel war Turner Munroe, der amerikanische Botschafter.« Wylie benutzte, wie Marchant erkannte, eine Standardverhörstrategie: Dabei versteifte man sich zunächst auf die weniger plausible von zwei Haupttheorien (Ex-MI6-Agent voller Groll), um zu sehen, ob die Antworten des zu Vernehmenden zu der plausibleren passten (Ex-MI6-Agent rettet MI5 den Arsch). Das hatte er im Fort gelernt, zusammen mit Leila.
»Als der Befehl erteilt wurde, langsamer zu werden, sind Sie und er im gleichen Tempo weitergelaufen, um das Ziel zu erreichen, nämlich die Tower Bridge«, fuhr Wylie fort, fand seinen Rhythmus und kaute schneller auf seinem Kaugummi. Er sprach so enthusiastisch, dass er auch Marchant mitriss, bis er den unterschwelligen Sarkasmus heraushörte. »Sie haben diesem Mann sogar geholfen weiterzulaufen und ihn gestützt.«
Wylie warf ein Schwarz-Weiß-Überwachungsfoto auf den Tisch. Es war mit einem Teleobjektiv aufgenommen und zeigte Marchant und Pradeep, wie sie auf die Brücke zuliefen. Marchant erschrak, wie erschöpft er aussah: Pradeep schien eher ihn zu stützen. Er spürte wieder die Schlaffheit in den Gliedern, und unter dem Tisch streckte er die Beine.
»Warum sind Sie nicht langsamer geworden wie befohlen?«, fragte Wylie und blieb hinter Marchant stehen.
Marchant nahm das Foto, ließ sich Zeit mit der Antwort, versuchte die Person hinter sich einzuschätzen und ordnete seine Gedanken. Die genauen Abläufe beim Finale leuchteten ihm immer noch nicht ganz ein. Hatten die auf Pradeep geschossen, weil er nicht langsamer wurde? Er meinte, die Schüsse erst gehört zu haben, als sie schon gingen.
»Pradeep wollte diesen Selbstmordanschlag nicht durchführen«, sagte Marchant über die Schulter. »Wenn Sie mich fragen, so hat man ihn dazu gezwungen. Als ich ihn angesprochen habe, hat er sich gefreut über die Hilfe. Das war eine instinktive Reaktion: ›Wie kann ich verhindern, getötet zu werden?‹ Nachdem sein Überlebenswille geweckt war, dachte er auch an andere, vor allem an seinen Sohn, der getötet werden sollte, falls Pradeep seine Mission nicht erfüllt. Als wir uns der Brücke näherten, wurde diese Sorge für ihn immer dringlicher. Er wurde nicht langsamer, als ich ihn dazu aufforderte, und wie Sie auf dem Foto sehen,

musste ich eingreifen, um das Tempo zu verringern.«
Marchant ließ das Foto auf den Tisch fallen. Die beiden Männer beobachteten schweigend, wie es sich drehte und dann still liegen blieb. Marchant wünschte sich einen Ventilator.
»Ist Ihnen eigentlich je der Gedanke gekommen, dass Sie zu den von Ihnen ergriffenen Maßnahmen nicht befugt waren?«, fragte Wylie, der immer noch hinter ihm stand. »Schließlich waren Sie suspendiert.«
Marchant bemerkte die Kursänderung. »Ich habe mich wie ein anständiger Bürger verhalten.«
»Anständig?« Wylie lachte. »Ihr verlotterter Lebenswandel ist allgemein bekannt, Marchant.«
Marchant blickte nach vorn und antwortete gleichmütig: »Ich habe etwas Verdächtiges bemerkt, und ein Anruf bei der Terror-Hotline war keine Alternative.«
»Warum nicht?«, brüllte Wylie und schob sich vor Marchant. Wenn er wütend war, schnappte seine Stimme über und wurde schrill. Eigentlich hätte es lustig wirken müssen, stattdessen war es unheimlich.
»Warum nicht?«, wiederholte Marchant, jetzt lauter, da er Wylie wieder sehen konnte. »Weil ich kein Telefon bei mir hatte, verflucht.«
Marchant versuchte sich zu beherrschen, damit er nicht schrie. Es gab keinen Grund, Leila mit hineinzuziehen. Sie würde ihnen von ihrem TETRA-Handy erzählen, wenn sie befragt wurde. Langsam und deutlich, als spräche er mit einem Kind, sagte er: »Ich habe mich entschieden, bei Pradeep zu bleiben. Ich war nicht sicher, ob er so leicht wiederzufinden wäre. Schließlich waren fünfunddreißigtausend Läufer unterwegs.«
»Darunter auch einige unserer Beamten«, warf Wylie ein.
Plattfüße, die zehn Minuten für einen Kilometer brauchen, dachte Marchant.
»Der Anschlag kam nicht völlig überraschend«, fügte Wylie hinzu.
»Ganz sicher nicht.« Und der Bericht, den Marchant über den Vorfall verfassen würde, würde daran keinen Zweifel lassen: Der MI5 hatte alles kommen sehen und die Sache trotzdem vermasselt.
»Haben Sie vorher darüber Bescheid gewusst?«, fragte Wylie, und seine Stimme schnappte erneut über. Diesmal holte er einen Asthma-Inhalator hervor und sog gierig daran.
»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber Ihre ehemaligen Kollegen wussten Bescheid. Die geben Informationen nur nicht gern weiter, nicht wahr?«
Plötzlich begriff Marchant. Wylie unterstellte, seine Verwicklung sei geplant gewesen, Teil einer Verschwörung, durch die der MI6 den MI5 bloßstellen wollte und Marchant seinen Posten zurückbekommen sollte.
»Für den MI6 kann ich nicht sprechen«, sagte er.
»Nein, das können Sie wohl nicht. Aber Sie würden gern. Solange Sie für ihn gearbeitet haben, waren Sie trocken. Und jetzt kommt der wahre Marchant zum Vorschein, was? Los, sagen Sie schon, Sie haben einen Tipp bekommen. Von einem der alten ›Partner‹« - er betonte das Wort spöttisch - »der sich entschieden hat, es lieber Ihnen zu verraten als uns. Heute Morgen haben Sie sich auf die Suche nach einem Mann mit einem Gurt gemacht. Sie haben ihn nicht zufällig entdeckt, diesen einen Läufer unter fünfunddreißigtausend, der sich in die Luft sprengen wollte.«
Marchant dachte an Leila und daran, was sie über Paul Myers gesagt hatte, der vor dem Marathon irgendetwas aufgeschnappt hatte, und er spürte, wie seine Handflächen feucht wurden. Hatte jemand den Anruf zwischen ihr und Myers abgehört? Das würde seine zufällige Begegnung mit Pradeep in ganz anderem Licht erscheinen lassen: Cheltenham informiert den MI6; der MI6 informiert einen suspendierten Agenten, der den Bombenanschlag vor der Nase des MI5 vereitelt. Allerdings hatte Wylie mit Sicherheit keine Ahnung, welche Befürchtungen er in Marchant weckte.
»Was hat Ihnen dieser Turbanträger über sich erzählt?«, wollte Wylie wissen und wechselte erneut die Richtung.
Turbanträger? Marchant wunderte sich, wie konservativ es beim MI5 immer noch zuging. Er hätte gedacht, dass man auch hier inzwischen ein wenig integrationsfreudiger geworden wäre. »Seinen Namen hat er mit Pradeep angeben. Ursprünglich stammt er aus Cochin in Kerala. Er hat es Kochi genannt, wie die Einheimischen dort, was darauf hindeutet, dass er Inder war.« Marchant hatte Tatsachen schon immer gemocht. Harte Fakten, über jeden Zweifel erhabene Zahlen gaben Sicherheit in seiner Welt, die sich in ständiger Veränderung befand.
»Südindien«, sagte Wylie. »Wir hatten gehofft, mit diesen Terroraktionen wäre es vorbei.«
Lassen Sie meinen Vater da raus, dachte Marchant. Die

Bombenanschläge im letzten Jahr, deren Ausgangspunkt man in Südindien vermutete, hatten aufgehört, nachdem sein Vater Weihnachten als Chef des MI6 zurückgetreten war, ein Punkt, der seinen Feinden beim MI5 nicht entgangen war. »Pradeep kannte sich außerdem in Neu-Delhi aus«, sagte Marchant, entschlossen, ruhig zu bleiben. »Dort hat er mit seiner Frau und seinem Sohn gelebt. Er schien Chanakyapuri zu kennen, das Diplomatenviertel im Süden der Stadt.«
»Ungewöhnlich für einen Einheimischen, den Stadtteil zu kennen, in dem sich vor allem ausländische Botschaften befinden.«
»Möglicherweise. Schwer zu sagen. Er hat wenig über sich selbst verraten. Gute Englischkenntnisse und starker indischer Akzent. Sein Kind war vier oder fünf Jahre alt und trug auf dem Foto, das er mir gezeigt hat, ein braunes T-Shirt von einer Schule. Wenn Sie ihn nicht erschossen hätten, hätte er vielleicht noch mehr über sich erzählt.«
Marchant sah den Schlag kommen - er war obligatorisch, seit der MI6 zum ersten Mal über seine Privatschulnase auf den MI5 heruntergeschaut hatte - und hob den linken Unterarm schnell genug, um den Hieb abzublocken. Sein im Fort geschärfter Instinkt wollte mit der Rechten zurückschlagen, doch Marchant beherrschte sich und packte stattdessen Wylies Oberarm. Ihre Gesichter kamen sich nahe, ehe Marchant losließ.
»Nächstes Mal knallen wir Sie beide ab«, sagte Wylie und saugte an seinem Inhalator.

5



Paul Myers nahm einen kräftigen Schluck von seinem dritten Pint London Pride. »Dreißig Sekunden länger, und die Flugzeuge wären kollidiert«, sagte er. »Die Flugaufsicht der CAA ist außer sich vor Wut und will wissen, wie viele andere Beinahezusammenstöße in Großbritannien darauf zurückzuführen sind, dass die Leute in Colorado an den Atomuhren herumgespielt haben.«
»Und?«, fragte Leila und sah sich im Pub um. Das Morpeth Arms, genau gegenüber vom MI6-Hauptquartier auf der anderen Flussseite, wurde gern von Mitarbeitern der britischen Geheimdienste besucht. Am Tresen erkannte sie ein oder zwei Kollegen, die darauf warteten, von einer der tschechischen oder russischen Barfrauen bedient zu werden.
»Man sollte sich einfach nicht auf sein Navi verlassen, wenn es Krieg gibt.«
Leila lächelte und nippte an ihrem Sauvignon. Sie war müde. Beim MI5 hatte man sie am Nachmittag gehen lassen, nach dem zweiten Tag mit Befragungen. Heute waren die Amerikaner dabei gewesen: James Spiro, der Chef der CIA-Dienststelle London, hatte ihr eine Menge Fragen über Daniel Marchant gestellt, aber keine ihrer eigenen beantwortet. Jetzt wäre sie gern bei Daniel gewesen und hätte mit ihm besprochen, was beim Marathon geschehen war, doch angeblich wusste niemand, wo er steckte. Myers war der Trostpreis. Er hatte seine Rolle am gestrigen Tag gespielt und stellte einen Beweis dafür dar, dass alles tatsächlich passiert war. Mehr noch interessierte sie jedoch, was so geredet wurde.
»Es war gut, dass du mich gestern angerufen hast«, sagte sie und legte

die Hand auf seinen sommersprossigen Unterarm. Myers trug einen Fleecepulli, der ihm zu groß war und dessen Ärmel er hochgekrempelt hatte.
»Sollen wir die Zeit nicht ein bisschen zurückdrehen? Ich kann mich noch an den Tag erinnern, als du im Fort angekommen bist …«
»Kannst du dich erinnern, was genau du gehört hast? Gestern?«
Myers lehnte sich zurück. »Wahrscheinlich gar nichts. Ein Südinder, den wir überwachen, hat irgendwas über ›fünfunddreißigtausend Läufer‹ gesagt. Hast du irgendwem davon erzählt?«
»Nur Daniel. Kurz vor dem Start.«
Myers lächelte und wusste nicht, wohin er den Blick wenden sollte. Wie die meisten Analysten, die Leila beim GCHQ kannte, hatte er ein gestörtes Sozialleben. Sein Kopf hing viel zu tief über seinem Bier, das er mit großen Händen hielt, deren Fingernägel abgebissen waren. Trotzdem konnte er gut zuhören, und zwar nicht nur in den Chatrooms der *Dschihadis*, sondern auch alten Freunden wie Leila. Sie wusste, dass sein Interesse an ihr noch nicht erloschen war, einerseits, weil er häufig plump auf ihren Busen starrte, aber auch, weil er so schnell zugestimmt hatte, nach London zu kommen, als sie jemanden zum Reden brauchte. Natürlich wusste sie, dass es falsch war, seine Begeisterung auszunutzen; allerdings hatte sie keine andere Wahl. Sie brauchte dringend Gesellschaft.
»Ich versuche dahinterzukommen, wie das alles passiert ist und warum er derjenige war, der den Gürtel entdeckt hat«, sagte Leila und beschloss, keinen Wein mehr zu trinken.
»Komm schon, Leila, er war schon immer so ein blödes Glücksschwein. Manche Leute werden dauernd an die besten Stellen versetzt, treffen beim Elfmeterschießen und ziehen mit dem schönsten Mädchen ab.«
Myers hob den Kopf kurz, und seine dicke Brille glitzerte im Licht. Beim Biertrinken kam immer seine poetische Ader durch, und er starrte noch einmal verstohlen auf Leilas Busen.
»Ich mache mir Sorgen um ihn«, sagte sie. »Nach dem, was mit seinem Vater passiert ist.«
»Er bekommt seinen Posten zurück. Schließlich hat er uns den Arsch gerettet, oder?«
»Hoffentlich sehen die Amerikaner das ähnlich. Stephen Marchant

konnten sie nie leiden, und Daniel trauen sie nicht über den Weg. Ich denke, es ist vermutlich das Beste, wenn wir beide dieses abgefangene Gespräch nicht erwähnen. Das wirft kein gutes Licht auf ihn.«
»Nichts dagegen. Ich hätte es dir sowieso nicht erzählen sollen. Die Jungs in Colorado Springs halten ihn für einen Scheißhelden«, fuhr Myers fort und trank sein Glas leer. »Sag mal, kann ich heute Nacht bei dir schlafen? Mein letzter Zug nach Cheltenham ist schon weg.«
»Du kannst das Sofa haben«, sagte Leila, überrascht von seiner Dreistigkeit.
Als sie auf die leere Millbank hinaustraten und sich nach einem Taxi umschauten, blickte Leila ihm in die Augen. »Du glaubst doch nicht, dass es stimmt, was die über seinen Vater behaupten?«
»Nein. Das hätten wir gewusst. Früher oder später hören wir alles in Cheltenham. Die Sache war einfach politisch nützlich. Sie haben ihm nicht vertraut. Der Premierminister und Armstrong. Der ganze verfluchte Haufen. Nicht, weil er ein Verräter gewesen wäre. Sie haben ihn einfach nicht verstanden. Er war von der alten Schule, schlicht nicht ihr Typ.«
»Manchmal frage ich mich, ob es überhaupt einen Maulwurf gab«, sagte Leila und schaute übers Wasser hinweg nach Legoland, das beleuchtet in den Nachthimmel aufragte wie eine grob behauene Pyramide.
»Stephen Marchant war es nicht, und mehr weiß ich auch nicht«, sagte Myers, der leicht ins Schwanken geriet, als sein Blick auf ihre Beine fiel. »Und auch sein Sohn nicht. Ich verstehe überhaupt nicht, warum sie ihn suspendiert haben. Nein, Daniel ist einer von den Guten. Und er hat auch guten Geschmack, was Frauen angeht.«
Eine halbe Stunde später lag Leila in ihrem Bett, starrte an die Zimmerdecke und bedauerte, dass sie Myers gestattet hatte, auf ihrer Couch zu nächtigen. Er schlief bereits fest, lag da wie nach einem Sturz aus großer Höhe und schnarchte laut.
Leila dachte wieder an ihre Mutter, daran, wie sie gestern Abend am Telefon geklungen hatte. Der Arzt, der ihr ursprünglich zu einem Pflegeheim geraten hatte, hatte gesagt, sie müsse damit rechnen, dass ihre Mutter zunehmend verwirrter sein würde. Trotzdem blieb es beunruhigend. Sonntag war eigentlich ein ungewöhnlicher Tag für einen Anruf, aber nach dem Marathon am Vormittag war sie verängstigt und erschöpft. Allein in der Wohnung und nach der stundenlangen

Vernehmung in Thames House fühlte sie sich wie ein kleines Kind. Als sie klein gewesen war, hatte sie sich, wenn sie über etwas reden wollte, nie an ihren Vater gewendet, der sich nur selten um sie bemüht hatte. Stets hatte sie sich ihrer Mutter anvertraut, doch nun machte ihre Stimme Leila noch mehr Angst.
»Sie sind heute Nacht gekommen, zu dritt«, hatte ihre Mutter langsam in Farsi begonnen. »Sie haben den Jungen geholt, du weißt schon, der für mich kocht. Haben ihn vor meinen Augen verprügelt.«
»Haben sie dir etwas getan, Mama?«, fragte Leila und fürchtete die Antwort. Die verwirrten Geschichten über Misshandlungen wurden bei jedem Telefongespräch heftiger. »Haben sie dich angerührt?«
»Er war für mich wie ein Enkel«, fuhr sie fort. »Sie haben ihn an den Füßen rausgeschleift.«
»Mama, was haben sie mir dir gemacht?«, fragte Leila.
»Du hast mir gesagt, die würden nicht kommen«, sagte ihre Mutter. »Andere hier haben auch gelitten.«
»Es ist vorbei, Mama. Jetzt kommen sie nicht mehr. Ich verspreche es dir.«
»Warum haben sie behauptet, meine Familie sei schuld? Was haben wir ihnen denn getan?«
»Nichts. Du weißt doch, wie das ist. Bist du jetzt in Sicherheit?«
Aber die Leitung war tot.
Leila wünschte, Marchant wäre jetzt bei ihr, sie hätte sich gern an ihm festgehalten, hätte mit ihm über ihre Mutter gesprochen. Wenn sie sich nur unter anderen Umständen und in einem anderen Leben kennengelernt hätten. Marchant hatte das selbst oft gesagt. Aber ihre Wege hatten sich miteinander verschlungen und ließen sich nicht mehr trennen, obwohl beide gelernt hatten, einen Teil von sich stets zu verschließen, damit niemand - Agenten, Kollegen, Liebhaber - ihn erreichen konnte. Marchant war allerdings anders als jeder, mit dem sie sich bisher eingelassen hatte. Er war ein Getriebener, der alles von sich forderte und bis an die Grenzen von Erfolg und Misserfolg ging. In seinem Leben gab es keine halben Sachen. Wenn Marchant sich betrank, dann zechte er bis zum nächsten Morgen. Wenn er richtig ausschlafen musste, dann konnte er bis Mittag liegen bleiben. Und wenn er lernen musste, dann arbeitete er die ganze Nacht.

Sie erinnerte sich an den Tag, zwei Wochen nach Beginn ihres Einführungskurses im Fort, als sie nach unruhigem Schlaf aufgewacht war. Der Wind war vom Kanal hereingeweht, und die alten Fenster des trostlosen Ausbildungszentrums, eines früheren Forts aus napoleonischen Zeiten am Ende der Gosport-Halbinsel, hatten geklappert wie die Flaschen auf einem Bierwagen. Drei Rekrutinnen teilten sich ein großes Zimmer an der Nordseite des zentralen Hofes, während die sieben Männer in einem Trakt mit separaten Apartments an der Ostseite zum Meer hin untergebracht waren. Sie trat ans Fenster und sah Licht. Zwar konnte sie nicht sicher sein, ob es bei Marchant brannte, trotzdem zog sie sich einen Pullover an, warf sich den Morgenmantel darüber und machte sich leise über den kalten Hof auf den Weg.
Als sie bei den Männerunterkünften ankam, wusste sie sofort, dass die alte Holztür, unter der schwaches Licht hervorschimmerte, zu Marchants Zimmer gehörte. Zitternd zögerte sie. Am Tag zuvor hatten sie die Theorie der Agentenrekrutierung durchgenommen. Ganz allgemein konnte man Menschen aus folgenden Gründen dazu bringen, ihr Vaterland zu verraten: Geld, Ideologie, Ego und Repressalien - GIER. Sie hatten lange Unterricht gehabt und im Anschluss nur einen kleinen Drink an der Bar genommen. Marchant hatte sie bewusst ignoriert, obwohl sie den ganzen Tag in der gleichen Gruppe gearbeitet und dauernd Blicke gewechselt hatten, die sie für vielsagend hielt.
Sie klopfte einmal und wartete. Zu hören war nichts, und einen Augenblick lang dachte Leila, er schlafe schon; oder vielleicht war er in Portsmouth unterwegs und hatte das Licht nur angelassen, um seine Anwesenheit vorzutäuschen. Dann jedoch öffnete sich die Tür, und Marchant stand in einem verwaschenen Surfer-T-Shirt und Boxershorts vor ihr.
»Ich konnte nicht schlafen«, sagte sie. »Kann ich reinkommen?«
Marchant antwortete nicht, trat aber zur Seite und ließ sie in den kleinen Raum. »Frierst du nicht? Diese Bruchbude ist saukalt.«
»So schlafe ich wenigstens nicht ein.« Marchant nahm eine Hose vom ungemachten Bett, warf sie in eine Ecke und setzte sich wieder an den Schreibtisch. »Fühl dich ganz wie zu Hause. Ich habe leider nur einen Stuhl.«
Leila ließ sich auf der Bettkante nieder. Auf dem kleinen Schreibtisch

lag ein Stapel Papier im Schein einer verbeulten Gelenkleuchte. Daneben stand eine halb leere Flasche Whisky. Einige Momente lang schwiegen sie und lauschten dem Wind draußen.
»Was liest du?«, fragte sie. Er wandte sich leicht ab und blätterte die bedruckten Seiten durch.
»Berühmte Verräter. Hast du gewusst, dass die Russen Aldrich Ames immer noch 2,1 Millionen Dollar schulden? Sie haben das Geld auf einem Auslandskonto hinterlegt, falls er jemals aus dem Gefängnis in Pennsylvania rauskommt. Er hatte keine höheren Motive, nur das Geld. Seine Frau hat beim Shoppen mehr ausgegeben, als sein CIA-Gehalt erlaubte. So einfach ist das manchmal.«
»Es ist vier Uhr morgens.«
»Ich weiß.«
»Warum jetzt?«
Marchant wandte sich ihr wieder zu. »Ich muss diesen Kurs nicht nur über mich ergehen lassen, sondern den Mist mit Auszeichnung bestehen.«
»Wegen deines Vaters?«
»Du hast den Ausbilder gestern gehört. Er ist eindeutig davon überzeugt, dass ich nicht aufgrund meiner Fähigkeiten hier bin. Schließlich ist mein Dad der Boss.«
»Ach, so läuft das doch heute nicht mehr. Das weiß doch jeder.«
»Der Ausbilder nicht.«
Marchant wandte sich seinem Schreibtisch zu und sah durch das Fenster in den dicken Steinmauern hinaus. Der Morgen graute, und in der Ferne blinkten die Lichter der Fähre von Bilbao nach Portsmouth. Auf der anderen Seite der Hafeneinfahrt sah er die Silhouette der Achterbahn, mit der sie vor zwei Tagen gefahren waren, um das Gruppengefühl zu stärken. Leila stand auf, ging zu ihm und begann, seine Schultern zu massieren. Da hatte sie ihn zum ersten Mal berührt. Er zuckte nicht zurück.
»Du solltest dir ein wenig Schönheitsschlaf gönnen«, sagte sie ihm ins Ohr.
»Ich wollte in der Bar nicht abweisend erscheinen«, antwortete er und legte langsam eine Hand auf ihre.
»Du warst mit den Jungs zusammen. Ich hätte euch in Ruhe lassen

sollen.«
»Das ist es nicht.«
»Nein?«
Er zögerte. »Ich werde auf absehbare Zeit nicht gerade der angenehmste Zeitgenosse sein.«
»Sollten das nicht die anderen entscheiden?«
»Vielleicht. Aber in den nächsten sechs Monaten werden wir lernen, wie man lügt, täuscht und verführt. Wer weiß, was aus uns würde, wenn wir das nicht mehr auseinanderhalten können.«
»Aus uns?«, fragte Leila. Ihre Hände wurden langsamer.
Marchant stand auf, drehte sich um und sah sie an. Seine Augen suchten in ihren verzweifelt nach einer Antwort, die sie nicht geben konnte. Sie beugte sich vor und küsste ihn. Seine Lippen waren kalt, aber schon bald suchten sie beide nach Wärme, ehe sich Marchant zurückzog. »Tut mir leid«, sagte er und setzte sich wieder an den Schreibtisch. »Ich muss das heute Nacht fertig machen.«
»Du klingst gar nicht so entschlossen.«
»Bin ich auch nicht.«
»Soll ich gehen?«
»Nein. Bleib bitte. Du kannst schlafen.« Er deutete auf das Bett.
Zehn Minuten später hatte sie sich in seine alten Wolldecken eingewickelt und bemühte sich, die Kälte auszusperren, während er weiter über die Motive für Verrat las. Er hatte die Lampe nach unten gedrückt, um das Licht zu dämpfen. Sie fragte sich, ob der Lampenschirm, dicht an seiner Wange, Wärme ausstrahlte. Die Seeluft war eiskalt.
»Wieso hast du dich beworben?«, fragte er und sah in ihre Richtung. Sie brachte ein verschlafenes Lächeln zustande.
»Weil ich mich selbst beweisen muss, genauso wie du. Dein Vater ist der Boss, meine Mutter ist in Isfahan geboren.«
Später spürte sie, wie er ins Bett schlüpfte und sie Wärme suchend in die Arme schloss, während draußen der Schneeregen ans Fenster schlug. Hoffentlich irrte er sich, was ihre Beziehung betraf, hoffentlich würde es ein »uns« geben, und hoffentlich würde es die nächsten Monate überstehen.

6



Marchant beobachtete aus dem Fenster seines Schlafzimmers im sicheren Haus, wie der Zug aus dem Dorf nach London abfuhr. Wieder dachte er an Pradeep, der auf der Brücke gestorben war. Einen Moment lang fragte er sich, ob eine der beiden Kugeln vielleicht ihr Ziel verfehlt hatte. Hatten sie ihn ebenfalls erschießen wollen? Es wäre der richtige Augenblick gewesen - als Pradeep in seinen Armen zusammenbrach -, wenn sie sich nicht um Kollateralschäden scherten.
Draußen fuhr ein Land Rover die Straße entlang, die sich durch das Tal zog. Vermutlich wollte er ins Dorf, doch dann bog er auf den Weg ab, der zum sicheren Haus führte. Es war ein schmutziger dunkelblauer Defender, und während er auf das Haus zuholperte, erkannte Marchant das Firmenzeichen der Elektrizitätswerke auf den Wagentüren. Er hörte Geräusche von unten. Seine Aufpasser rührten sich und bereiteten sich auf die Begegnung mit dem Fahrer vor, sie würden ihm die Rollen vorspielen, die man ihnen zur Tarnung gegeben hatte.
Neben dem Haus befand sich ein kleines Umspannwerk, das von einem grünen Metallzaun eingegrenzt wurde und über einen eigenen orangefarbenen Windsack verfügte, der sanft im Morgenwind wogte. Auf dem Grundstück lag auch ein alter Atombunker. Einem kleinen Schild zufolge, das vom örtlichen Heimatverein aufgestellt worden war, hatte er während des Kalten Krieges dem Royal Observer Corps, einer zivilen Verteidigungsorganisation, gedient und konnte drei Personen bis zu einen Monat lang beherbergen.
In der Umgebung gab es nur Felder. Marchant nahm an, dass der Land

Rover vom Wartungspersonal des Umspannwerkes gefahren wurde. Vermutlich wurde es routinemäßig überprüft, dachte er, aber der Wagen parkte genau vor seinem Fenster, und er kannte den Mann, der auf der Beifahrerseite ausstieg. Es handelte sich um Marcus Fielding, den Nachfolger seines Vaters.
Von dem Augenblick an, in dem Fielding vor fünfzehn Jahren in den Geheimdienst eingetreten war, war er als zukünftiger Leiter des MI6 gehandelt worden. Die Medien hatten ihn zum Wegbereiter einer neuen Agentengeneration gekürt: Arabisten, die nach dem Kalten Krieg dazugestoßen und mit Al Kaida aufgewachsen waren. Sie hatten ihr Handwerk in Kandahar und nicht mehr in Berlin gelernt, sie hatten sich die Hörner in pakistanischen Trainingslagern und nicht in Moskauer Parks abgestoßen, und sie trugen Turban statt Trenchcoat.
»Ich nehme an, dass sich bisher niemand bei Ihnen bedankt hat«, sagte Fielding, als sie einen Pfad durch den Savernake Forest entlangspazierten. Marchant ließ sich von der Jovialität des Mannes nicht einwickeln. Fielding hatte Marchant immer den Rücken gestärkt und die Suspendierung als zeitweiligen Rückzug im eskalierenden Grabenkrieg zwischen MI5 und MI6 abgetan. Doch die Ereignisse beim Marathonlauf dürften auch seine Loyalität auf die Probe gestellt haben, denn dadurch wuchsen die Spannungen zwischen den Diensten wieder.
Um sie herum tropfte überall Regenwasser von den Blättern und erzeugte ein Klatschen wie leiser Applaus. Marchant sah zurück zum Land Rover. Zwei Männer aus dem Haus standen schweigend an dem Denkmal für George III., das auf einer Lichtung aufragte.
»Da haben Sie ja eine ganz schöne Show abgezogen«, fuhr Fielding fort. »Haben einer Menge Menschen das Leben gerettet. Der Premierminister hat mich gebeten, Ihnen persönlich seinen Dank zu übermitteln. Turner Munroe wird sich auch noch bei Ihnen melden.«
»Der will bestimmt nur seine Uhr zurückhaben. Beim MI5 waren sie nicht so dankbar.«
»Nein, sicher nicht.«
Sie gingen weiter durch den alten Wald, beobachtet von den knorrigen Eichen. Fielding war groß und schlank und wäre mit seiner hohen, kahlen Stirn und dem nach hinten gekämmten Haar als Professor durchgegangen. Sein Gesicht wirkte eigenartig kindlich, fast engelhaft.

Um das auszugleichen, trug er eine Brille mit Stahlgestell, die zu dem gelehrten Äußeren passte und die hohe Stirn betonte. Von den Kollegen hatte er schnell den Spitznamen Vikar bekommen. Er war Chorschüler in Eton gewesen, und auch heute konnte man ihn sich leicht in Soutane und Kollar vorstellen. Er trank nicht und war nicht verheiratet. Gebete hatten bei seinem Aufstieg allerdings kaum eine Rolle gespielt.
»Tut mir leid wegen Sonntag«, fuhr er fort. »Wir haben versucht, Sie so schnell wie möglich aus Thames House herauszuholen, aber streng genommen sind Sie im Augenblick nicht im Dienst. Der MI5 wollte Sie unbedingt als Gast dabehalten.«
»Man hätte glauben können, ich wäre derjenige gewesen, der den Sprengstoffgürtel trug.«
»Hoffentlich war es nicht zu unangenehm?«
»Sechs Stunden Fragen und Antworten. Erst haben sie mir unterstellt, ich hätte dem Attentäter helfen wollen, dann behaupteten sie, es sei alles eine Inszenierung des MI6, damit ich auf meinen Posten zurückkomme. Wen wundert's, dass die den Anschlag nicht haben kommen sehen.«
»Genau darum geht es, fürchte ich. Die Angelegenheit lässt sie in keinem guten Licht dastehen. Und um die Wahrheit zu sagen, uns auch nicht. Alle hatten angenommen, die Anschlagserie vom letzten Jahr sei beendet. Niemand hat etwas kommen gesehen. Sind Sie sicher, dass der Mann aus Südindien stammte?«
»In Kerala geboren und aufgewachsen.«
»Wir alle hatten gehofft, diese Bedrohung sei vorüber. Die einzige Person, die bei dieser Sache Lob verdient hat, sind Sie, und Sie hätten eigentlich gar nicht da sein sollen.«
»Kann man es nicht einfach als allgemeine Geheimdienstoperation darstellen?«
»Die Medien sind nicht das Problem. Es ist der Premierminister. Er versteht einfach nicht, wie ein einziger suspendierter Agent der Grund dafür sein kann, dass aus einer fröhlichen Marathonveranstaltung kein Blutbad wurde. Und ich verstehe es auch nicht so ganz.«
Das war Fieldings Art: Man merkte nicht, wann das eigentliche Verhör anfing, weil er vordergründig immer höflich blieb. Sobald man jedoch die Deckung herunternahm, verpasste er einem einen Aufwärtshaken, der saß.

»Leila hat uns im letzten Moment angemeldet. Eine Freundin von ihr arbeitet für einen der Sponsoren. Es war verrückt, wir hatten nicht genug trainiert. Unterwegs beim Marathon habe ich einen komischen Gürtel bemerkt und bin der Sache nachgegangen. Langsam wäre es mir fast lieber, ich hätte die Finger davon gelassen.«
»Und Sie haben keine Warnung erhalten? Haben Sie gehört, dass Cheltenham am Samstag etwas abgefangen haben soll?«
»Keine Warnung, nein.« Es wäre sinnlos, Leilas Bemerkung zu erwähnen, dachte er. Das würde einen falschen Eindruck erwecken, als habe sie ihm mehr erzählt, obwohl sie eigentlich gar nichts verraten hatte. Es war eben nur eine Bemerkung gewesen, keine verlässliche Information. Trotzdem machte er sich Sorgen, weil Fielding ebenfalls an der Zufälligkeit der Begegnung zweifelte.
»Ohne Leila hätte ich das gar nicht geschafft«, fügte Marchant hinzu.
»Wissen Sie das?«
»Sie war gut. Und sie hat ohne Zweifel eine große Zukunft vor sich. Sie auch, wenn Sie nur wollen.«
Fielding bezog sich auf sein Verhalten in den letzten Monaten, als sich alte Dämonen von ihren Ketten losgerissen hatten und sich von disziplinierter Geheimdienstarbeit nicht mehr in Schach halten ließen. Fielding blieb bei einer der ältesten Eichen im Savernake Forest stehen. Die oberen Äste waren im Sturm abgebrochen, und so blieb nur der schiefe Stamm, der aussah, als würde er sich vor Schmerzen krümmen. Fielding bückte sich, betrachtete den Ansatz der Wurzeln und legte eine Hand ins Kreuz. Manchmal war der Schmerz so schlimm, dass er sich im Büro auf den Rücken legen und die Sitzungen in dieser Position leiten musste.
»Frühlingsmorcheln«, sagte er und drückte einen Strauch zur Seite, um sich die Pilze genauer anzusehen. Marchant beugte sich ebenfalls vor.
»In Butter gebraten ein Genuss.« Beim MI6 in London war allgemein bekannt, wie wichtig Fielding seine Ernährung war. Eine Einladung zu einem seiner Gourmet-Dinner in seiner Wohnung am Dolphin Square war mehr wert als eine Gehaltserhöhung. Er richtete sich wieder auf und drückte nun beide Hände ins Kreuz, wie ein Pfarrer, der vor seiner Gemeinde sprach. Beide starrten in den Wald, durch dessen Laubdach an manchen Stellen Sonnenstrahlen fielen und helle Flecken auf dem

Waldboden bildeten.
»Haben Sie vor, weiterhin eigene Ermittlungen im Fall Ihres Vaters anzustellen?«
Marchant gefiel der Ton nicht. In einem stillen Moment auf der Beerdigung seines Vaters hatte Fielding ihm gesagt, er solle es sein Büro wissen lassen, wenn er irgendetwas herausfand. Außerdem hatte er ihn darum gebeten, seine Nachforschungen nicht an die große Glocke zu hängen. Sollte er jedoch zu einem ähnlichen Nestbeschmutzer werden wie Tomlinson oder Shayler, würde er dafür sorgen, dass er die Höchststrafe bekäme. Sein Vater hätte genau das Gleiche gesagt: Er hatte solche Aussteiger ebenfalls verabscheut. Nur ein einziges Mal hatte Marchant über die Stränge geschlagen, in einem Pub nahe Victoria, als ein Abend in einer Prügelei endete. Man hatte einen jungen Beamten geschickt, der ihn aus dem Polizeigewahrsam befreit und die Angelegenheit aus der Welt geschafft hatte.
»Wollen Sie nicht wissen, was tatsächlich passiert ist?«, gab Marchant zurück.
»Ich habe bereits eine recht gute Vorstellung. Tony Bancroft hat seinen Bericht fast fertig.«
»Aber er wird meinen Vater nicht entlasten, oder?«
»Wussten Sie, dass niemand von uns seinen Abschied wollte? Er war sehr beliebt als Chef.«
»Warum haben wir uns dann vom MI5 übers Ohr hauen lassen? Es gab keine Beweise und keine Aussagen gegen ihn.«
»Ich weiß, Sie sind immer noch wütend, Daniel, aber Sie kommen am schnellsten auf Ihren Posten zurück, wenn Sie den Kopf einziehen und Tony seine Arbeit machen lassen. Der MI5 will nicht, dass Sie Ihren Dienst wieder antreten, ich hingegen schon. Sobald Bancroft einmal aktenkundig festgestellt hat, dass von Ihnen keine Gefahr ausgeht, kann es niemand mehr verhindern.«
»Aber Bancroft wird den Namen meines Vaters nicht reinwaschen, oder?«, wiederholte Marchant.
Sie gingen weiter, Fielding ein paar Schritte voraus. Marchant hatte sich mit Lord Bancroft und seinem Team getroffen und ihre Fragen beantwortet; er wusste, dass es keine Anklage gegen ihn geben würde. Sein Vater war unschuldig, doch der Premierminister brauchte einen

Sündenbock. Großbritannien war im vergangenen Jahr von einer Terrorwelle bislang unbekannten Ausmaßes heimgesucht worden. Dabei hatte es keine spektakulären Anschläge gegeben, aber die öffentliche Besorgnis war groß genug, um den MI5 in permanentem Alarmzustand zu halten: Umspannwerke, Eisenbahndepots, mehrstöckige Parkhäuser. Die Ermittlungen wiesen bald auf eine Terrorzelle in Südindien hin, die sich aus Arbeitern mit schlecht bezahlten Jobs in der Golfregion zusammensetzte.
Der Druck, die Bedrohung auszuschalten, war gewachsen, doch die Terroristen waren offensichtlich immer einen Schritt voraus. Bald kursierten Gerüchte, es gebe in den oberen Etagen des MI6 einen Maulwurf, der die Gesuchten unterstütze. Daniels Vater war von dieser Idee besessen gewesen, trotzdem war es ihm nie gelungen, einen Beweis zu finden oder die Anschlagserie zu beenden. Schließlich war er selbst unter Verdacht geraten. Da er als Chef untragbar wurde, empfahl das Joint Intelligence Committee, der übergeordnete Geheimdienstausschuss der britischen Regierung, unter Vorsitz von Harriet Armstrong, Generaldirektorin des MI5, die Versetzung in den vorzeitigen Ruhestand. Die Anschläge hatten aufgehört.
Fielding blieb an der Stelle stehen, wo ihr Pfad einen anderen kreuzte. Als Marchant zu ihm aufschloss, sahen sie instinktiv in beide Richtungen, ehe sie den Weg überquerten, obwohl der Wald verlassen war. In der Ferne brüllte ein Muntjakhirsch.
»Trinken Sie noch?«, fragte Fielding.
»Wenn ich kann«, antwortete Marchant.
»Ich bin nicht sicher, ob wir Sie ein zweites Mal raushauen können.«
»Wie lange muss ich in diesem sicheren Haus bleiben?«
»Das dient allein Ihrem Schutz. Irgendwer dort draußen ist nicht besonders erfreut, dass Sie ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht haben.«
Sie gingen entspannt nebeneinander weiter, nur umgeben von den Geräuschen des Waldes. »So weit ich bisher gelesen habe, gibt es in Bancrofts Bericht keine Überraschungen, es werden keine Maulwürfe enttarnt«, sagte Fielding, während sie einen Bogen zurück zum Wagen schlugen. »Das ist nicht Tonys Stil, und deswegen wurde er auch berufen. Er hat lediglich die Ereignisse unter der Aufsicht Ihres Vaters

aufgelistet, gefolgt von einer vorsichtigen Einschätzung, ob noch mehr hätte getan werden können. Es waren einfach zu viele Anschläge, wie wir alle wissen.«
»Und irgendwer musste den Hut nehmen.«
»Der Premierminister war früher Innenminister. Er hat den MI5 immer bevorzugt.«
Marchant hatte das alles schon gehört, aber Fieldings Benehmen ließ darauf schließen, dass er noch etwas zurückhielt.
»Unglücklicherweise waren die Amerikaner damit nicht zufrieden und haben mit allen Mitteln versucht, Ihrem Vater eine Verschwörung und nicht lediglich Versäumnisse anzuhängen. Wir haben uns dem widersetzt, aber der Premierminister hat sie gewähren lassen. Und jetzt haben sie ihn anscheinend dazu überredet, die Veröffentlichung des Berichts zu verhindern, indem sie behaupten, die CIA habe etwas Handfestes ausgegraben.«
»Über meinen Vater? Was?«
»Was wissen Sie über Salim Dhar?«
»Dhar?« Marchant zögerte und dachte nach. »Gilt als einer der Hauptverdächtigen, der Drahtzieher hinter den Bombenanschlägen vom letzten Jahr zu sein, es gibt aber keine Beweise für eine direkte Verbindung. Er ist eher gegen die Amerikaner als gegen die Briten. Ich habe vor einer Weile mal seine Akte gelesen.«
»Ausgebildet an der amerikanischen Schule in Delhi, dann untergetaucht«, sagte Fielding. »Die Inder haben ihn zwei Jahre später in Kaschmir verhaftet und in eine Haftanstalt in Kerala gesperrt, wo er eigentlich jetzt sitzen sollte. Was er jedoch nicht tut.«
»Nein?«
»Er gehörte zu den Gefangenen, die bei der Geiselnahme in Bhuj Ende letzten Jahres freigepresst wurden.«
Das war zwar nicht gerade sein Spezialgebiet, aber er erinnerte sich an den Vorfall, der beinahe exakt nach dem Vorbild der Flugzeugentführung von 1999 verlief, bei der ein Airbus der Indian Airlines in Kandahar festgehalten worden war. Als Ergebnis war Omar Sheikh trotz internationaler Proteste freigelassen worden. Wer nach Bhuj entlassen wurde, war niemals an die Öffentlichkeit gelangt.
»Al Kaida muss viel von ihm halten«, sagte Marchant und fragte sich,

wann sein Vater ins Spiel kam.
»Bis Bhuj haben wir Dhar als unbedeutenden Terroristen eingestuft. Als Preis für seine Freiheit haben die aber etwas Spektakuläres von ihm verlangt. Keinen Monat später hat er mit Raketenwerfern auf das US-Botschaftsgelände in Delhi geschossen.«
Marchant hatte von dem Anschlag gelesen, während er vor Trauer die Welt ansonsten nur verschwommen wahrgenommen hatte. Es war kurz nach dem Tod seines Vaters und noch vor der Beerdigung passiert. Neun US-Marines hatten das Leben verloren.
»Was hat das alles mit meinem Vater zu tun?«
Fielding antwortete nicht sogleich und wirkte unschlüssig, ob er fortfahren sollte. »Die Amerikaner sind ganz versessen auf Salim Dhar. Nach Delhi hat er einen Anschlag auf ihr Botschaftsgelände in Islamabad verübt und dabei weitere sechs Marines getötet. Und jetzt hat die CIA nachgewiesen, dass ein hochrangiger Beamter des MI6 Dhar in Kerala besucht hat, kurz bevor er bei der Geiselnahme freigepresst wurde.«
Marchant sah auf. »Und die glauben, es sei mein Vater gewesen?«
»Sie arbeiten mit einer entsprechenden Theorie, ja. Tut mir leid. Offizielle Aufzeichnungen über einen solchen Besuch gibt es nicht. Ich habe alle Dienstbücher überprüft, und zwar mehrmals.«
Marchant wusste nicht, was er davon halten sollte. Für den Leiter der Dienststelle in Chennai wäre es nicht ungewöhnlich gewesen, Dhar unter einem Vorwand einen Besuch abzustatten, doch für den Chef des MI6 wäre es äußerst unorthodox, extra dafür aus London anzureisen.
»Im Zusammenhang mit den Untersuchungen des MI5 sieht das nicht sehr gut aus, fürchte ich«, fügte Fielding hinzu. »Einige sind davon überzeugt, dass Dhar der Kopf hinter den Bombenattentaten bei uns ist, obwohl seine bisherigen Opfer bevorzugt Amerikaner waren.«
»Und was halten Sie davon?«, fragte Marchant. »Sie haben meinen Vater besser gekannt als die meisten.«
Fielding blieb stehen und wandte sich Marchant zu. »Letztes Jahr stand er unter großem Druck, die Weste des MI6 reinzuwaschen. Damals gab es viel Gerede über einen Insider beim Service, über eine Verbindung auf höchster Ebene zu Terroristen in Südindien. Und trotzdem, warum sollte er persönlich mit Dhar sprechen?«
»Weil er sonst niemandem vertrauen konnte?«, bot Marchant als

Erklärung an. Welchen Grund sein Vater auch immer gehabt haben mochte, sicherlich hatte ihn die schiere Verzweiflung dazu getrieben.
»Die einzige gute Nachricht ist, dass die Einzelheiten des Indienbesuchs Ihres Vaters noch nicht auf Bancrofts Schreibtisch gelandet sind und vielleicht auch nie ihren Weg dorthin finden werden«, sagte Fielding.
»Seine Aufgabe bestand darin, einen Schlussstrich unter den Abgang Ihres Vaters zu ziehen, und nicht, die ganze Affäre neu aufzurollen. Er muss die Beweisstücke zunächst überprüfen, ehe er sie dem Committee vorlegt, und im Augenblick gibt es da nicht viel.«
»Gibt es überhaupt welche?«
»Einen Zeugen, den Gefängnisaufseher von Dhar, Polizeichef in Kerala. Er wurde erpresst, damit er jemandem Zugang zu Dhar verschafft. Das sah ganz nach einem Vorgehen alter Schule aus.«
»Nach Moskauer Regeln?«
»Wie aus dem Lehrbuch. Der indische Geheimdienst hat kompromittierende Bilder im Schreibtisch des Polizeichefs gefunden. Die wurden mit einer unserer Kameras geschossen, einer alten Leica.« Er zögerte kurz. »Zum letzten Mal wurde die in den frühen Achtzigern in Berlin ausgehändigt. Und Ihr Vater hat sie nie zurückgegeben.«

7



Marchant spürte, dass jemand in seinem Zimmer war, als er die abgewetzte Holztreppe in dem sicheren Haus hinaufstieg. Das hatte er seiner Intuition zu verdanken, einer Fähigkeit, die man ihnen im Fort nicht beibringen konnte. Nachdem Fielding ihn zum Haus begleitet und dann nach London zurückgefahren war, hatte Marchant kurz bei seinen beiden Aufpassern hineingeschaut, die in dem kleinen Wohnzimmer saßen und Pornofilme guckten. Die nahmen ihn kaum zur Kenntnis, und deshalb war er auch nicht sonderlich beunruhigt, als er den Türknauf drehte. Außerdem roch er bereits Leilas Parfüm.
»Dan«, sagte sie und erhob sich von der Ecke des Betts, wo eine Zeitung aufgeschlagen auf der Bettdecke lag: eine Doppelseite über den versuchten Terroranschlag auf den London Marathon. »Ich habe mich schon gefragt, was du so lange mit dem Vikar im Wald treibst.«
Beim Sex ließen sie es ruhig angehen, denn ihre Glieder waren noch schwer von dem Marathonlauf durch die Straßen von London.
»So muss eine Nachbesprechung laufen«, sagte er, als sie ihm die Boxershorts abstreifte und sich sanft auf ihn legte.
Keiner von beiden wollte darüber sprechen, was beim Marathon passiert war. Bevor er suspendiert worden war, hatten sie sich an den Wochenenden getroffen, wann immer sich eine Gelegenheit bot: in Bern, Sevilla, Dubrovnik, aber nie in ihrer Heimatstadt. Und sie hatten es sich zur Regel gemacht, niemals über die Arbeit zu reden. Deshalb verbrachten sie eine Menge Zeit im Bett, denn sie hatten neben ihrem Beruf kaum ein Privatleben, meistens redeten sie erst am Flughafen

miteinander, kurz bevor sie sich verabschiedeten. Heute würde es, wie sie beide wussten, anders sein.
Zunächst jedoch fiel Marchant in tiefen Schlaf, was ihm während der letzten Monate selten passiert war. Sein Gehirn musste zu dem Schluss gelangt sein, dass er sich in diesem Haus mitten in Wiltshire und mit Leila an seiner Seite in so sicherer Umgebung befand, wie er es sich nur erhoffen konnte. Fielding hatte ihr den Besuch erlaubt, sagte sie, was das Gefühl der Sicherheit steigerte.
Als er erwachte, fühlte er sich trotzdem nicht so ausgeruht wie erhofft. Zwar hatte er keine Albträume gehabt, aber die Erinnerung an Leilas heiße Tränen hatte sich durch die Müdigkeit gemogelt, die ihm in den schmerzenden Gliedern saß. Er setzte sich auf. Es bedrückte ihn, dass er nicht angemessen darauf hatte reagieren können. Leila duschte. Die Badezimmertür stand offen, und durch das beschlagene Glas der Duschkabine sah er verschwommen ihre braunen Brüste und ihr zartes Schamhaar.
Sie legte den Kopf in den Nacken und strich ihr Haar im Wasserstrahl glatt. Diese Geste erinnerte ihn an das erste Mal, als er sie gesehen hatte. Damals hatten sie beide in London auf ihr Vorstellungsgespräch in Carlton Gardens gewartet. Offensichtlich waren die Termine ein wenig durcheinandergeraten, und so saß er neben ihr am Empfang und vermutete, dass sie aus dem gleichen Grund dort sei wie er, traute sich aber nicht, sie zu fragen. Stattdessen hatten sie sich mit gequälter Höflichkeit über das Wetter unterhalten, über die Architektur und über alles andere außer dem einen Thema, das sie in Wirklichkeit beschäftigte.
Bei der nächsten Begegnung am ersten Tag ihrer Ausbildung im Fort in Gosport hatte es sofort zwischen ihnen geknistert. Die neue Freiheit, offen über alles reden zu können, wirkte berauschend. Ein Ausbilder forderte sie auf, sich reihum vorzustellen. (Was solche entsetzlichen gruppendynamischen Spielchen betraf, unterschied sich der MI6 kaum von anderen Arbeitgebern.) Leila sprach zuerst in Englisch, dann kurz in fließendem Farsi, und sie erzählte, dass ihr Vater als Ingenieur in der Öl- und Gasindustrie gearbeitet habe. Als er nach Teheran versetzt worden war, lernte er dort ihre Mutter kennen, eine Iranerin und Bahai, die als Dozentin an der Universität angestellt war. Er hatte sie geheiratet. Nach

der Revolution 1979 waren sie zusammen mit vielen anderen Bahai nach Großbritannien geflohen, vertrieben von den Revolutionsgardisten, die keine Zeit hatten, sich mit nicht anerkannten religiösen Minderheiten zu befassen.
Leila kam in Hertfordshire zur Welt und wurde dort von ihrer Mutter aufgezogen, während ihr Vater an verschiedenen Orten in der Golfregion arbeitete. Gelegentlich gesellte sich seine Familie zu ihm. Zu ihren frühesten Kindheitserinnerungen gehörten fünfzig Grad Hitze in Doha. Als sie acht war, zogen sie gemeinsam für zwei Jahre nach Houston. Solange die Ayatollahs an der Macht waren, bestand jedoch keine Chance, nach Teheran zurückzukehren, denn der Bahaismus wurde von dem islamischen Staat weiterhin verfolgt.
Auf Englisch berichtete sie weiter, dass sie sich in ihrem letzten Jahr in Oxford beim Geheimdienst beworben hatte, nachdem der Leiter ihres Colleges (Stephen Marchants Vorgänger auf dem Chefsessel des MI6) sie zum Abendessen eingeladen hatte. Sie befürchtete das Schlimmste und wollte nicht in eine Behörde eintreten, die ihren Nachwuchs noch immer bei einem Glas Amontillado-Sherry an den Eliteuniversitäten des Landes rekrutierte, aber sie war positiv überrascht: weil er nicht aufgeblasen wirkte und weil zum gleichen Abendessen vier weitere quirlige junge Leute eingeladen worden waren. Nur einer von ihnen war weiß, ein demografisches Verhältnis, das sich auch an jenem Tag im Fort in dem Raum voller Spionanwärter widerspiegelte. Es erinnerte sie an einen Besuch beim BBC World Service im Bush House.
»Da ich von Natur aus misstrauisch bin, habe ich nach dem Abendessen die ganze Nacht am Computer gesessen und die Website durchforstet, ob Menschen mit den verschiedensten kulturellen Hintergründen beim MI6 willkommen sind. Ich wusste, beim MI5 suchte man längst multiethnische Angehörige, doch den MI6 hielt ich für die letzte Bastion des weißen Mittelklassemannes im Safarianzug. Männern wie Daniel hier.« Gelächter erfüllte den Raum. »Natürlich gab es einen Haken, wie wir alle wissen: Man braucht mindestens einen britischen Elternteil. Glücklicherweise hatte meine Mutter schon immer eine Vorliebe für Engländer.« Wieder wurde gelacht. »Die Sicherheitsüberprüfung hat allerdings ewig gedauert, findet ihr nicht? Meine Mutter haben sie wochenlang ausgequetscht. Wahrscheinlich, weil sie immer eine

Wasserpfeife angeboten hat.«
»Waren Sie eigentlich mal wieder im Iran?«, fragte der Ausbilder. Er hatte als Einziger nicht gelacht.
»Mal wieder? Ich habe dort nie gelebt.«
»Es muss sich doch ein wenig wie Heimat anfühlen, oder?«, fuhr der Lehrer fort. Die lockere Atmosphäre machte abrupt Anspannung Platz.
»Ich war einmal da, in dem Jahr zwischen Schulabschluss und Studienbeginn«, erzählte sie und blickte dem Ausbilder in die Augen.
»Ich schätze, jedem von uns wurde im ersten Gespräch die Frage gestellt, ob man irgendwann einmal jemanden zu etwas Illegalem überredet hat. Also, ich habe ihnen von meiner Reise in den Iran erzählt, wie ich an der turkmenischen Grenze einen Beamten überredet habe, mich zur Rosenernte nach Ghamsar fahren zu lassen, weil ich meine Doktorarbeit über Parfüm schreiben würde. Die Gärten waren wunderschön. Das werde ich niemals vergessen: Ganze Familien pflücken die Rosen im Morgendunst, wenn der Tau die duftenden Blütenblätter noch feucht hält.«
Marchant hatte sich als Nächster vorgestellt, und er wusste, er konnte Leila an Ausstrahlung nicht übertrumpfen. Ihr freches Lächeln, ihr sexy Auftreten, ihre bodenständige, weltmännische Stimme: eher cool als arrogant. Er erklärte, dass er im Ausland geboren worden und von einer Botschaft zur anderen um die Welt gezogen sei, bis man ihn im Alter von dreizehn auf ein Internat in Wiltshire geschickt hatte. Man habe ihm gesagt, er solle seinen Vater ruhig erwähnen, der kürzlich den Chefposten übernommen hatte, und so scherzte er, die Stelle würde er gern in der Familie behalten. »Spione sind wie Unternehmer, da beerbt der Sohn den Vater«, fuhr er fort. »Und ich bin in guter Gesellschaft, wie ich finde. Kim Philbys Vater, St. John Philby, war ein ranghoher Angehöriger des Service.« Diesen dummen Scherz über den prominentesten Doppelagenten in der Geschichte des britischen Geheimdienstes hatte er später bereut.
»Nach Cambridge habe ich einige Jahre als armer Auslandskorrespondent für verschiedene britische Zeitungen aus Afrika berichtet und zu viel billigen Scotch getrunken. Meine besten Geschichten, darunter eine Titelstory über Gaddafi, habe ich einem Bekannten im Hochkommissariat in Nairobi zu verdanken. Erst später

fand ich heraus, dass er für den Nachrichtendienst in London arbeitete. Zu der Zeit war ich noch jung und naiv und begriff nicht, dass es seine Aufgabe war, den Medien Geschichten zu präsentieren, die für gute Publicity sorgten. Auf seinen Rat hin kehrte ich schließlich nach London zurück und bewarb mich.«
Er blickte sich unter seinen neuen Kollegen um und schätzte ab, wie ehrlich er sein sollte. Im Raum war peinliches Schweigen eingetreten.
»Um die Wahrheit zu sagen, ging es mir gar nicht gut. Ich war orientierungslos. Pleite. Ihr wisst ja, wie Schreiberlinge so sind. Außerdem gab es einige persönliche Angelegenheiten, die ich klären musste.« Er hielt erneut inne und entschied, seinen Bruder nicht zu erwähnen. »Der Bursche vom Nachrichtendienst hat mich eines Nachts in der Innenstadt von Nairobi gefunden, völlig verwahrlost. Er hat mir gesagt, ich solle mich nicht länger sträuben, sondern mich endlich bewerben. Ich wollte immer auf eigenen Beinen stehen und nicht auf meine Eltern angewiesen sein, vor allem auf meinen Vater, aber vermutlich waren die Gene am Ende doch zu stark.«

Leila kam zurück in das Schlafzimmer im sicheren Haus und hatte sich ein Handtuch wie einen Turban um das feuchte Haar gewickelt. »Kannst du dich noch an den ersten Tag im Fort erinnern, als wir aufstehen und uns vorstellen mussten?«, fragte Marchant und zog sich einen Baumwollbademantel über.
»Ja, wieso?«
»Wir haben niemals herausgefunden, wer gelogen hat.«
Am Ende der Vorstellungsrunde hatte ihr Ausbilder behauptet, die Lebensgeschichte einer Person im Raum sei vollkommen falsch. Sie hatten die Aufgabe bekommen, aufzuschreiben, wen sie verdächtigten und aus welchem Grund.
»Ich glaube, niemand«, sagte Leila. »Der Einzige, der an dem Tag gelogen hat, war dieser blöde Ausbilder.«
»Du also nicht?«, fragte Marchant.
»Ich? Hast du das etwa gedacht?«
»Angesichts dieser Bahai-Geschichte habe ich mich gewundert, dass sie dich eingestellt haben.«

»Ist aber zufällig die Wahrheit, du vorlauter Mistkerl«, sagte sie und küsste ihn auf die Stirn, während er auf dem Bett lag und ihr zuschaute, wie sie sich eine Unterhose anzog. »Meine Mutter ist eine erstaunliche Frau. Der einzige Grund, weshalb ich es nach Cambridge geschafft habe. Eigentlich fand ich diese Sicherheitsüberprüfung sehr therapeutisch, denn ich musste all diese Fragen über sie beantworten und mich mit ihrem Bahai-Glauben und ihrer Loyalität Großbritannien gegenüber auseinandersetzen.«
»Hatten die Prüfer Vorbehalte?«
»Nicht, nachdem sie mit ihrer Untersuchung fertig waren. Schließlich lebte sie seit fünfundzwanzig Jahren in Großbritannien.«
»Du erzählst gar nichts mehr von ihr.«
Leila schwieg. Er erinnerte sich wieder an die Tränen und zog sie an der Hüfte sanft nach unten, bis sie neben ihm auf dem Bett saß.
»Was ist denn?«, fragte er leise.
»Nichts«, entgegnete sie und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen.
»Wegen des Marathons?«
»Nein. Ist schon okay.« Sie legte den Kopf auf seine Schulter, bemühte sich, die Beherrschung nicht zu verlieren, und suchte Trost in seiner Wärme.
Nur ein einziges Mal hatte Marchant Leila weinen sehen, und zwar am Anfang ihrer Ausbildung im Fort, als sie von einem Telefongespräch mit ihrer Mutter zurückgekommen war. Sie hatte nicht darüber reden wollen. Später hatte er das Thema wieder angesprochen, aber sie wollte immer noch nicht.
»Wegen deiner Mutter?«, fragte er. »Hast du in letzter Zeit mit ihr gesprochen?«
Leila verharrte in seiner Umarmung. Einmal hatte sie ihm erzählt, dass ihre Mutter häufig davon sprach, eines Tages in den Iran zurückzukehren. Sie wollte ihr Witwenleben im Kreis ihrer Familie und bei ihrem Volk führen, und sie wollte sich um ihre alte Mutter kümmern. Aber Leila hatte ihr erklärt, für eine Bahai sei es zu gefährlich im Iran, solange die Angehörigen ihrer Religion dort systematisch verfolgt wurden.
Stattdessen war sie in ein Pflegeheim in Hertfordshire gekommen,

nachdem sich die ersten Anzeichen von Alzheimer gezeigt hatten. Leila sagte, sie sei dort sehr unglücklich und beschwere sich, vom Personal schlecht behandelt zu werden, aber das nachzuweisen war unmöglich, und es ließ sich auch nicht feststellen, wie viel von den Erzählungen auf ihren verwirrten Geisteszustand zurückzuführen war. Marchant hatte Leila angeboten, sie bei einem Besuch zu begleiten, aber sie wollte nicht, dass er seinen einzigen Eindruck von ihrer Mutter gewann, als sie schon nicht mehr ganz bei sich war.
»Du warst gestern gut. Hoffentlich hat Fielding dir das gesagt«, meinte Leila, die sich wieder gefasst hatte und zur Frisierkommode hinüberging. »Du hast ein großes Unglück verhindert.«
»Ohne deine Hilfe hätte ich es nicht geschafft«, sagte Marchant und zögerte. »Pradeep hatte einen Sohn. Er hat mir ein Foto gezeigt.«
Jetzt holten ihn die Ereignisse vom Marathonlauf ebenfalls ein. Leila spürte die Veränderung seiner Stimme. Sie kehrte zum Bett zurück und streichelte seinen Hals. »Die wollten den Jungen umbringen, wenn er die Sache nicht durchzieht«, fuhr Marchant fort. »Was meinst du, haben die es getan?«
»Er ist bei der Ausführung seines Auftrags gestorben, und der London Marathon wurde zum ersten Mal in seiner Geschichte abgebrochen. Wahrscheinlich nicht.«
Leila war wieder ganz die Alte: unsentimental. Marchant war erleichtert. Ihre professionelle Ausstrahlung baute Distanz zwischen ihnen auf und mahnte ihn, sich nicht das Herz brechen zu lassen. Dass sie gerade so viele Gefühle gezeigt hatte, verwirrte ihn. Es hatte in ihm den Wunsch geweckt, weiter über den Lauf zu sprechen, über das beharrliche Piepen von Pradeeps GPS, darüber, wie ein so harmloses Geräusch die Ankündigung ihrer beider Tod hätte sein können, über die Aufregung, wieder an einer Operation teilzunehmen, und wie überraschend schwer sich Pradeeps Leiche in seinen Armen angefühlt hatte. Durch ihre Beherrschtheit gewann auch er mehr Abstand zu den gestrigen Ereignissen. Das war, wie er wusste, die einzige Möglichkeit, in diesem Job zu überleben.
»Fielding hat außerdem über meinen Vater geredet«, sagte Marchant und bewegte seine schmerzenden Glieder. »Meine Beine bringen mich um.«
»Gibt es Neuigkeiten?« Leila stand auf, ging zur Frisierkommode und

trocknete sich das Haar.
»Die Amerikaner setzten Bancroft unter Druck. Es scheint, als hätten sie etwas über meinen Vater ausgegraben.«
»Die Amerikaner?«, fragte sie und drehte sich zu ihm um. »Was haben die denn damit zu tun?«
Marchant erzählte ihr, was er von Fielding erfahren hatte: dass Lord Bancroft vom MI5 unter Druck gesetzt wurde, seinen Vater als Maulwurf zu identifizieren, und dass die Amerikaner glaubten, er habe sich vor den Anschlägen auf die Botschaften in Delhi und Islamabad mit Salim Dhar getroffen.
»Ich kann mich an die Leica erinnern«, fuhr Marchant fort. »Die war ein echtes Museumsstück, wunderschön. Er hat sie mir einmal gezeigt, zu Weihnachten, kurz nachdem ich beim Service angenommen worden war.« Er zögerte. »Im Augenblick wird es deiner Karriere nicht besonders guttun, wenn du dich mit mir herumtreibst, das weißt du selbst. Ich denke, du solltest dich eine Weile von mir fernhalten.«
Sie sah ihn im Spiegel an. Ihr Blick wanderte an seinem Körper nach unten. »Ich höre doch nicht wegen des MI5 auf, mit dir ins Bett zu gehen.«
»Danke für die Treue, aber die wird dir nichts einbringen. Mehr sage ich ja nicht.« Er stand vom Bett auf, stellte sich hinter Leila und legte seine Hände um ihre nackten Brüste, während sie beide sich im Spiegel betrachteten. Sein Kinn ruhte auf ihrer Schulter. »Wenn sie meinen Vater verdächtigen, können sie auch mich ins Visier nehmen.«
»Ich dachte, der Vikar will dich zurück«, sagte Leila, drehte ihr Gesicht zur Seite und küsste ihn. »Besonders nach dem gestrigen Tag.«
»Ja, doch die Entscheidung wird vielleicht nicht bei ihm liegen, wenn Bancroft etwas gegen meinen Vater findet.«
»Dein Vater konnte mich nie leiden, oder?«, fragte Leila und befreite sich aus Marchants Armen, um Mascara aufzutragen.
»Das stimmt nicht.«
»Als wir zum Mittagessen zu eurem Haus aufs Land gefahren sind, hat er sich in meiner Gegenwart nicht wohlgefühlt. Er war schon fast unhöflich.«
»Er war meinen Freundinnen gegenüber misstrauisch, so wie überhaupt allen Frauen gegenüber. Zwei Söhne, verstehst du, keine Töchter. Und

eine zurückhaltende Frau.«
»Das hat sich aber nicht vererbt.«
»Was meinst du damit?«
»Das Gen für das Misstrauen gegenüber Frauen. An dich hat er es nicht weitergegeben.« Sie stand lächelnd im Abendlicht da, und er wusste, sie hatte recht. Nie in seinem Leben hatte er jemandem gegenüber so wenig Misstrauen gehegt.

8



Es war eine alte Tradition, dass es hochrangigen Beamten von amerikanischen, kanadischen und australischen Geheimdiensten gestattet wurde, an der ersten Hälfte der wöchentlichen Sitzungen des Joint Intelligence Committee im Kabinettssaal von Downing Street teilzunehmen. Die zweite Hälfte war den Briten vorbehalten. Marcus Fielding konnte es kaum erwarten, bis die Ausländer hinausgebeten wurden, aber in den nächsten Minuten musste er wohl oder übel James Spiro zuhören, dem Londoner CIA-Chef, der wie immer den harten Mann markierte und behauptete, er habe »hochexplosive Informationen zur Party mitgebracht«. Fielding hatte das Wesentliche bereits früher am Morgen erfahren, was er einigen jüngst installierten Abhörgeräten zu verdanken hatte, die in der gerade eröffneten amerikanischen Botschaft in Vauxhall (nicht weit vom MI6-Hauptquartier) angebracht worden waren. Trotzdem saß er kerzengerade da und gab sich den Anschein, er höre es zum ersten Mal.

»Wir sind jetzt sicher, dass Stephen Marchant nach Kerala gefahren ist und Salim Dhar im Gefängnis getroffen hat«, begann Spiro, der sich selbst ausgesprochen gern reden hörte. »Gewiss ist Dhars Rolle bei den Anschlägen in Großbritannien längst noch nicht geklärt, aber es gibt keinen Zweifel daran, dass er unsere Botschaften in Neu-Delhi und Islamabad in die Luft jagen wollte. Fragen Sie nur die Familien der fünfzehn toten US-Marines.«

Bis dahin nichts Neues, dachte Fielding und blickte an dem sargförmigen Tisch in die Runde. Die üblichen Verdächtigen aus Whitehall, dem

Regierungssitz, hatten sich versammelt, dazu die Spitzen vom MI5 und aus Cheltenham sowie hohe Tiere aus verschiedenen Ministerien. Den Vorsitz über das Committee führte Sir David Chadwick, der am anderen Ende des Tisches vor dem Doppelfenster saß, dessen Rahmen sich verzogen hatte, als die IRA ihre Mörsergranate in die Rosenbeete von Downing Street geschossen hatte. An dem Tag hatten sich alle auf den Boden geworfen, und der Kabinettssekretär war gleich neben den Premierminister zu liegen gekommen.

Wenn das an diesem Morgen erneut passiert, dachte Fielding abwesend, würde sich die Generaldirektorin des MI5, Harriet Armstrong, neben Spiro in den Staub werfen. Sie richtete den Blick auf Fielding, als habe sie seine Gedanken gelesen. Innige Zuneigung hatte zwischen ihnen noch nie geherrscht, doch das Verhältnis hatte sich weiter abgekühlt, als sie Spiro auf ihre Seite gezogen und mit seiner Hilfe Stephen Marchant hinausgeworfen hatte.

»Dank Harriet wissen wir inzwischen, dass Dhar als Drahtzieher hinter dem verhinderten Anschlag am Sonntag auf den London Marathon steckt, und ich brauche Sie ja nicht daran zu erinnern, dass es sich dabei um einen Attentatsversuch auf unseren Botschafter handelte.«

Fielding sah auf. Das hatte nicht in der Kopie gestanden, die er im Wagen auf dem Weg von Vauxhall hierher gelesen hatte. Er schaute Armstrong an, die seinem Blick geflissentlich auswich. Das roch nach einem abgekarteten Spiel. Bislang hatte man jede Verbindung zwischen Dhar und dem London Marathon für Spekulation gehalten, basierend auf dem Ziel und Dhars bisheriger Vorliebe für Angriffe gegen Amerikaner. Wenn man seine Verbindung jetzt beweisen konnte, würden Stephen Marchant und sein Sohn in einem ganz anderen und wesentlich schlechteren Licht dastehen.

»Ich überlasse die Folgerungen, die Sie für die Innenpolitik aus diesem Umstand ziehen, der zweiten Hälfte Ihrer Sitzung, aber sicher ist Dhar zu einem Ziel mit höchster Priorität geworden, und ich wäre dankbar, wenn Sie ihn in diesem Falle uns überlassen.«

»Marcus?«, fragte Chadwick und klang, als habe Spiro nur eine Nebensächlichkeit erwähnt und nicht gerade die Wahrscheinlichkeit beträchtlich erhöht, dass der vorherige Chef des MI6 Königin und Vaterland verraten hat. Sein Geheimtreffen mit Dhar hatte zwei Wochen

vor dem Anschlag auf die amerikanische Botschaft in Delhi stattgefunden.
»Dhar ist auch für Großbritannien von großem Interesse«, sagte Fielding langsam, um Zeit zu gewinnen. »Angesichts seiner - mutmaßlichen - Rolle beim versuchten Anschlag auf den London Marathon würde ich zumindest ein gemeinsames Vorgehen erwarten.«
»Tut mir leid, Marcus, aber die Sache ist plötzlich sehr persönlich geworden«, gab Spiro zurück. »Dhar hat eindeutig ein Problem mit uns: die Anschläge auf die Botschaften letztes Jahr und jetzt auf unseren Botschafter in London.«
»Ein Anschlag, der durch einen unserer Agenten verhindert wurde«, erwiderte Fielding.
»Mit ein bisschen Hilfe aus Colorado Springs, möchte ich meinen«, fuhr Spiro fort und wandte sich an Chadwick. »Was mich zum nächsten Punkt führt: Könnten wir uns vielleicht kurz mit Ihrem suspendierten Superhelden unterhalten?«
»Daniel Marchant? Das dürfte kein Problem sein«, sagte Chadwick.
»Harriet?«
»Marcus?«, reichte Armstrong die Frage weiter.
»Ist er nicht bei Ihnen?«, fragte Chadwick.
»Im Augenblick kümmern wir uns um ihn«, mischte sich Fielding ein. »Schließlich ist er unser Mann.«
»Gut, Marcus, dann wiederhole ich meine Frage in Ihre Richtung«, sagte Spiro. »Können wir mit Marchant junior sprechen? Möglichst dann, wenn er gerade nicht betrunken ist?«
»Wenn wir gemeinsam an dem Fall Dhar arbeiten, werden wir sicherlich auch kooperieren, was Daniel Marchant angeht«, entgegnete Fielding kaltblütig.
Spiro wandte sich auf der Suche nach Unterstützung an Harriet Armstrong.
»Nachdem Dhars Rolle beim Marathon jetzt offenkundig geworden ist, würden wir uns gern weiter mit Marchant unterhalten«, war Armstrong ihm gefällig. »Vielleicht könnten wir ihn in unsere Obhut übernehmen?«
»Unsere Nachbesprechung dauert noch an«, sagte Fielding.
»Weil er seinen Rausch noch nicht ausgeschlafen hat«, meinte Spiro und grinste in die Runde. Aber lediglich Armstrong lächelte zur Antwort.

»Natürlich werden wir unsere Erkenntnisse zur Verfügung stellen, sobald wir mit ihm fertig sind«, meinte Fielding. Dass er für Stephen Marchant nicht viel tun konnte, hatte er immer gewusst, denn dessen Ruf lag letztlich in den Händen anderer, aber er hatte gehofft, wenigstens dem Sohn helfen zu können. Der MI6 hatte Daniel Marchant aus dem internationalen Pool alkoholabhängiger Schmalspurjournalisten gezogen und einen der besten Agenten des britischen Geheimdiensts aus ihm gemacht. So leicht würde Fielding ihn nicht fallen lassen, wenn auch nur um seines Vaters willen. Marchants Anwesenheit beim Marathon sah allerdings schon ein wenig zu zufällig aus. Er bezweifelte, ob Armstrong tatsächlich echte Beweise vorlegen konnte - dazu war es zu früh -, aber die Verbindung zu Dhar war nun hergestellt worden, und sie würde im Protokoll des Committee stehen. Vor dem Hintergrund, dass sein Vater sich mit Dhar getroffen hatte, sah Marchants Rolle längst nicht mehr so heldenhaft aus.
Nach einem weiteren kurzen Wortwechsel und Chadwicks Angebot, die Differenzen zwischen Fielding und Spiro auszuräumen, verließen die ausländischen Gäste den Raum und überließen es den Briten, die »Bombe« auszuwerten, die Spiro gerade hatte platzen lassen.
»Gut, meine Herren, Harriet, können wir dem Glauben schenken?«, begann Chadwick gelassen und blickte in die Runde.
»Es gibt für sie keinen Grund, wegen Stephen Marchant zu lügen«, sagte Armstrong.
»Solange sie nicht die Absicht haben, sich Dhar eigenhändig zu holen«, entgegnete Fielding. »Bis wir einen Beweis gesehen haben, lässt sich nicht eindeutig feststellen, ob sich Stephen Marchant mit Dhar getroffen hat oder nicht.«
»Eines dürfte klar sein«, meinte Chadwick. »Wenn sie einen Beweis dafür vorlegen, dass Marchant sich mit Salim Dhar getroffen hat, müssten wir das an Bancroft weiterleiten. Sein Bericht würde dann zu einer Abhandlung darüber werden, ob man gegen den früheren Leiter des MI6 eine posthume Ermittlung wegen Landesverrats einleiten muss.«
»Damit wäre der Premierminister kaum einverstanden«, wandte Bruce Lockhart ein, der außenpolitische Berater des Premierministers. Fielding verstand sich gut mit Lockhart und mochte seinen schottischen Dickschädel. »Ich dachte, Bancroft sollte mit seiner Arbeit Ruhe in die

Sache bringen und sie nicht noch mehr anheizen.«
»Die Amerikaner wollen doch keinen Ärger machen«, sagte Armstrong, »sondern haben lediglich den verständlichen Wunsch, Dhar an weiteren Anschlägen auf ihre Einrichtungen zu hindern und darzulegen, warum die Marchant-Familie ihm anscheinend geholfen hat.«
»Ihm geholfen hat?«, fuhr Fielding auf. »Wir wollen doch die Kirche im Dorf lassen. Bislang hat Bancroft nichts gefunden, was den Verdacht erhärten könnte, mein Vorgänger habe seine Pflichten nicht erfüllt. Um das hier einmal klipp und klar zu sagen, ich glaube durchaus, dass die Amerikaner recht haben: Vermutlich hat Stephen Marchant sich mit Dhar getroffen. Ich habe allerdings keine Ahnung, warum. Bis wir das herausgefunden haben, können wir höchstens Mutmaßungen anstellen, und von denen sollte Bancroft nicht beeinflusst werden.«
»Wir überlassen Dhar also den Amerikanern?«, fragte Armstrong.
»Wir müssen ihn finden, für den Fall, dass er tatsächlich hinter dem Anschlag auf den Marathon steckt«, erwiderte Fielding, wandte sich an Armstrong und fügte leise hinzu: »Übrigens sehr freundlich von Ihnen, uns darüber in Kenntnis zu setzen.«
»Ich hatte ganz vergessen, wie gern Sie Informationen teilen«, gab Armstrong zurück.
»Ich denke, Marcus hat recht«, sagte Chadwick. »Wir müssen Dhar finden.« Er war immer der Meinung gewesen, dass man die Spannungen zwischen den Abteilungen reduzieren konnte, indem man sie standhaft ignorierte. »Meine Güte, Dhar hatte es auf den London Marathon und auf die verfluchte Tower Bridge abgesehen. Damit richtete sich sein Anschlag gegen das, was dieses Land zusammenhält. Und Dhar ist auch die einzige Möglichkeit, wie wir einen Schlussstrich unter die Affäre Stephen Marchant ziehen können. Wenn die beiden sich getroffen haben, was wahrscheinlich ist, müssen wir herausfinden, warum und was tatsächlich besprochen wurde.«
»Gibt es ganz sicher keine Aufzeichnungen, dass Stephen Marchant oder jemand anderes Dhar rekrutiert hat?«, fragte Lockhart. »Bei diesem Treffen oder auch vorher? Der Premierminister wünscht in diesem Punkt eine konkrete Aussage.«
»Wir sind alle Akten von Marchant mehrmals durchgegangen«, sagte Fielding. »Und wir haben sie mit jeder unserer Datenbanken

gegengecheckt. Nichts. Niemand sonst vom MI6 oder MI5 ist je an Dhar herangetreten. Wir glauben, die Inder haben einmal einen Versuch unternommen, hatten allerdings keinen Erfolg.«
Armstrong nickte zustimmend und blickte Fielding an.
»Und was ist mit seinem Sohn?«, fragte Chadwick. »Lassen wir die Amerikaner mit ihm reden? Ich meine, deren Sichtweise liegt auf der Hand: Stephen Marchant trifft sich mit Dhar, Dhar wirft Bomben auf US-Botschaften; Daniel Marchant trifft Dhars Lauffreund, Dhars Freund versucht, den US-Botschafter zu ermorden.«
»Und Marchant verhindert das«, sagte Fielding. »Das ist der springende Punkt.«
Aber er wusste, der Punkt würde an die anderen gehen.

9



Später am gleichen Tag nahm Fielding Chadwicks Einladung zu einem Aperitif im Travellers Club in der Pall Mall an. Eigentlich war er kein typischer Clubgänger, doch in den letzten Jahren, als Stephen Marchants Stuhl zu wackeln begann, war Fielding immer wieder von den verschiedensten hohen Beamten aus Whitehall bewirtet worden, auch von Chadwick, denn man wollte seine Eignung als Leiter des MI6 einschätzen. In der alten Garde herrschte ein gewisses Unbehagen, weil er nicht verheiratet war, doch die Zeiten änderten sich, und die meisten nahmen an, der Vikar sei enthaltsam und nicht schwul. Damit konnte Fielding leben.
Früher, als der MI6 noch im trostlosen Century House in Southwark saß, hatten sich die Mitarbeiter regelmäßig im Travellers getroffen. Seit dem Umzug ins neue Hauptquartier mit der plüschigen Bar im ersten Stock und der Terrasse zur Themse, wo man im Sommer seinen Drink im Freien nehmen konnte, hatte das Travellers für die jüngeren Angestellten seine Anziehungskraft verloren. Doch alte Gewohnheiten lassen sich schwer ablegen, und so erkannte Fielding einige der älteren Gesichter, als er in der holzgetäfelten Bibliothek Platz nahm.
»Ich biete Ihnen einen Deal an«, sagte Chadwick und schwenkte seinen Talisker-Whisky im Glas. Er gehörte zu den zuverlässigsten Figuren in Whitehall, jemand, den man am Ende einer erfolgreichen, wenn auch verwunderlichen Karriere geholt hatte, um nach dem Fiasko mit Marchants Abgang das Geheimdienstschiff wieder in ruhigere Gewässer zu lenken. Ein Beleg dafür, dachte Fielding, dass Mittelmaß genügt, um

es in großen Organisationen wie dem Staatsdienst überraschend weit zu bringen.
»Die Amerikaner haben zugesagt, alle Ermittlungen über ein Treffen zwischen Dhar und Stephen fallen zu lassen, wenn sie im Gegenzug mit Daniel Marchant reden können und wir ihnen Dhar überlassen.«
»Reden?«
»Sie wollen ihn schon ein bisschen in die Mangel nehmen.«
»Warum?«
»Kommen Sie, Marcus. Ich weiß, er war einer Ihrer Besten, aber es ist schon sehr auffällig, dass ausgerechnet er beim Marathon war. Die Amerikaner glauben, er könnte ihnen etwas über Dhar erzählen. Und um ehrlich zu sein, finde ich den Gedanken recht verlockend, dass Ihnen jemand Marchant abnimmt. Er trinkt zu viel. Das Letzte, was der Premierminister gebrauchen kann, ist noch ein Spion, der die Seite gewechselt hat.«
Fielding überlegte, ob er Daniel Marchant abermals verteidigen sollte. Vielleicht war es der Wirkung seines Gins zuzuschreiben, doch plötzlich erschien ihm Chadwicks Vorschlag nicht mehr so abwegig. Ein Teil von ihm lehnte es ab, Marchant weiterhin zu beschützen, angesichts der Kopfschmerzen, die dieser Kerl ihm bereitet hatte. Chadwick hatte recht: Marchant hatte zu den vielversprechendsten Agenten seiner Generation gehört, und er war genau die Sorte frischen Blutes, die der Geheimdienst zu gewinnen versuchte. Fielding wusste auch, dass er nur wegen der Vorwürfe gegen seinen Vater suspendiert worden war. Und diese Vorwürfe mussten endlich ausgeräumt werden: Sie richteten zunehmend größeren Schaden an. Je eher die Amerikaner das Treffen zwischen dem früheren MI6-Chef und Dhar vergaßen, desto besser für alle Beteiligten. Es gab dabei nur eine Sache, die ihm Sorgen bereitete, und zwar die »erweiterten« Verhörmethoden, die von der CIA eingesetzt wurden. Der neue Präsident hatte Folter zwar verboten, doch auch in Langley hielt man gern an alten Gewohnheiten fest. Trotz allem war Marchant immer noch einer seiner Leute, und im Augenblick war er sehr verwundbar.
»Er darf das Land nicht verlassen«, sagte Fielding und trank seinen Gin aus. »Und ich will ihn lebend zurück.«

10



Leila kehrte nach London zurück und überließ es Marchant, bei einer Flasche Whisky, die sie hereingeschmuggelt hatte, über Fieldings Besuch nachzudenken. Er trank zu viel, das wusste er. Die Trainingsläufe mit Leila und die spontane Entscheidung, beim Marathon mitzulaufen, waren ein Versuch gewesen, eine gewisse Ordnung in sein Leben zu bringen, die ihm seit dem Tod seines Vaters fehlte. Nie war er besser in Form gewesen als zu der Zeit, in der er für den MI6 gearbeitet hatte. Der Alkohol betäubte den Schmerz, aber er zog Marchant auch in sein altes Leben zurück, in die zügellosen, gleichgültigen Tage im Presseclub von Nairobi.

Die ersten Wochen nach der Suspendierung waren am schlimmsten gewesen. Wenn er nüchtern gewesen war, hatte er nur an den Maulwurf gedacht, der angeblich den MI6 unterhöhlt hatte. Auf diese Weise trauerte er und fand ein Ventil für seine Wut. Er stand im Morgengrauen mit platzendem Schädel auf und streifte durch die leeren Straßen von Pimlico, hielt die Gerüchte über seinen Vater ins fahle Morgenlicht und betrachtete sie aus jeder nur erdenklichen Perspektive. Er stellte sich auf die Vauxhall Bridge und schaute den Flussschiffen nach, die unter ihm hindurchfuhren, ehe er sich dem MI6-Gebäude zuwandte und zu den Fenstern der Chefetage hinaufblickte. Handelte es sich nur um eine skrupellose Intrige, mit der sein Vater aus dem Weg geschafft werden sollte, oder bestand tatsächlich die Möglichkeit, dass Al Kaida den britischen Geheimdienst unterwandert hatte?

Aufgrund seiner Suspendierung war es ihm nicht gestattet, das Gebäude zu betreten oder auch nur mit seinen Kollegen über die Arbeit zu sprechen. Er durfte auch nicht ins Ausland reisen. Seine falschen Pässe waren eingezogen worden. Morgens hatte er seine Zeit in Internetcafés nahe der Victoria Station verbracht (dem Computer in seiner Wohnung in der Denbigh Street vertraute er nicht), hatte jeden der Anschläge genauestens recherchiert und nach einer Verbindung zwischen einer Zelle in Südindien und einer Person beim MI6 gesucht, einem Kollegen mit Beziehung zum Subkontinent.
Jetzt hatte er eine solche Verbindung, doch leider bestand sie zwischen seinem Vater und Salim Dhar. Niemals war Marchant der Gedanke gekommen, dass sein Vater selbst durch sein Verhalten den Verdacht auf sich gelenkt haben könnte. Fielding hatte recht: Ein privates Treffen mit Dhar verstieß gegen die Vorschriften. Und während Leilas Whisky in seiner Kehle brannte, wurde Marchant plötzlich klar, dass auch er sich mit ihm treffen musste, wo immer der Mann sich aufhalten mochte. Er musste Dhar fragen, warum der Chef des MI6 das Risiko eingegangen war, ihn aufzusuchen. Das konnte natürlich für ihn katastrophale Konsequenzen nach sich ziehen, aber letztlich hatte er nicht mehr viel zu verlieren.
Während er aus dem Fenster über den Kanal hinweg zum Wald von Wiltshire schaute, erhob sich ein grauer Reiher schwerfällig aus dem Wasser und stieg in die Luft auf. Sein Vater hatte immer gesagt, diese Vögel seien wie B-52s, er war besessen gewesen von Bombern. Während der Kubakrise war er zur Air Base Fairford gefahren und hatte sich angesehen, wie sie am Ende der Startbahn mit laufenden Motoren auf den Einsatzbefehl warteten.
Marchant erinnerte sich an den Morgen, an dem sein Vater ihn angerufen und ihm mitgeteilt hatte, dass er von seinem Posten als Leiter des MI6 zurücktreten werde. Die Macht und die Autorität waren aus seiner Stimme verschwunden, als habe er sein Leben lang ein Megafon benutzt und es plötzlich abgeschaltet. Marchant hatte seinen Anruf am Flughafen Heathrow entgegengenommen, er war auf dem Rückweg von Mogadischu, um in London Weihnachten zu feiern.
»Bist du schon durch die Passkontrolle?«, hatte sein Vater abwesend gefragt.

»Ich warte auf ein Taxi. Warum? Ist etwas passiert, Dad?«
»Nimm die U-Bahn bis Hammersmith und dann ein Minicab von dem Laden an der Fulham Palace Road. Frag nach Tarlton. Sie wissen Bescheid.«
»Dad, was ist denn los? Alles in Ordnung?«
»Die schieben mich in den Ruhestand ab. Pass auf dich auf.«
Marchant war sofort auf der Hut gewesen, so als befinde er sich auf einem Flughafen im Ausland. Rasch ging er in die U-Bahn und zerbrach sich den Kopf darüber, was diese Nachricht für ihn und für seinen Vater bedeuten könnte. Er wusste, welcher Druck sich in den vergangenen Wochen aufgebaut hatte. Im Parlament hatte man Fragen gestellt, weil die britischen Geheimdienste ihren Aufgaben nicht gewachsen schienen, und in den Zeitungen gab es aggressive Leitartikel zur Anschlagwelle sowie Mutmaßungen, wie man sie hätte verhindern können.
Sein Vater bezahlte das Minicab in bar und bestand darauf, seinem Sohn die zwei Taschen abzunehmen. Es war ein kalter Dezembertag, und in den Apfel- und Kirschbäumen vor dem Haus glänzten überfrorene Spinnweben. Ein dünner Rauchfaden stieg aus dem Schornstein auf. Das Haus bestand eigentlich aus zwei Cotswolds-Cottages, die miteinander verbunden waren und von Rasen und einer Trockenmauer eingefasst wurden. Es war ein abgelegener Ort, knapp einen Kilometer vor Tarlton in einem kleinen Dorf nahe Cirencester. Marchant befielen hier immer eigenartige Gefühle. Das Haus war die einzige Konstante in seiner wechselhaften Kindheit gewesen, ein Ort kurzer Ruhepausen zwischen den langen Dienstzeiten im Ausland und früher auch ein Heim, das er mit seinem Bruder teilte. Es war so unglaublich englisch, und zwar nicht nur, weil es in dem für die Cotswolds typischen Stil gebaut war, sondern weil es für ihn zu einer Verkörperung all dessen geworden war, was er von zu Hause vermisste: frisch gemähtes Gras, Laubfeuer im Herbst, Obstbäume. Und natürlich hatte es ihn stets enttäuscht, weil es nicht mit seinen Kindheitsträumen vom sagenumwobenen alten Britannien mithalten konnte.
»Schön, dass du gekommen bist«, sagte sein Vater und ging Marchant durch die Hintertür voraus. »Hast du etwas dagegen, wenn wir eine kleine Fahrt unternehmen?«
Zehn Minuten später fuhren sie in seinem Oldtimer, einem 1931er

Lagonda, durch das kalte Land und konnten einander wegen des lauten Motorgeräusches kaum verstehen. Raureif lag auf den Hecken, und auf der Straße lauerten gefrorene Stellen. Stephen Marchant schien sich nicht darum zu kümmern. Er trug einen dicken Wollschal und Handschuhe. Daniel saß neben ihm. Er hatte vergessen, wie kalt es in einem Auto sein konnte.
»Im Haus ist es nicht sicher«, sagte sein Vater und schaltete einen Gang runter, als sie auf eine Kreuzung zufuhren. Das Haus war verkabelt, wie es der Schutz des Geheimdienstleiters auch in seinem Wochenendrefugium erforderte. Jetzt arbeitete gegen ihn, was eigentlich zu seiner Sicherheit gedacht war.
»MI5?«, fragte Marchant, und der muffige Geruch des Stoffs und des heißen Öls, den der alte Wagen ausströmte, trug ihn zurück in einen fernen Teil seiner Kindheit. Sein Vater und er hatten sich immer nahegestanden, beide fühlten sich in Gegenwart des anderen wohl, weitschweifige Erklärungen waren selten notwendig, und sie brauchten auch nicht viel Zeit, um aufzutauen. Selbst als Marchant von der Schule geflogen war, wurde sein Vater nicht wütend, sondern ärgerte sich nur, weil er sich hatte erwischen lassen.
»Ich stelle angeblich eine Bedrohung für die nationale Sicherheit dar«, schrie er, ließ den Bremshebel an der Wagenseite los und fuhr in Richtung Avening weiter. Marchant hoffte, er würde so wunderbar altern wie sein Vater, durch dessen dichtes Silberhaar der Wind wehte. Er hatte dicke, helle Augenbrauen und ein kompaktes, kantiges Gesicht wie das einer Schleiereule, fand Marchant. Dazu besaß er die berühmten Familienohren, die mit dem Alter immer länger wurden und immer deutlicher hervorstachen.
Nach zwanzig Minuten lenkte Stephen Marchant den Lagonda in eine Parkbucht auf der Kuppe eines Hügels am Minchinhampton Common, dem freien Weidegrund, von dem aus man im Westen Bristol sehen konnte. Er stellte den Motor ab, und sie saßen einige Minuten schweigend da und ließen die alterslose Landschaft auf sich wirken, während von der Motorhaube Dampf aufstieg. Unter ihnen breiteten sich die Cotswolds als Kette vereister Dörfer aus, die auf stille Landstraßen gefädelt waren, jedes mit einem Gutshaus, einer geduldigen Kirche und mit Raureif überzogenem Grün. Dünne Schneewehen bedeckten die

schattigen Ecken der Felder.
»Ich sehe mir das an und frage mich, aus welcher Pore unseres wunderschönen Landes es hervortritt«, begann Stephen Marchant. Ein Tröpfchen hatte sich an seiner kalten Nasenspitze gebildet. »Weißt du, was sie gesagt haben?«
»Erzähl schon«, antwortete Marchant und bemerkte, wie viel Emotion in der Stimme seines Vaters mitgeschwungen hatte.
»Dass sie sich nicht mehr darauf verlassen können, dass meine Interessen mit denen des Landes übereinstimmen.« Er zögerte und bemühte sich, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Dreißig Jahre im Dienst, und das muss ich mir von einer Bande junger Karriereärsche bieten lassen.«
»Und es kommt alles von der Generaldirektorin?«, fragte Daniel.
»Natürlich. Offensichtlich bin ich vom inneren Feind besessen und habe die größere Bedrohung aus den Augen verloren.«
»Dinner im Travellers hat also auch nicht weitergeholfen.«
»Gott, nein. Das war eine völlige Katastrophe. Sie ist nicht wie die Frauen, die du und ich kennen, Daniel. Die hat Haare auf den Zähnen und mir ordentlich den Arsch aufgerissen. Nach Weihnachten soll ich nicht mehr ins Büro zurückkommen. Ich fürchte, die denken außerdem darüber nach, dich zu suspendieren. Die Sünden der Väter. Tut mir leid.«
Marchant wandte sich ab, wog instinktiv die Bedrohung ab und schätzte den Schaden ein. Er hatte nicht erwartet, ebenfalls betroffen zu sein. Dann hielt er inne und fühlte sich schuldig, weil er an sich dachte und sich nicht um seinen Vater kümmerte, dessen Karriere in Trümmern lag, nachdem er sein halbes Leben für den MI6 geopfert hatte.
»Mach dir meinetwegen keine Sorgen. Du weißt doch, ich bitte nie um Hilfe. Ich kann schon auf mich aufpassen.«
»Der Service aber nicht. Wenn sich der MI5 durchsetzt, wird Legoland morgen an die Japaner verkauft und zu einem Hotel mit Themseblick umgebaut. Sieh an, die Idioten sind da.«
Marchant blickte sich um und sah eine weiße Limousine, die langsam den Hügel hinauffuhr.
»Weißt du, wie man seine Verfolger am besten abschüttelt?«, fragte sein Vater und startete den Lagonda, der eine blaue Qualmwolke ausspuckte.
»Besser als alles, was sie dir im Fort beigebracht haben.«

»Wie denn?«, wollte Marchant wissen und beobachtete im Rückspiegel den Wagen, der vierhundert Meter hinter ihnen durch die Auspuffgase kroch, die noch in der kalten Luft hingen.
»Du musst einfach schneller fahren als sie.«

11



Die Gruppe von Fünftklässlern in der Ecke des Sportplatzes kannte alle Helikopter, die über ihre Schule hinweg durch den Luftraum über Wiltshire flogen: Am coolsten fanden sie Chinooks, die niedrig am Kanal entlangflogen und mit den zwei Rotoren einen Lärm erzeugten, der ihnen wie Donner in den zarten Ohren dröhnte. Sie konnten die Merlins von Sikorsky Pumas unterscheiden, und den schwarz-gelben MD Explorer der Polizei von Wiltshire beachteten sie kaum mehr, wenn er freitags seine Tiefflugübungen über dem Bedwyn Brail durchführte, so vertraut war ihnen der Anblick. Als die Jungen ihn heute aus Richtung Hungerford kommen sahen, fiel es niemandem auf, dass erst Donnerstag und noch nicht Freitag war.

Einen Kilometer südwestlich der Schule überquerte Daniel Marchant zwei Brücken und bog rechts auf den Pfad am Kennet-und-Avon-Kanal ein. Er lächelte bei der Erinnerung daran, wie sein Vater mit hundertfünfzig Stundenkilometern von Minchinhampton heruntergerast war. Die niedrige Karosserie drohte durch die Vibrationen auseinanderzubrechen, als sie ohne vernünftige Bremsen zwischen den frostüberzogenen Hecken entlangschossen, bis ihre Verfolger schließlich aufgaben.

Marchant war sich nicht sicher, ob er schneller laufen konnte als seine Aufpasser, aber er wollte es herausfinden. Der Marathon lag fünf Tage zurück, und jetzt lief er zum ersten Mal wieder seit der Ankunft im sicheren Haus. Er wusste, so konnte er nicht ewig weitermachen: erst trinken und dann laufen, um die Schuldgefühle abzubauen. Eins von

ihnen musste die Oberhand gewinnen. Die Babysitter vom MI6 waren gestern Abend durch stämmigere Kerle vom MI5 ersetzt worden. Die Atmosphäre war dementsprechend abgekühlt, und man redete kaum ein Wort miteinander.
Marchant war wegen des Wachwechsels nicht übermäßig beunruhigt. Im schlimmsten Fall, so nahm er an, würde man ihn wieder Wylie ausliefern, dem Mann, der ihn in Thames House vernommen hatte. Viel mehr bereitete ihm Leilas Schweigen Sorgen. Er hatte keine Möglichkeit, Kontakt mit jemandem draußen herzustellen. Im Haus gab es kein Telefon und keinen Computer mit Internetverbindung, und seine Aufpasser trugen ihre Handys fest am Gürtel.
An diesem Morgen wollte er herausfinden, wie lange die beiden vom MI5 ein Tempo von sechzehn Stundenkilometern durchhielten. Dazu wurde er nach und nach immer schneller. Sie waren nicht gerade versessen gewesen auf ein kleines Lauftraining, hatten sich jedoch dazu bereit erklärt, nachdem Marchant ihnen die exakte Strecke nach Wilton, einem nahen Dorf, auf der Karte gezeigt hatte. Marchant war gut gelaunt, ihn reizte der Gedanke, die beiden an ihre Grenzen zu bringen. Schon immer waren die Angehörigen des MI6 besser in Form gewesen als die Leute vom MI5, dessen muffige Sporthalle nicht mithalten konnte mit dem modernen Fitnessbereich im Keller des MI6-Quartiers, wo man außer Sichtweite der Erbsenzähler von Whitehall schwitzen konnte.
Leider wurde die Sache nicht annähernd so unterhaltsam, wie Marchant gehofft hatte. Seine Muskeln brannten wie der Teufel. Und beide Männer vom MI5 reagierten mit nervenaufreibender Leichtigkeit auf seine Temposteigerung. Bald liefen sie wieder neben ihm.
»Mach keine Spielchen, Marathonmann«, sagte einer, kaum außer Atem.
Ohne zu antworten, zog Marchant das Tempo wieder an. Er verließ, wie abgesprochen, den Treidelpfad und lief schräg den Berg hinauf. Kurz vor der Hügelkuppe blickte er über die Schulter und entdeckte den vorderen Aufpasser, der sich unten am Hang quälte. Es sah aus, als wäre er ausgerutscht. Beflügelt, weil er zum ersten Mal seit Sonntag allein war, steigerte Marchant das Tempo nochmals.
Als er oben ankam, bemerkte er den schwarzen MD Explorer, der links hinter ihm über dem Feld schwebte. Marchant wurde ein wenig langsamer und schätzte die Situation ein. Im ersten Moment dachte er

angesichts der gelben Aufschrift »Polizei« an der Seite, dass er zufällig in irgendeinen Einsatz gestolpert wäre. Doch Sekunden später, während die zwei Aufpasser wieder aufholten, schwebte der Helikopter nicht mehr über dem Feld, sondern verfolgte ihn.
Vor Marchant lag eine Weide. Bis zum Wald auf der anderen Seite waren es mindestens zweihundert Meter, trotzdem würde er es bis in die Sicherheit der Bäume schaffen können, wenn er richtig rannte. Er sah nach oben ins Gesicht des behelmten Piloten, der mit wespenhafter Gleichgültigkeit auf ihn herunterschaute. Im selben Moment spürte er einen seiner Aufpasser an der Schulter. Er schüttelte ihn ab. Der Mann geriet fluchend ins Taumeln und blieb zurück, doch ehe Marchant davonsprinten konnte, hatte ihn der andere Aufpasser erreicht und zerrte ihn zu Boden.
Marchant kam es vor, als würden sie im Zeitlupentempo fallen, und er warf sich herum, sodass er auf dem anderen landete, als sie auf dem Boden auftrafen. Um ihn herum tanzten Grashalme und wurden vom Abwind des Helikopters platt gedrückt. Er packte den Mann an den Haaren und schlug seinen Kopf auf einen Feldstein, der auf der Erde lag. Einen Moment lang herrschte Stille. Marchant stand auf und begann zu rennen. Er wusste, dass der erste Mann ihm folgte und der Hubschrauber über ihm ebenfalls. Der Wald erschien ihm kilometerweit entfernt. Zwanzig Meter vor den Bäumen begann Marchant, daran zu glauben, dass er es schaffen könnte. Sobald er das Wäldchen erreicht hätte, wäre der Hubschrauber nutzlos, vorausgesetzt, Marchant blieb im Schutz der Bäume. Aber den Aufpasser wäre er damit noch nicht los. Fünf Schritte vor dem Waldrand sah er einen Ast auf dem Boden, der sich mit Winterregen vollgesaugt hatte. Er machte einen Schritt zur Seite, hob ihn im Laufen auf und schwang den nassen Ast aus der vollen Bewegung nach hinten. Als das Holz den Mann ins Gesicht traf und rücklings zu Boden warf, klang es so, als würden die Rotorblätter oben vor Missbilligung lauter dröhnen. Marchant sprintete in den dunklen Wald und bog seitlich durch die Bäume ab, wie ein Taschendieb auf der Straße, der seinen Verfolgern entkommen will.
Er war kaum dreißig Meter weit gelaufen, als sich der Wald zu einer kleinen Lichtung öffnete. Der Helikopter stieß auf das Stück Gras vor ihm herab und setzte gerade lange genug auf, damit zwei Männer

herausspringen konnten. Marchant war erschöpft, dennoch drehte er sich um und lief in den Wald zurück, doch bald schleppte man ihn zum wartenden Hubschrauber, und der Geruch von Flugbenzin stieg ihm in die Nase.

Marchant schätzte, dass sie ungefähr fünfzehn Minuten in der Luft gewesen waren, ehe der Helikopter landete, was Fairford zum wahrscheinlichsten Ziel machte. Der Flughafen wurde von den Amerikanern betrieben, die neunzig Millionen Dollar ausgegeben hatten, um die Hauptlandebahn für B-2 Spirit Tarnkappenbomber und das Spaceshuttle zu verlängern. Er konnte nicht genauer feststellen, auf welchem Flughafen er sich befand, weil man ihm eine Haube über den Kopf gezogen hatte. Und man hatte ihm einen Kopfhörer aufgesetzt, sodass er auch aus Gesprächen aus dem Cockpit nichts schließen konnte. Seine Hände waren fest hinter dem Rücken gefesselt, und auch die Füße hatten sie zusammengebunden. Bislang war seine Lage allerdings nicht übermäßig unbequem.
Ansonsten ging es ihm so gut, wie es einem Menschen gehen konnte, dem eine »extraordinary rendition« der CIA bevorstand, eine »außerordentliche Auslieferung«, wie die illegale Überstellung von Terrorverdächtigen genannt wurde. Anders war seine Situation logisch nicht zu erklären angesichts der Tatsache, dass der MI5 oder der MI6 solche extremen Methoden bei ihren eigenen Leuten nicht anwenden würden. Während des kurzen Flugs hatte er sich zusammengereimt, dass Fielding aus unverständlichen Gründen zugestimmt haben musste, dem MI5 die Schlüssel des sicheren Hauses in Wiltshire zu überlassen, und der hatte wiederum den Amerikanern gestattet, ihn zu einem Verhör mitzunehmen. Was ihm jetzt Bauchschmerzen bereitete, war der Gedanke an die physischen und psychischen Schmerzen, die ihm bevorstanden.

12



Der unbestrittene Weltmeister im Waterboarding hieß Khalid Scheich Mohammed. Marchant wusste das aus einer respektlosen E-Mail, die durch ein Leck in Langley nach London gelangt war. »KSM« (wie die CIA ihn nannte) war einer der Drahtzieher des 11. Septembers, des Bombenattentats auf den Nachtclub auf Bali und eines vereitelten Anschlags auf die Canary Wharf in London. Für sein Durchhaltevermögen bei dieser Prozedur hätte er eine Medaille verdient, doch die Nummer drei der Al-Kaida-Spitze musste sich mit dem widerwilligen Respekt seiner Folterknechte zufriedengeben. Zwei Minuten, dreißig Sekunden - das war die Zeit, die man gestoppt hatte, als er im März 2003 dem Scheinertränken unterzogen wurde. Bei zwei Minuten einunddreißig gab er schließlich auf, überzeugt davon, dass er ertrinken würde. Er schrie wie ein Baby und machte sich in die Windel. Und damit endete auch die E-Mail: Der Geruch des Sieges ist der Gestank der Exkremente.

Marchant wusste alles über Waterboarding, eine Verhörmethode, die schon von der Gestapo eingesetzt worden war und dank der CIA in den letzten Jahren ein Revival erlebt hatte, bis der neue Präsident dem Treiben ein Ende setzte. Das Wasser, das dabei auf Mund und Nase gegossen wird, erzeugt bei dem Opfer das Gefühl, ertrinken zu müssen, und löst einen sofortigen, unkontrollierbaren Würgreflex aus. Weil die Füße jedoch höher liegen als der Kopf, kann das Wasser nicht in die Lungen fließen, was den Tod des Gefangenen ausschließt. Dieser Umstand war es, der Regierungen erlaubte, Waterboarding als

»erweiterte Verhörmethode« einzustufen und nicht als Folter.
Marchant kannte auch die drei verschiedenen Stufen der Prozedur und die gnadenlose Botschaft, die dabei an das Gehirn geschickt wurde; er wusste, dass keinerlei äußerliche Spuren zurückblieben und dass ein akutes mentales Trauma auch noch nach Jahren urplötzlich ausgelöst werden konnte: durch das Geräusch einer Dusche, beim Abwaschen oder beim Blumengießen.
Die Verhörspezialisten hingegen hatten nicht die geringste Ahnung, dass Marchant den Rekord von KSM bei seinem Überlebenstraining im Fort gebrochen hatte. Offiziell galt der natürlich nicht, denn schließlich war sich Marchant bewusst gewesen, dass es sich um eine Übung handelte, zumindest, bevor das Wasser zu laufen begann. KSM hatte hingegen geglaubt, er müsse sterben. Trotzdem waren zwei Minuten fünfzig eine Bestmarke, die genügte, um ihn zum Star des Forts zu machen. Wie man Marchant hinterher erzählte, hatte kein CIA-Agent, der die Technik an sich ausprobierte, es länger als vierzehn Sekunden ausgehalten.
Marchant scherzte gern, sein Durchhaltevermögen beim Waterboarding habe er bei seinem Eintritt in die Welt mitbekommen - es sei eine Wassergeburt gewesen. Seine Mutter hatte ihm erzählt, er sei mit offenen Augen geboren worden und habe sich umgeschaut wie ein erschrockener Karpfen. Andere, auch Leila, glaubten, es habe mit seiner Kindheit in Indien zu tun: Yoga eben, der Triumph des Geistes über den Körper.
Jetzt lag er im Dunkeln auf einem schrägen Metalltisch - den Kopf nach unten, die Füße an den Tisch gefesselt - und versuchte, sich an den Abend nach der Übung im Portsmouth Pub zu erinnern. Seine Stimme hatte eigenartig geklungen, weil das Wasser seine Nase noch verstopfte; Leilas Zartheit hinter ihrem kühlen Auftreten; ihr Zungenkuss, bei dem er zu ersticken glaubte.
Vermutlich war er jetzt in Polen, vielleicht auch in Rumänien. Die CIA hatte die Anweisung erhalten, die Black Sites, die geheimen Gefängnisse, zu schließen, doch in Langley hatte man es damit nicht eilig. Man wusste, wie schwer es den Bürokraten fallen würde, die Schließung solcher Einrichtungen nachzuprüfen, die offiziell nie existiert hatten. Nach der Landung des Hubschraubers hatte man ihn, noch immer mit der Haube über dem Kopf, über die Landebahn zu einem Flugzeug geführt, einer Gulfstream V, wie er vermutete. Der Flug, von feindlichen

Kämpfern auch Guantanamo-Bay-Express genannt, hatte zwei Stunden gedauert, die Marchant in der Gefangenen-Klasse (inklusive Overall und Erwachsenenwindel) jedoch wie eine Ewigkeit erschienen waren.
Er hörte zwei Männer, die seine Zelle betraten und die Tür hinter sich schlossen. Waterboarding war vor allem eine mentale Geschichte, rief er sich ins Gedächtnis und ballte unwillkürlich die Hand zur Faust. Sie sagten nichts, überprüften die Handschellen, mit denen er fest an den Tisch gefesselt war, und zogen ihm die Baumwollhaube tiefer über den Kopf. Gleich würden sie anfangen, gleichmäßig Wasser über die durchlässige Haube zu gießen.
Dann kam es, früher als erwartet, und Marchant versuchte instinktiv, den Kopf abzuwenden, aber der Mann links von ihm hielt sein Kinn fest, während der andere das Wasser über sein Gesicht und anschließend über Brust und Beine goss, bis der Overall durchnässt war. Er spürte, wie Panik in ihm aufstieg. Plötzlich war sein Zwillingsbruder da; er lag am Boden des Pools in Delhi und starrte ihn durch das klare Wasser an. Marchant schrie nach der *Ayah*, dem Kindermädchen, sprang hinein und versuchte den Arm seines Bruders zu packen. Sebastian, kaum sechs Jahre alt, starrte ihn an, sein Haar schwebte wie eine Seeanemone; er wusste nicht, dass er ertrinken würde.
Der Wasserfluss erfolgte konstant, stellte Marchant fest und bemühte sich, kontrolliert zu atmen. Das ließ darauf schließen, dass sie einen Schlauch und keine Kanne verwendeten, die Methode, die im Fort bevorzugt wurde. Er schrie erneut auf. Schrie die Vernehmer an, seine Mutter, die aus dem Haus gerannt kam, doch die nasse Baumwolle auf seinem Gesicht dämpfte die Rufe. Er fühlte, wie das Wasser durchsickerte, in seine Nase und in seinen Mund lief. Es war warm, so wie es im Handbuch verlangt wurde. Dies ist eine Übung, redete er sich ein. Die würden ihn nicht umbringen. Der neue Präsident würde das niemals erlauben.
»Wo ist Salim Dhar?«, schrie einer der Amerikaner und zerrte Marchants Kinn brutal in seine Richtung. Marchant war schockiert, wie jung die Stimme - mit dem Akzent des Mittelwestens - klang. »Sag uns, wo er ist, und dein Bruder wird es überleben.«
Marchant sagte nichts, wartete darauf, dass Sebastian zu atmen anfing, schaute zu, wie sich seine Mutter über den kleinen Körper beugte. »Geht

es ihm gut?«, fragte er flehentlich. »Wird Sebbie wieder gesund?«
Der Vernehmer hielt ihm den Schlauch näher an den Mund. »Wo ist Salim Dhar?«, wiederholte er.
Warum fragten sie ihn das? Er war schließlich nicht sein Vater. Das Wasser floss durch die Haube. Marchant presste die Lippen leicht zusammen und atmete durch die Nase, aber genau das war ihre Absicht: Das Wasser floss in beide Nasenlöcher. Seine Lunge wollte platzen, verlangte verzweifelte nach Luft. Er versuchte, den Kopf zur Seite zu drehen, dann sah er Sebastian, der keuchend zurück ins Leben kam und das Poolwasser ausspuckte. Seine winzige Brust zog sich krampfhaft zusammen, und er hustete, während ihn seine nach Parfüm duftende Mutter im Arm hielt.
Marchant erinnerte sich daran, was ihm der Ausbilder im Fort erklärt hatte: »Die größte Angst des Vernehmers ist es, dass Sie beim Waterboarding sterben, ehe Sie gesungen haben. Daran müssen Sie sich festhalten. Das ist der einzige Punkt, an dem Sie Macht ausüben können.« Er klammerte sich an diesen Gedanken, während das Wasser durch die Nase floss und sich in seinem Hals sammelte. Das Wasser stieg über seinen Kehldeckel, der Würgreflex setzte ein. Er wusste, es würde klingen, als würde er ersticken. Seine Vernehmer zogen ihm die Haube vom Gesicht, als er sich übergab, und wandten sich ab, um ihre Gesichter zu verbergen. Dann fluchten sie. Runde eins war an ihn gegangen.
Bei der zweiten Stufe des Waterboardings wird ein Luftweg vollständig verschlossen. Der größere der beiden Amerikaner trat wieder an den Tisch und schob ihm grob eine enge Schwimmbrille über die Augen, während er die ganze Zeit sein Gesicht bedeckte. Es musste ihnen peinlich sein, das alles einem von ihresgleichen anzutun, dachte Marchant. Was war mit den wahren Feinden? Die westliche Welt hatte davon genug, auch ohne sich gegenseitig zu bekämpfen.
Die Gläser der Schwimmbrille waren schwarz gefärbt, und die Dunkelheit stellte eine Erleichterung dar. Das Gebäude, in dem sie sich befanden, war anonym und wenig einladend. Er hatte vier schmutzig weiße Gipswände gesehen, eine niedrige Decke und in einer Ecke ein einfaches Rohr. Über der Tür befand sich ein kleiner, vergitterter Schlitz. Durch die Schlichtheit des Raums fühlte er sich allein, angreifbar, und

sie bestätigte seinen Eindruck, dass er sich überall auf der Welt befinden konnte. Seine beiden Vernehmer trugen normale Armeeuniformen, doch er selbst steckte zu seiner Überraschung in einem grell orangefarbenen Overall.
Hinter der Schwimmbrille schloss er die Augen, aber ehe er Trost in der Dunkelheit suchen konnte, wurde ihm ein Stück Stoff so weit wie möglich in den Mund gestopft. Marchant würgte, als der Stoff seinen Kehldeckel berührte. Der Amerikaner war zufrieden, weil er die richtige Stelle getroffen hatte, und drückte den Knebel noch weiter hinein, drehte den Stoff tiefer in Marchants Kehle und verfluchte ihn die ganze Zeit mit seiner jungen Stimme. Marchant würgte erneut und dachte zum ersten Mal, dass er sterben müsse.
Dennoch zwang er sich, daran zu denken, was ihnen der Ausbilder beigebracht hatte, nämlich dass nur zwei Sorten von Menschen den Würgreflex kontrollieren konnten: Schwertschlucker und Prostituierte, die den Deep-Throat beherrschten. Wieder würgte Marchant, sein Bauch krampfte sich zusammen, sein Kreuz wölbte sich vom Metalltisch hoch, und dann kam der Schlauch, mit größerem Druck und kälterem Wasser diesmal. Marchant spürte, wie der Knebel vom Wasser anschwoll, gegen die Seiten, den Gaumen und den hinteren Teil seines Mundes presste. Instinktiv versuchte er, durch die Nase zu atmen, doch auch die Nasenhöhlen füllten sich wieder mit Wasser. Panik stieg in ihm auf. Er dachte an seinen Vater, wie er den Lagonda in der grellen Morgensonne polierte. Als Kind hatte er oft danebengestanden und zugeschaut; ein Bein vor das andere gestellt stützte er sich mit der kleinen Hand an der glänzenden Beifahrertür ab.
»Nimm deine Schmuddelfinger von meinem Auto!«, schrie eine Stimme. »Wo ist Salim Dhar?«
Marchant fühlte, wie ihm Runde zwei entglitt. Seine Übelkeit vermischte sich nun mit starker Platzangst, mit dem Gefühl, diesem Stoff, der in seiner Kehle anschwoll, niemals entkommen zu können und auch nicht dem Wasser und dem bevorstehenden Ertrinken. Er konzentrierte sich auf die Fragen des Vernehmers, auf die Denkweise dahinter. Bislang hatte er keinen Fehler entdeckt. Sie fragten ihn nach Dhar, weil irgendwer eine Verbindung zwischen ihm und dem Anschlag auf den Marathon hergestellt haben musste. »Rede endlich über deinen

verfluchten Läuferfreund«, schrie der kleinere und drückte ihm den Stoff noch tiefer in den Mund. »Wie lange hat er Dhar schon gekannt?«
Das Geheimnis, um das Waterboarding zu überstehen, sagte sich Marchant erneut und versuchte, sich die Konsequenzen vorzustellen, die aus Dhars möglicher Rolle beim Marathonanschlag erwuchsen, bestand darin, nicht darauf hereinzufallen. Denn Waterboarding war nur ein Psychotrick. Der Körper würde nicht ertrinken, das Gehirn glaubte es lediglich. Im Fort war er der Einzige gewesen, der sich immer wieder ins Gedächtnis gerufen hatte, dass sie in der Ausbildung waren. Jetzt sagte er sich ständig, während sich sein Oberkörper bei jedem Würgen aufbäumte, dass er in einem ähnlich sicheren Zusammenhang verhört wurde: Die CIA würde keinen MI6-Agenten töten, selbst dann nicht, wenn es sich um den suspendierten Sohn eines mutmaßlichen Verräters handelte. Der Kampf fand in seinem Kopf statt, nicht mehr in der Zelle: Seine Amygdala, der älteste und ursprünglichste Teil des menschlichen Gehirns, führte einen verzweifelten Dialog mit der vernunftbegabten Hirnrinde. Das hatte ihm der Psychiater im Fort doch gesagt, oder?
Marchants Unverwüstlichkeit brachte die beiden Amerikaner bis an die Grenzen ihrer antrainierten Selbstbeherrschung, und sie fluchten immer häufiger. Einer verlor schließlich die Kontrolle, riss Marchant die Brille vom Gesicht, packte ihn im Nacken und hob den Kopf vom Tisch. Einen Augenblick lang starrten sie sich in die Augen. Marchant sah im Gesicht des jungen CIA-Agenten mehr Angst, als er selbst verspürte. Der Knebel wurde ihm aus dem Mund gerissen. Runde zwei ging ebenfalls an ihn.
»So was gibt’s doch gar nicht, Joey. So was wie diesen Kerl gibt es einfach nicht«, sagte der Amerikaner und stieß Marchant zurück auf den Metalltisch, weil er den Blickkontakt nicht mehr aushalten konnte.
Marchant kostete den Schmerz aus, den er empfand, als sein Schädel auf den Tisch krachte. Er hielt sich daran fest und jonglierte mit dem Stechen, als habe er heiße Kohlen in den Händen: Der Schmerz war real, physisch vorhanden; er würde einen blauen Fleck hinterlassen, einen Beweis, dass dies wirklich geschehen war und sich nicht nur in seinem Kopf abspielte. Er drehte den Kopf, spuckte aus und brachte ein verzweifelt keuchendes Lachen zustande.
»Kann ich vielleicht ein bisschen Wasser bekommen?«, fragte er. »Meine Kehle ist ein wenig ausgetrocknet.«

Marchant wusste, er musste weiterhin den Eindruck erwecken, dass er sich psychisch unter Kontrolle hatte, durfte seine Vernehmer jedoch nicht dazu treiben, ihn aus lauter Frustration zu töten. Außerdem musste er ihr Interesse wachhalten: Gerade war hinter dem Gitter der kleinen Öffnung über der Tür ein mit einer Sturmhaube verhülltes Gesicht aufgetaucht, das aber sofort wieder verschwand, nachdem Marchant es bemerkt hatte. Er lächelte seine Vernehmer an, obwohl er die Konsequenzen kannte, und ließ die Zunge wie ein hechelnder Hund aus dem Mund hängen.
»Wenn du was zu sagen hast, heb es dir für Petrus auf«, sagte Joey und löste seinen Kollegen ab. Er wandte sich ab, als wäre für heute Feierabend, aber Marchant wusste, sie waren noch nicht mit ihm fertig. Joey holte weit aus und klatschte Marchant den Handrücken ins Gesicht. Im Fort hatten sie für Stufe drei Frischhaltefolie benutzt, sie fest um das Gesicht gewickelt und so verhindert, dass man durch Nase oder Mund atmete. Man schnitt ein Loch für den Mund in die Folie, doch das diente nicht der Luftzufuhr, durch die Öffnung füllte man das Opfer mit Wasser. Dieser Ansatz war wie das Waterboarding selbst nicht neu. Im siebzehnten Jahrhundert hatte man gleich mit Stufe drei angefangen und die Körper der Opfer bis zum Dreifachen der normalen Größe anschwellen lassen - ohne die Frischhaltefolie, versteht sich.
Stufe drei hatte Marchant noch nie erreicht.

13



Ungefähr tausendfünfhundert Kilometer westlich von Polen holte Marcus Fielding tief Luft, sprang ins dreiundzwanzig Grad warme Wasser und ließ sich unter der Oberfläche weit gleiten. Der Pool im Keller des MI6-Hauptquartiers war während seiner Bauzeit ein ständiger Zankapfel in Whitehall gewesen, weil er zusammen mit dem benachbarten Fitnessraum die Baukosten um mehrere Millionen in die Höhe trieb, aber das Becken war jeden einzelnen Penny wert, dachte Fielding, als er auftauchte und einen Strahl Wasser spuckte. Er schwamm niemals mit Brille. Die ließ er stets auf einem ordentlich gefalteten Handtuch neben seinem Telefon liegen. Wenn die Sicht verschwamm, nahm der Verstand an Schärfe zu, fand er, denn im Pool kam er auf die besten Ideen.

Das MI5-Dokument, das zur Lunchzeit auf seinem Schreibtisch gelandet war, bestätigte nochmals, was er schon vermutet hatte, nämlich dass Dhars Rolle beim Marathonanschlag alles andere als geklärt war. Es gab zwar, wie bei den Anschlägen im vergangenen Jahr, eine Verbindung nach Südindien, aber es gab keinen Beweis für die direkte Beteiligung von Dhar, außerdem kamen genug andere Verdächtige infrage. Berichten der Arabienspezialisten der GCHQ-Niederlassung in Scarborough zufolge konnte man Verbindungen in die Golfregion herstellen. Kurz gesagt genügte das alles nicht, um den Anschlag eindeutig Dhar anzulasten, abgesehen von dem südindischen Element und Dhars Kreuzzug gegen die Amerikaner gab es keine handfeste Verbindung. Harriet Armstrong hatte einen Versuchsballon steigen

lassen, um bei den Amerikanern zu punkten. Fielding hatte nicht vor, diese Information mit anderen zu teilen, jedenfalls im Augenblick noch nicht. Er hatte dadurch ein besseres Gefühl, was Daniel Marchant anging, allerdings auch Schuldgefühle, weil er ihn Spiro überlassen hatte.

Die Mitarbeiter wussten, dass sie ihren Chef nicht stören durften, wenn er jeden Nachmittag um drei Uhr zum Schwimmen ging, nachdem die Angestellten, die den Pool in der Mittagspause nutzten, wieder gegangen waren. (Fielding war nie auf den Gedanken gekommen, dass es nur deshalb so leer war, weil niemand zusammen mit dem Chef seine Bahnen im Pool ziehen wollte.) Jetzt jedoch klingelte sein Telefon, ein interner Anrufer, wie er am Ton erkannte. Da es wichtig sein musste, schwamm er zur Treppe und nahm den Anruf entgegen. Es war Fieldings Stellvertreter, Ian Denton, früher Leiter der Sektion Osteuropa, heute einer seiner engsten Verbündeten. Er wollte sich dringend mit ihm treffen. Fielding, klatschnass, bat ihn, oben in seinem Büro zu warten. Er wusste, Denton bemühte sich nach Möglichkeit, seinem Chef das Alltagsgeschäft abzunehmen, und belästigte ihn nur, wenn es ernsthafte Probleme gab.

»Wir haben von einem nicht deklarierten Flug nach Szymany in Nordostpolen erfahren«, berichtete Denton zehn Minuten später, während Fielding durch das Fenster einen einsamen Flussuferläufer beobachtete, der im Themseschlamm pickte. Denton hatte zu Beginn seiner Karriere viel Zeit hinter dem Eisernen Vorhang verbracht, und damals war die Angst, abgehört zu werden, für die Agenten aus dem Westen zur Besessenheit geworden. Aus diesem Grund sprach er so leise, dass man ihn kaum verstehen konnte. Aber Fielding hatte ein feines Gehör und war stolz darauf, Denton niemals gebeten zu haben, lauter zu sprechen.

»In Cheltenham hat man die Daten analysiert«, fuhr Denton im Flüsterton fort. »Startflughafen war Fairford, und im Flugplan wurden mehrere weitere angebliche Ziele aufgelistet. Der Flug wurde allerdings unter Sonderstatus durchgeführt.«

»Was für eine Überraschung«, erwiderte Fielding leichthin, den Rücken weiterhin Denton zugewandt, den er mit dieser Sorglosigkeit auf dem falschen Fuß erwischte. Denton - höhere Schule im Norden, dann Oxford

und in der Freizeit begeisterter Karpfenangler - bereute seine Bitte um eine Besprechung beinahe. Alle nicht deklarierten CIA-Flüge in Europa hatten für den MI6 Priorität, und zwar seit der persönlichen Anfrage des Premierministers, der diesem Thema nicht so entspannt begegnete wie sein Vorgänger.
»Seltsam ist nur, dass es nicht hier abgefangen wurde«, fuhr Denton fort. »Für gewöhnlich hat der MI5 …«
»Ich weiß.« Fielding drehte sich um und schenkte Denton ein schiefes Lächeln. »Überlassen Sie das mir, Ian. Danke.«
Denton war ein gründlicher Mensch, dachte Fielding, während der Mann das Büro verließ. Der Chef des MI6 schätzte das an einem Mitarbeiter. Seine Sporen hatte sich Denton in den Achtzigerjahren in Bukarest verdient, wo er als junger Agent unter dem Deckmantel des diplomatischen Dienstes jedes Wochenende zum Karpfen- oder Brassenangeln zu einem See am Rande der Hauptstadt gefahren war. Niemand kannte den Grund, bis er neun Monate später den Leiter der rumänischen Geheimpolizei an der Angel gehabt hatte, ebenfalls ein begeisterter Sportfischer.
Fielding lächelte. Vielleicht flüsterte Denton deshalb: Er wollte die Fische nicht verscheuchen. Unten kam eines der gelben Sightseeing-Gefährte von London Duck Tours aus der Themse und fuhr tropfend die Rampe an der Außenmauer in der Nähe des MI6-Gebäudes hinauf. Das war die einzige Stelle, an der die Amphibienfahrzeuge, die noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammten, in den Fluss hinein- und wieder hinausgelangen konnten. Fielding hatte sich immer gefragt, was der Kapitän den Touristen wohl erzählte, wenn der Duck am MI6-Gebäude vorbeifuhr. Eines Tages würde er sich ein Ticket kaufen und eine Fahrt unternehmen. Denton würde ihn mitsamt Angelrute begleiten.
Harriet Armstrong nahm Fieldings Anruf in ihrem Dienstwagen entgegen, auf dem Weg ins Wochenende, nach Chequers Court, dem Landsitz des Premierministers. Fielding hatte von der Einladung gehört, jedoch selbst keine erhalten.
»Hoffentlich störe ich nicht«, begann Fielding ohne Aufrichtigkeit in der Stimme.
»Wenn Sie wegen Marchant anrufen: Ich kann Ihnen nicht helfen«,

antwortete sie barsch. »Wir haben ihn an Spiro übergeben.«
»Ich weiß. Und ich dachte, Sie sollten wissen, dass wir einen Bericht an den Premierminister leiten werden, den Sie ja am Wochenende treffen. Über einen nicht deklarierten CIA-Flug von Fairford nach Polen am heutigen Morgen. Wenn ich mich recht entsinne, wollte er über solche Flüge unbedingt in Kenntnis gesetzt werden.«
»So unbedingt, dass er diesen persönlich abgezeichnet hat«, gab Armstrong zurück. »Ich werde ihm von Ihrem Anruf erzählen.«
Fielding überlegte kurz, Sir David Chadwick anzurufen, um ihn an die Abmachung im Travellers zu erinnern, derzufolge Marchant das Land nicht verlassen sollte, aber jetzt musste er andere Maßnahmen ergreifen. Armstrongs enge Beziehung zu Spiro und zum Premierminister verärgerte ihn langsam. Mochte sie Stephen Marchant aus dem Amt gejagt haben, er hatte nicht die Absicht, das Gleiche mit sich machen zu lassen.
Er meldete sich bei seiner Sekretärin. »Stellen Sie mir eine Verbindung zu Brigadier Borowski von der Agencja Wywiadu in Warschau her.«

14



Leila öffnete das Türschloss und schlüpfte in Marchants Erdgeschosswohnung in Pimlico gegenüber vom MI6. Sie erschrak über die Unordnung, über das ungemachte Bett, die auf dem Boden verstreuten Kleidungsstücke und die Flaschen, die aus dem Papierkorb unter dem Schreibtisch ragten. War die Wohnung durchsucht worden? Sie war häufig hier gewesen, und es hatte immer Ordnung geherrscht, beinahe penible Sauberkeit. Seit seiner Suspendierung hatten sie nicht mehr beieinander übernachtet, mit Ausnahme der Nacht vor dem Marathon, als sie darauf bestanden hatte, dass er blieb. Marchant wollte vermeiden, dass außer ihm selbst weitere Personen durch den Abgang seines Vaters Nachteile erlitten. Gelegentlich hatten sie sich für eine Nacht auf dem Land getroffen, doch Marchant hatte sich nicht entspannen können. Bis er den Namen seines Vaters reingewaschen hatte, würde er nicht er selbst sein.
Der Mann, in den sie sich damals verliebt hatte, lächelte sie nun von dem Foto an, das auf seinem Schreibtisch stand. Es war an ihrem letzten Tag im Fort aufgenommen worden. Eine Gruppe von Teilnehmern stand in der Halle, die dem Andenken der Special Operations Executive, einer Spezialeinheit des Nachrichtendiensts im Zweiten Weltkrieg, gewidmet war, wo man schon viele Geheimdienstmitarbeiter geehrt hatte. Marchant hatte den Arm beiläufig um ihre Schultern gelegt, wie ein befreundeter Kollege, und nichts deutete darauf hin, dass sie in der Nacht zuvor zum ersten Mal miteinander geschlafen hatten. Sie begannen bereits zu lernen, wie man Liebe verheimlicht und was es bedeutet, wenn

sich Arbeit und Privatleben vermengen, genauso, wie Marchant es befürchtet hatte.
Neben dem Gruppenfoto stand ein Bild, das seinen Vater auf einer Leiter im Obstgarten von Tarlton zeigte und aus glücklicheren Tagen in den idyllischen Cotswolds stammte. Der achtjährige Marchant lag in einer Hängematte zwischen zwei Apfelbäumen und grinste zufrieden in die Kamera. Sein Zwillingsbruder Sebastian lag neben ihm. Sie waren keine eineiigen Zwillinge, hatten aber das gleiche Lächeln. Sebastian wandte das Gesicht der Mutter zu, die unten an der Leiter stand und einen Eimer mit Obst in den Armen hielt. Sie war eine auffallend schöne, selbstbewusste Frau, fühlte sich sichtlich wohl in ihrer Mutterrolle. Marchant hatte nur einmal mit ihr über den Unfall gesprochen, nachdem sie beide während des Überlebenstrainings im Fort beinahe ertrunken waren. Sebbie, wie Marchant ihn manchmal nannte, muss wenige Wochen nach der Aufnahme des Fotos gestorben sein, und zwar bei einem Verkehrsunfall nach der Rückkehr nach Delhi am Ende des englischen Sommers. Marchant hatte ebenfalls in dem Jeep gesessen, der frontal mit einem Bus zusammengestoßen war, hatte den Unfall jedoch unverletzt überlebt.
Marchants Familie blieb bis zum Ende der Dienstzeit seines Vaters in Delhi, was die Kollegen überraschte. Später erzählte Marchant senior, er habe nicht nach Hause zurückkehren wollen, weil die ganze Familie Indien dann für immer gehasst hätte, und das konnte er nicht gutheißen. Marchants scheinbar lockeres Auftreten stammte aus jener Zeit in Delhi, wie Leila wusste. Jeder, der ihn kennenlernte, hielt ihn für charmant, gut gelaunt und ungezwungen (seine *Ayah* hatte ihn als »kleinen Sonnenschein« beschrieben), aber damit beschützte er nur einen Ort, an den er niemanden vorlassen wollte: einen Ort, an dem er noch ein achtjähriges Kind war, das seinen Bruder neben einem Fahrzeugwrack betrachtet und zuschaut, wie der Busfahrer vom Unfallort flieht; ein Ort, an den er zurückgekehrt war, als der Vater starb. Der Tod des Vaters bedeutete, dass Marchant jetzt der Einzige war, der von seiner Familie übrig blieb. Sie konnte es ihm nachfühlen, auch ihr Vater lebte nicht mehr, und die Mutter war für sie manchmal schon so gut wie tot. Ihr Vater hatte wenig Glück in ihre Kindheit gebracht, denn entweder war er fort gewesen bei der Arbeit, oder er war distanziert, wenn er zu Hause

war, abends zu viel trank und der Mutter zu wenig Respekt entgegenbrachte.
Leila ging hinüber zu Marchants ungemachtem Bett, legte sich hinein, drehte sich zu einer Seite und atmete seinen schwachen Geruch aus dem Kissen ein. Er würde versuchen, sie zu erreichen, damit sie wusste, dass es ihm gut ging. In der Enge des sicheren Hauses würde er verrückt werden, aber dort war er besser dran als draußen. Schließlich hatte es nicht nur der MI5 auf ihn abgesehen, sondern auch die Leute, die Pradeep geschickt hatten.
Manchmal, wenn sie nach dem Sex beieinandergelegen hatten, in diesen kurzen Augenblicken, ehe sie zum Flughafen fuhren und in ihre getrennten Leben zurückkehrten, hatten sie sich darüber unterhalten, wo auf der Welt sie am liebsten leben würden. Marchant sprach stets zuerst; er träumte von der Thar-Wüste, der afrikanischen Savanne, von offenem Gelände und weiten Himmeln und manchmal auch von den schattigen Apfelgärten in Tarlton während des Cotswolds-Sommers. Wenn sie an der Reihe war, schwieg sie zunächst, denn die Erinnerung an die Schönheit ihres einzigen, allzu kurzen Aufenthalts im Iran raubte ihr die Worte. Schließlich erzählte sie von der fruchtbaren Ghamsar-Ebene, die von kargen Bergen eingeschlossen war, vom Duft des Rosenwassers, von den Landarbeitern mit den umgehängten Stoffbeuteln voller duftender Blüten.
Als sie noch jünger war, hatte ihre Mutter Bilder vom Iran für sie entworfen, denn sie wollte das Land für ihre Tochter lebendig erhalten. Sie rezitierte die Gedichte von Hafez, sprach beim Zubettgehen von Isfahan, und später, als die Tochter älter war, erzählte sie ihr davon, wie sie in Teherans Kaffeehäusern mit älteren Gelehrten, die Baskenmützen und schwarze Anzüge trugen, türkischen Tee getrunken hatte. Leilas Gedanken kehrten jedoch immer wieder zu den Rosengärten von Ghamsar zurück, die eine schmerzvolle Andeutung dessen waren, was hätte sein können.
Leila hatte mindestens eine Stunde geschlafen, als ihr Handy sie weckte. Im ersten Moment erwartete sie ihre Mutter, doch es war Paul Myers, der sie auf einer verschlüsselten Leitung anrief.
»Die Amis haben Daniel«, sagte er.
»Wie bitte?« Leila fuhr in Marchants Bett hoch, halb verschlafen,

verwirrt von der fremden Umgebung und von Myers Stimme.
»Mehr kann ich nicht sagen«, meinte er und wählte seine Worte mit Bedacht. Selbst bei einem verschlüsselten Telefongespräch konnten manche Begriffe Alarm auslösen. »Anscheinend wurde er nach Polen geflogen.«
»Wann?« Fielding musste ihn den Amerikanern überlassen haben, vielleicht weil er jetzt davon überzeugt war, dass es eine Verbindung zwischen der Familie Marchant und Dhar gab.
»Schwer zu sagen. Irgendwann in den letzten paar Tagen.« Myers zögerte. »Wird wohl nicht gerade eine Sightseeingtour sein.«
»Nein.«
»Er packt das doch, oder?«, meinte Myers und überraschte Leila mit seiner unvermittelten Besorgnis. »Er ist so hart wie sonst keiner, das sagen doch immer alle.«
Leila dachte an die Nacht im Fort zurück, als er nach der Waterboarding-Übung zitternd neben ihr im Pub gesessen und kaum ein Wort herausgebracht hatte.
»Ich ruf dich an.« Sie schwieg kurz. »Paul?«
»Ja?«
»Danke.«
Damit beendete Leila das Gespräch und sah sich in dem Durcheinander um. Ihr Blick fiel auf das Bild von sich selbst und Marchant im Fort. Sie ging hinüber zum Schreibtisch. Ihr war durchaus bewusst, dass sie ihn vielleicht nie wiedersehen würde. Falls Fielding ihn freigegeben hatte, konnten die Amerikaner ihn jahrelang festhalten. Ihr traten Tränen in die Augen. Sie beugte sich vor, legte das Foto flach auf den Tisch und schlich aus der Wohnung.

15



Einen Augenblick lang war Marchant nicht sicher, ob die Explosion möglicherweise Teil des Verhörs war. Sein Gesicht war gerade mit Frischhaltefolie eingewickelt worden, und zwar so stramm, dass seine Nase zur Seite gebogen wurde. Dann hörte er einen lauten Knall links von sich, darauf folgte Geschrei auf Polnisch. Er konnte nichts sehen, weil er wieder die abgedunkelte Schwimmbrille trug, aber er hörte, wie die Amerikaner stöhnten. Im nächsten Moment wurde er vom Tisch losgebunden, die Handschellen wurden mit Bolzenschneidern durchgekniffen, und jemand zog ihm die Frischhaltefolie vom Gesicht. Er zählte sechs Männer mit Gasmasken, Armeeuniformen und halb automatischen Waffen. Einer von ihnen legte Marchant eine Gasmaske an, gerade als er den scharfen Geruch von Tränengas wahrnahm. Dann wurde er aus dem Gebäude und in den Laderaum eines schwarzen Kleinlasters geführt.
»Hugo Prentice«, sagte ein Mann mit wettergegerbtem Gesicht, der ihm gegenübersaß. »Dienststelle Warschau. Ich habe mit Ihrem Vater in Delhi zusammengearbeitet. Fielding lässt grüßen und bittet um Entschuldigung für die unsanften Streicheleinheiten.«

Fielding sah auf die Uhr, rechnete eine Stunde für Polen hinzu und fragte sich, wie lange es dauern würde, bis Spiro ihn anrief. Eine halbe Stunde gebe ich ihm, dachte er und betrachtete die Akten, die auf seinem Schreibtisch ausgebreitet waren. Die Personalabteilung hatte die letzten

Einsatzprofile von Leila, Daniel und Stephen Marchant ausgedruckt, und er hatte auch das Dossier über Salim Dhar von der Sektion Südasien angefordert. Er blickte auf die erste Seite mit dem Stempel »Vertraulich, nur für britische Staatsangehörige« und dachte nicht zum ersten Mal, dass er etwas vermisste, nämlich irgendeine Information, die Dhar mit seinem Vorgänger im Chefsessel vom MI6 in Verbindung brachte. Warum hatte Stephen Marchant einen Flug über achttausend Kilometer nach Südindien auf sich genommen, nur um Dhar einen Besuch abzustatten?

Laut Akte war Dhar als Jaishankar Menon am 12. November 1980 als Sohn eines Hindu-Paares in Delhi geboren worden. Sein Vater arbeitete als Verwaltungsbeamter für das britische Hochkommissariat. Kurz vor Dhars Geburt wurde sein Vertrag beendet, doch er fand bald eine ähnliche Stelle in der amerikanischen Botschaft. Später besuchte Dhar die amerikanische Schule in Delhi - neben dem Eintrag hatte jemand eine handschriftliche Notiz gemacht »Vergünstigung wegen Anstellung?« und weiter unten »Außenseiter?«. Dhar hatte die Schule mit sechzehn verlassen.

Das nächste Mal wurde er auffällig, als er zwei Jahre später in Kaschmir festgenommen wurde, weil er versucht hatte, eine Armeebasis in die Luft zu sprengen. In der Anklageschrift wurde er »Salim Dhar« genannt. Irgendwo zwischen Bangalore und Srinagar musste er zum Islam konvertiert und radikalisiert worden sein. Seinen ganzen Hass auf den Westen hatte er auf Amerika gelenkt.

Zu diesem Zeitpunkt hatte der Research and Analysis Wing, der indische Auslandsgeheimdienst, kurz RAW, versucht, ihn zu rekrutieren, da man die Chance sah, ihn gegen die Separatistenbewegung in Kaschmir einzusetzen. Doch Dhar wollte sich darauf nicht einlassen. In einem anderen Bericht vom RAW, der zu Bancrofts Ermittlung gegen Stephen Marchant gehörte, wurde erklärt, Salim Dhar sei »nicht zu überzeugen« und für eine Rekrutierung »nicht geeignet« gewesen. Sein Engagement für die Errichtung eines islamischen Kalifats, die mit der Wiedervereinigung Kaschmirs beginnen und in der Vernichtung Amerikas ihren Höhepunkt finden sollte, kannte keine Grenzen. Ein Jahr später floh er aus dem Gefängnis, tauchte in Pakistan unter und schließlich in Afghanistan wieder auf.

Eine Sache stach Fielding ins Auge: In seinem psychologischen Profil wurde dem schlechten Verhältnis zum Vater viel Aufmerksamkeit gewidmet, weil der, anders als der Sohn, alles guthieß, was mit Amerika zu tun hatte, und zudem hoffte, eines Tages nach New York auszuwandern. Das wurde als möglicher Grund dafür herangezogen, dass Dhar die Schule und Delhi verlassen hatte. Falls Stephen Marchant versucht hatte, Dhar zu rekrutieren, aus welchem Grund auch immer, hatte er möglicherweise Informationen über Dhars Vater besessen. Das war der einzige Ansatzpunkt, den Fielding in der Akte entdecken konnte. Salim Dhar schien ein ordentliches Leben geführt zu haben, seine Konflikte mit dem Gesetz waren sämtlich aus ideologischen Gründen entstanden, es lag nichts Handfesteres gegen ihn vor, wie Frauen, Alkohol, Diebstahl oder Korruption - es gab nichts, womit man ihn hätte erpressen können.

Wenn Fielding sich richtig erinnerte, hatte Stephen Marchant seine Dienstzeit in Delhi in den späten Siebzigerjahren begonnen, während Jimmy Carter im Weißen Haus saß. Damals, einige Jahre nach der Operation »Smiling Buddha«, Indiens erstem Atomtest, hatte Marchant sich einen Namen gemacht. Es gab nur wenige Leute bei den britischen Geheimdiensten, denen er nicht bekannt war. Das lag unter anderem an seiner dreisten Rekrutierung eines ranghohen Mitarbeiters der russischen Botschaft in Delhi, der innerhalb des KGB weiter aufstieg, als er nach Moskau an den Dscherschinski-Platz zurückkehrte, allerdings auch an der Familientragödie, die sich dort zugetragen hatte.

Fielding schlug Marchants Akte erneut auf und schaute sich die verschiedenen Posten an. Wie vermutet war Marchant im August 1977 als Agent nach Indien gekommen und im Juli 1980 wegen der Geburt seiner Zwillinge nach Großbritannien zurückgekehrt. (Die Schwangerschaft seiner Frau hatte einen schweren Verlauf genommen, die meiste Zeit hatten sie in London verbracht, um der drückenden Hitze in Delhi zu entgehen.) Aber fünf Jahre später war Marchant zusammen mit der jungen Familie wieder in Indien, diesmal als Leiter der Dienststelle. 1988 schließlich war die Katastrophe passiert: Sebastian kam bei einem Autounfall ums Leben.

Fielding erinnerte sich jetzt wieder genauer. Allen Kollegen beim MI6 war Marchants Verlust sehr nahe gegangen. In der Folge hatte seine Frau

unter starken psychischen Problemen gelitten, und dennoch hatte er sich geweigert, Delhi vor dem Ende seiner regulären Dienstzeit zu verlassen. Fielding wandte sich wieder Dhars Jugend zu und überprüfte den Zeitraum, in dem der Vater beim britischen Hochkommissariat in Delhi beschäftigt gewesen war. Er hatte im Januar 1980 angefangen, dementsprechend waren Marchant und Dhars Vater ein halbes Jahr zusammen dort gewesen. Die Gesandtschaft in Delhi war groß, nur die britische Botschaft in Washington übertraf sie an Größe, aber natürlich bestand die Möglichkeit, dass die beiden in Kontakt gekommen waren. Das half Fielding nicht viel weiter, war jedoch immerhin ein Anfang. Er nahm den Telefonhörer zur Hand und ließ sich mit Ian Denton verbinden.

16



Nach einer halsbrecherischen Fahrt hundertfünfzig Kilometer durch die polnische Provinz saß Marchant schließlich mit einem Glas Tyskie-Bier in der Hand an der Bar der brandneuen britischen Botschaft in Warschau. Den größten Teil der Fahrt hatte er nicht sprechen können, sondern nur immer wieder Wasser erbrochen, die Schlaglöcher der Straßen hatten ein Übriges getan. Mehrmals war er eingedöst, doch Prentice' Erklärung, das Verhör habe in Stare Kiejkuty stattgefunden, einem früheren Außenposten des SS-Geheimdienstes während des Zweiten Weltkriegs, war ihm nicht entgangen.
Fünfzehn Minuten vom Flughafen Szymany entfernt, war die Einrichtung später von der Sowjetarmee genutzt worden, als Breschnew die Zerschlagung des Prager Frühlings plante. In jüngerer Zeit hatte eine geheime Abteilung des Wojskove Służby Informacyjne, des polnischen militärischen Nachrichtendienstes, sich dort breitgemacht und der CIA nur allzu gern einen sicheren Ort für Verhöre »besonders wichtiger« Gefangener bereitgestellt - nicht ohne die entsprechende Bezahlung, versteht sich. Das war eine kluge, wenn auch ironische Wahl der Amerikaner, hatte Prentice erklärt. Der WSI wurde von der Öffentlichkeit nicht so aufmerksam im Auge behalten wie der neue zivile Geheimdienst, die Agencja Wywiadu, und die WSI-Beamten, von denen viele noch aus der kommunistischen Ära stammten, konnten sich aufgrund ihres militärischen Status auf den Schutz der NATO berufen. »Sie befinden sich in bester Gesellschaft - Stare Kiejkuty kann sich mit einigen prominenten Insassen brüsten«, hatte Prentice weiter ausgeführt.

»Dort haben sie 2003 auch KSM getunkt.«
Die feuchte Zelle, in der Marchant dem Waterboarding unterzogen worden war, stellte einen harten Kontrast zu der luftigen Stahl-Glas-Konstruktion dar, in der er nun saß. Er wusste, das schicke Gebäude war der Prototyp der britischen Botschaften der Zukunft. Nach der Bombe auf das Konsulat in Istanbul hatte man die Pläne überarbeitet, und jetzt war es der Öffentlichkeit zugänglich, konnte aber trotzdem einen größeren Terroranschlag überstehen. Zudem besaß es ein Sicherheitsmerkmal, das bei allen neuen Gebäuden des Außenministeriums verlangt wurde. Im Falle eines Angriffs sollte eine zwiebelartige Anordnung von Türen und Mauern das Allerheiligste zumindest vierzig Minuten lang schützen, damit Zeit blieb, alle sensiblen Dokumente durch den Reißwolf zu jagen und die Festplatten zu löschen.
Die Bar war leer, abgesehen von Marchant und Prentice sowie zwei einheimischen Botschaftsangehörigen. Die wussten nicht recht, was sie von dem Gast halten sollten, der so seltsam durch die Nase sprach und eine große mit Wasser vollgesogene Erwachsenenwindel im Mülleimer seines Gästezimmers hinterlassen hatte.
»Kommen Sie, wir müssen uns in Ruhe unterhalten«, sagte Prentice und drückte seine Zigarette aus. Marchant folgte ihm durch den Eingangsbereich der Botschaft und weiter durch einige in makellosem Weiß gehaltene Flure. »Das Gebäude ist gerade erst abgesucht worden, aber wir setzen uns trotzdem besser in einen abhörsicheren Raum«, schlug Prentice vor. Einen solchen gab es in jeder Botschaft, ein Gesprächszimmer, dessen Wände unter dem Putz mit Blei ausgekleidet waren, das selbst die besten Wanzen nicht überwinden konnten. Marchant hatte in den vergangenen Jahren viel Zeit in solchen Räumen verbracht, und manche waren ziemlich schlicht eingerichtet. Dieser hingegen mit den weißen Wänden und den eingelassenen Leuchten erschien ihm wie die Kreuzung zwischen dem Tresorraum einer Schweizer Bank und einer Arztpraxis in der Harley Street.
»Wir alle sind immer noch erschüttert wegen Ihres Vaters«, sagte Prentice und deutete auf einen von zwei Stühlen, die sich an einem rechteckigen Glastisch gegenüberstanden. In einer Vase auf dem Tisch stand ein Strauß Blumen, ein klares Anzeichen dafür, dass Waterboarding hier nicht auf der Tagesordnung stand. Prentice schloss

die schwere Tür hinter sich und tippte einen Zahlencode in die Tastatur neben der Klinke, um weitere elektronische Schutzmaßnahmen zu aktivieren. »In Warschau heißt es, die Amerikaner stecken dahinter. Armstrong hätte sich ohne ihre Unterstützung niemals durchsetzen können.«
»Das klingt durchaus glaubhaft«, sagte Marchant und bemerkte den nasalen Ton seiner Stimme. Trotz der Blumen wirkten der Tisch und die beiden Stühle ausgesprochen kühl und funktional.
»Sie können sich unsere Freude vorstellen, als der Anruf aus London kam«, meinte Prentice.
»Und die Polen waren bestimmt auch ganz aus dem Häuschen, oder?«
»Die neue Regierung lehnt solche Überstellungen ab und wartet nur auf einen Vorwand, seit sie ihre Truppen aus dem Irak zurückgezogen hat. Stare Kiejkuty wird vom WSI geführt, von kommunistischen Hardlinern, die wissen, dass ihre Zeit abgelaufen ist, und die dankbar waren für die Dollars. Was kann die CIA schon tun? Sich bei den Vereinten Nationen beschweren, weil eins ihrer Geheimgefängnisse überfallen wurde? Es hätte schon vor Monaten geschlossen werden sollen.«
Marchant schätzte Prentice auf Ende fünfzig. Es in seinem Alter zum Leiter der Dienststelle in Polen gebracht zu haben, war nicht gerade eine steile Karriere zu nennen, doch Marchant hatte von Hugo Prentice gehört. In den Siebzigern war er in Eton vom College geflogen, weil er Haschisch an die Mitschüler verkauft hatte. Er hatte ein verwegenes Aussehen, sein volles graues Haar war lässig zurückgekämmt, die Manschettenknöpfe aus Platin und die Patek-Philippe-Uhr zeugten von erlesenem Geschmack.
Er gehörte nicht zu den Karrieretypen, die es auf Beförderungen abgesehen haben, sondern zu den seltenen Vögeln, die beim Geheimdienst angefangen hatten, weil sie das Leben als Spion liebten; zu jenen Leuten, denen es Spaß machte, andere auf ihre Seite zu ziehen, die Zauderer überzeugen konnten, zum Besten aller zu handeln, und zwar mit der traditionellen Mischung aus Ideologie, Lügen und - wenn auch nicht notwendigerweise immer - Brutalität. Für Prentice ging es eher um die Spesen als um das Gehalt, eher um die Geliebten als um eine Ehefrau.
»Wie steht es denn so in London?«, fuhr er fort und bot Marchant eine

Zigarette an, die der dankend annahm. »Ist es wahr, dass der Vikar das Rauchen in der Bar verboten hat?«
»Nur drinnen. Auf der Terrasse ist es erlaubt. Das kam allerdings nicht von Fielding, sondern von der Regierung.«
»Wir sind alle am Arsch, wenn die Spione anfangen, den Politikern zu gehorchen. Gott, wer soll denn für die Einhaltung sorgen? Das Gesundheitsamt? Ihr Vater wäre lieber gestorben, als auf die Regierung zu hören.« Das Gespräch geriet verlegen ins Stocken. »Tut mir leid. Das war taktlos.« Prentice lehnte sich zurück und blies den Rauch unter die Decke.
»Schon okay«, sagte Marchant.
»Sie sehen ihm ein bisschen ähnlich, wissen Sie, das gleiche Kinn«, fuhr Prentice fort. »Ich wäre schon zufrieden, wenn zu meiner Beerdigung nur ein Viertel der Leute kommen würde. Aber was war mit dem Premierminister? Warum war er nicht da?«
»Offiziell hatte er dringende Geschäfte«, sagte Marchant und dachte an die Menschen, die aus der kleinen Dorfkirche geströmt waren. Er konnte sich nicht erinnern, Prentice dort gesehen zu haben, aber es waren Mitarbeiter aus aller Welt angereist. Das Fehlen der Würdenträger, die sich scheuten, einem möglichen Verräter die letzte Ehre zu erweisen, war allerdings aufgefallen.
»Was für ein Arschloch.«
»Schicken Sie mich nach England zurück?« Marchant war dankbar für Prentice' Solidarität, doch er wollte wissen, worauf das Gespräch hinauslaufen sollte.
»Nun ja, nicht direkt«, wich Prentice aus, leiser jetzt, als habe er sich an die schlechte Nachricht erinnert, die er überbringen musste. Marchant bemerkte die Veränderung im Ton und richtete sich auf. Vom Metalltisch in der Zelle war sein Rücken aufgescheuert. »London schickt Ihnen dies hier«, sagte Prentice, zog einen braunen A5-Umschlag aus der Jackentasche und reichte ihn Marchant. Marchant warf einen Blick hinein: Dollarscheine, ein irischer Pass, ein Flugticket, Visum. »Mehr können wir nicht für Sie tun. Sie sind zu heiß.«
»Und das bedeutet?«
»Sagen Sie es mir. Sie sind der erste aktive MI6-Agent, der mir je begegnet ist, hinter dem CIA und MI5 zugleich her sind. Passen Sie gut

auf sich auf. In ein paar Stunden wird es in Warschau nur so von Yankees wimmeln, die nach Ihnen suchen. Der WSI würde vielleicht auch gern ein Schwätzchen mit Ihnen halten.«
»Und hat Fielding mir sonst nichts zu sagen?«, fragte Marchant.
Prentice beugte sich vor. »Schnappen Sie sich Salim Dhar!«

»Wo ist er?«, fragte Harriet Armstrong. Fielding lehnte sich in seinem Sessel zurück und schaute hinaus auf den Fluss, in Richtung ihres Büros in Thames House.
»Ich weiß nicht mehr als Sie«, antwortete er in die Freisprechanlage.
»Ich hatte gerade Spiro am Telefon«, sagte Armstrong. »Er hat gedroht, die Sache mit Dhar und Ihrem Vorgänger an die Öffentlichkeit zu bringen.«
»Das wäre sicher unangenehm, aber nicht so peinlich wie ein Vorfall, bei dem ein Mitglied des britischen Geheimdienstes von der CIA nach Polen ›überstellt‹ wird. Und zwar nachdem der Premierminister die Sache abgenickt hat. Das wiederum würde ich lieber nicht an die große Glocke hängen.«
»Wo ist er, Marcus? Er stellt eine Bedrohung für die nationale Sicherheit dar.«
»Das bezweifle ich«, erwiderte er. »Haben Sie mein Memo über Dhar gelesen? Es scheint so, als habe der Mann nichts mit dem Marathonanschlag zu tun. Aber, um Ihre Frage zu beantworten, ich habe keine Ahnung, wo Marchant sich aufhält. Zuletzt war er in Ihrem Gewahrsam, nicht wahr?«
Armstrong hatte längst aufgelegt. Fielding drehte seinen Stuhl, schaltete den Lautsprecher des Telefons aus und las das Memo, das vor ihm lag. Für die polnische Wirtschaft wäre es ein harter Schlag, wenn die Amerikaner ihre geschäftlichen Verträge kündigten. Die vertrauliche Wirtschaftsinformation, die er Brigadier Borowski, dem Leiter der Agencja Wywiadu und somit seinem Pendant in Warschau, übermitteln wollte, war das Mindeste, was er für einen Freund tun konnte. Die AW war in einen heftigen Revierkampf mit den alten kommunistischen Garden beim WSI verstrickt. Borowski und andere schienen dabei zu gewinnen, obwohl die CIA sein Bestes gab und mit Geld und den

»besonders wichtigen« Gefangenen viel dazu beigetragen hatte, dass die ehemaligen Feinde aus dem Kalten Krieg sich weiterhin an ihren Posten festhalten konnten.
Fieldings Information sollte einer der größten polnischen IT-Firmen einen entscheidenden Vorteil verschaffen, wenn nächsten Monat die Angebote für ein Regierungsprojekt in Brüssel im Wert von vielen Millionen Euro abzugeben waren. Die Berichte des MI6 wurden noch immer »CX« (Cumming exclusively) genannt, nach dem ersten Leiter des britischen Auslandsgeheimdiensts Mansfield Cumming. Fielding griff nach seinem Füller und unterschrieb mit grüner Tinte, ebenfalls eine Angewohnheit von Cumming. Borowski würde es gefallen.

17



Marchant wusste, die beste Tarnung für einen Spion war diejenige, die sich am stärksten an seinem eigenen Leben orientierte. Nach endlosen Stunden voller Verhöre, dem Zwang zu stehen und Schlafentzug verwirrte sich selbst der Verstand des zähesten Agenten und fiel in seine »Grundeinstellungen« zurück. Je weniger die sich von der Tarnung unterschieden, desto besser. Die Namen von Exfreundinnen, sexuelle Vorlieben, die Reiseroute während einer Auszeit von Studium oder Job, Lieblingsmusik oder selbst die Menge Zucker im Tee: Das sollte ein Spion so beibehalten wie in seinem wirklichen Leben. Während Marchant auf seinem Bett in einem Warschauer Hostel lag und sich seinen neuen Lebenslauf durchlas, musste er unwillkürlich lächeln: Es ging zurück nach Indien.

Prentice hatte Marchant um die Ecke vom Oki Doki Hostel am Plac Dabrowskiego abgesetzt, direkt im Zentrum der polnischen Hauptstadt. Es war eine beliebte Unterkunft für Rucksacktouristen - Engländer, Franzosen, Italiener -, die auch die Bar bevölkerten, als Marchant an der Rezeption unter dem Namen einchеckte, der in seinem irischen Reisepass stand - David Marlowe. Das Hostel vermittelte eine schicke Hippie-Atmosphäre und erinnerte ihn an eines in Haight-Ashbury, in dem er mal übernachtet hatte. Jedes Zimmer und jeder Schlafsaal war von einem anderen Künstler der Gegend gestaltet worden. Prentice hatte für Marchant das Dom Browskiego reserviert, das einzige Einzelzimmer, das zudem in Frühlingsfarben gestaltet war. Einen Augenblick lang wünschte er, Leila wäre bei ihm, doch er verdrängte den Gedanken

sofort wieder und ließ seinen Rucksack auf das Fußende des Bettes fallen. David Marlowe kannte niemanden namens Leila.
Er blickte sich im Zimmer um und entdeckte in der Ecke ein Waschbecken. Als er sich das Gesicht wusch, sein Bild im Spiegel sah und ein paar Wassertropfen von seinem unrasierten Kinn fielen, war er sofort zurück in Stare Kiejkuty. Er zwang sich, an etwas anderes zu denken. Offensichtlich war er zum Streitobjekt zwischen MI6 und MI5 geworden, und Letzterer hatte ihn der CIA ausgeliefert. Da Prentice in dem Geheimgefängnis aufgetaucht war, hatte Fielding ihn vermutlich noch nicht endgültig fallen gelassen, was ermutigend war. Prentice hatte ihm allerdings klargemacht, dass die Unterstützung durch den MI6 Grenzen hatte. Der Pass, das Geld (tausend US-Dollar), das Ticket nach Delhi, seine neue Identität: Mehr konnte Fielding nicht für ihn tun. Den Rest musste er selbst erledigen.
Er legte sich aufs Bett, die Füße auf den Rucksack, und dachte über sein neues Leben nach: David Marlowe (die gleichen Initialen wie seine eigenen) nahm eine einjährige Auszeit, in der er um die Welt reisen wollte, den Anfang machte er in Europa. Er hatte sein Studium Neuerer Geschichte am Trinity College, Cambridge, abgeschlossen, genauso wie er selbst. Der MI6, das wusste Marchant, hatte Absprachen mit verschiedenen Colleges in Oxford und Cambridge sowie einigen neueren Universitäten, damit dort Anfragen per Telefon oder per E-Mail beantwortet wurden. Falls jemand im Trinity anrief und sich erkundigte, ob ein gewisser David Marlowe dort studiert habe, würden die Pförtner den Namen auf einer Liste finden; falls jemand schrieb, wurde die Anfrage über eine Postfachadresse ins Hauptquartier nach London weitergeleitet.
Während seines eigenen Reisejahrs hatte Marchant sich nur kurz in Polen aufgehalten, er musste selbst entscheiden, welche Orte Marlowe besucht hatte (der Lebenslauf ging hier nicht ins Detail): eine Woche in Krakau, um sich in den Jazzclubs herumzutreiben, und anschließend einige Tage in Warschau. Ursprünglich hatte David Marlowe geplant, weiter im Land herumzureisen (der Polen-Reiseführer war sichtlich abgegriffen), sich aber dann entschieden, zunächst nach Indien zu fliegen, weil er das kalte Wetter satthatte - das war das Hauptthema an der Hostel-Bar gewesen.

Marchant setzte sich auf, schaute sich den Rucksack an und wurde sich zunehmend des Geruchs bewusst, der davon ausging. Prentice hatte ihm den Rucksack vor einer Stunde in der Botschaft gegeben. Er war abgewetzt und ausgebeult, und unten war ein heller, orangefarbener Schlafsack befestigt.
»Das Ding liegt hier schon seit Monaten herum, da können Sie es ebenso gut mitnehmen«, hatte Prentice beiläufig erwähnt.
»Wem gehört er?«, fragte Marchant und betrachtete die Aufnäher aus Paris, Prag und München.
»Einem Studenten, der ein Jahr durch Europa reisen wollte. Ist vor sechs Monaten gestorben.«
»Wirklich?«
»Ja, an einer Überdosis. Wir haben seine Leiche überführt, aber der Rucksack ist irgendwie liegen geblieben. Wurde als Beweisstück konfisziert. Die Polizei hier hielt ihn für einen Drogenkurier und Teil eines Rings. Die Hunde haben dran geschnüffelt, aber nichts gefunden. Schauen Sie ihn sich besser noch mal an.«
»Wie alt war er?«
»Ein bisschen jünger als Sie, gleiche Größe, nicht ganz so ansehnlich, allerdings habe ich ihn nur auf dem Leichentisch gesehen.«
»Familie?«
»Mittelschicht aus Hampshire. Die hatten ihn offensichtlich verstoßen. Haben sich auch nie um seine persönlichen Sachen bemüht.«
Marchant begann, den Rucksack auszupacken, vorsichtig wie ein Zollbeamter. Wie vermutet roch die Kleidung muffig und enthüllte wenig über den Vorbesitzer, außer dass dieser während seiner Reise auf einen Besuch im Waschsalon verzichtet hatte. Die Fleecepullis und Sweatshirts würde er wegschmeißen, denn in Indien brauchte er dünne Kleidung, aber die kragenlosen Hemden und Baumwollhosen würde er in die Waschmaschine des Hostels werfen. Der Reiseführer für Polen war ebenfalls überflüssig, dafür könnten die Armbänder nützlich werden, wenn er in Indien war, obwohl sie nicht halb so schick waren, fand er, wie seine eigenen, die er damals getragen hatte.
Er sah sich seinen Pass noch einmal an und konnte sich auf dem Foto kaum wiedererkennen: rasierter Kopf, safrangelbes Batik-T-Shirt, Stecker im linken Ohr, Muschelkette locker um den Hals. Die Stümper,

die beim MI6 für gefälschte Dokumente zuständig waren, hatten sich selbst übertroffen. Sie hatten seine Züge etwas älter gemacht im Vergleich zum Originalfoto, das während seines Jahrs in Indien entstanden war. In Wirklichkeit sah er noch älter aus, aber er war sicher, er würde trotzdem als Student durchgehen. Eine gelungene Täuschung hing mehr von Gang, Haltung und Sprechweise als von bestimmten Gesichtsmerkmalen ab.

Das Jahr zwischen Schulabschluss und Studienbeginn war eine sorglose Zeit in seinem Leben gewesen. Als seine Mutter in seinem letzten Jahr auf der Schule starb, hatte er vor allem Erleichterung verspürt, denn ihr Tod gestattete es ihm, befreiter auf die Reise zu gehen. Achtzehn Monate hatte sie an Krebs gelitten, doch die Zerrüttung ihrer Gesundheit hatte bereits zehn Jahre zuvor begonnen, als Sebastian starb. Schwere Depressionen hatten sie nach Sebastians Tod gequält, und die Depressionen seiner Mutter hatten auch ihn gequält, wie ihm mittlerweile klar geworden war.

Sein Vater hätte sein ganzes Reisejahr beinahe sabotiert, und zwar in der Nacht vor seiner Abreise. Sie saßen in der Küche ihrer Londoner Wohnung in Pimlico, und sein Vater sagte ihm, dass er es locker angehen und sein Leben ein bisschen genießen sollte. Von jedem anderen Vater hätten diese Worte den Absturz für einen Sohn im Teenageralter bedeuten können, doch die beiden hatten während der Krankheit der Mutter ein inniges Verhältnis zueinander entwickelt, darum schenkte sein Vater ihm nur einen weiteren Bruichladdich ein und lachte.

»Nur für den Fall, dass du jemals an eine Karriere beim Service denken solltest, es gibt zwei Dinge, bei denen die Jungs von der Sicherheitsüberprüfung nervös werden«, hatte sein Vater hinzugefügt.

»Heroin und Nutten.«

»Die perfekte Qualifikation für einen Journalisten.«

»Das ist immer noch dein Ziel, oder?«

»Irgendwer muss doch die Korruption in Whitehall aufdecken«, erwiderte er grinsend.

»Deine Mutter hat sich immer einen Arzt in der Familie gewünscht, das weißt du doch.« Marchant schaute zu, wie sein Vater den Whisky hinunterkippte, und dabei zitterte seine sonst ruhige Hand.

»Weil sie geglaubt hat, Sebbie hätte gerettet werden können?«
»Die Ärzte waren sehr freundlich und haben gesagt, es hätte nichts für ihn getan werden können, trotzdem hat sie sich immer die Schuld an dem Unfall gegeben.«
An die Jahre direkt nach Sebastians Tod erinnerte er sich nur noch verschwommen, eine eigenartige Zeit, ein Übergangsstadium, das vom Rest seiner Vergangenheit losgelöst war. Viele Menschen waren ihm mit übergroßer Freundlichkeit begegnet, und er hatte mehr Zeit mit seinem Vater und seiner seltsam verschlossenen Mutter verbracht. Sein Vater ließ einmal eine Andeutung über eine Art psychischer Krankheit fallen, über dieses Thema konnte er jedoch nicht mit ihm sprechen. Seine eigene Trauer entwickelte sich gegenläufig; jedes Jahr vermisste er Sebastian mehr als zuvor.
Marchant dachte wieder an seinen Bruder, als er den neuen Lebenslauf las: die Einzelheiten der Familie (Vater englisch, Mutter irisch), die Schulen, alles entsprach seinem eigenen Leben, bis auf den irischen Pass, der lediglich eine organisatorische Entscheidung war (das würde weniger Aufmerksamkeit auf ihn lenken als ein britischer Pass). Es frustrierte ihn, dass er nicht mehr sicher unterscheiden konnte, welche Erinnerungen seine eigenen waren und welche vom Familienalbum geprägt worden waren. Einmal hatte Sebastian im Obstgarten in Tarlton gespielt und ihrem Vater, der in der Hängematte schlief, Äpfel auf den Kopf fallen lassen; er sah außerdem immer noch vor sich, wie sie im Schneidersitz in ihrem Zimmer oben im Cottage saßen und versuchten, auf ihren indischen *Dholak*-Trommeln so viel Lärm wie möglich zu erzeugen. Davon gab es keine Fotos.
Im Lebenslauf folgten der Tod der Mutter und natürlich auch der des Vaters, dazu die Neigung, zu viel zu trinken (eine besonnene Geste der Fälscher), aber der Vater von David Marlowe hatte im British Council, der Einrichtung zur Förderung internationaler Beziehungen, Karriere gemacht. Marchant verfluchte sie, weil sie für Marlowes frühe Jahre nicht mehr Fantasie aufgebracht hatten. Marlowe hatte ebenfalls den Bruder verloren, bei einem Autounfall in Delhi, wohin sein Vater versetzt worden war. Selbst der Name war derselbe: Sebastian; aber hatte Marlowe je unter dem Verlust gelitten, die spitzen Stiche aus dem Schatten gespürt, die sich zu jeder Tages-oder Nachtzeit in ihn

hineinbohren konnten? Marchant knüllte das Papier zu einer Kugel zusammen. Wenn es etwas gab, was er gern aus Marlowes Vergangenheit gestrichen hätte, dann Sebastians Tod. Aber so brauchte er zumindest in diesem Punkt nichts vorzuspielen.
Er brachte die Kleidung in einer Plastiktüte nach unten und kaufte sich Münzen und Waschpulver an der Rezeption. Die junge Frau am Tresen sah die Tasche und lächelte über seine Häuslichkeit. Sie hatte sich eine Blume hinter ein Ohr geklemmt, stellte sich als Monika vor und scherzte, irische Reisende hätten immer die sauberste Kleidung. Marchant wusste, solche Unterhaltungen stellten ein Risiko dar, doch sie hatte das Gespräch begonnen, und deshalb würde es verdächtiger wirken, wenn er nichts erwiderte. Außerdem sah Monika gut aus, unkonventionell, Anfang zwanzig - genau Marlowes Typ.
»Schicke Blume«, sagte er mit leichtem Dubliner Akzent wie dem seiner Mutter und erwiderte das Lächeln.
»Danke.«
»Mein Zimmer ist voll davon.«
»Ach, du hast das Dom Browskiego. Gefällt’s dir? Der Künstler ist ein Freund von mir.«
»Dufte«, sagte er und hoffte, die Ironie werde bei ihr ankommen.
Monika lachte fröhlich, als er in Richtung Waschsalon davonging.
»Duf-te«, hörte er sie wiederholen, wobei sie das Wort ganz langsam aussprach.
Unter dem Punkt Sexualität wurde David Marlowe als »promiskuitiv, heterosexuell« beschrieben. Er fragte sich, ob das ebenfalls aus seiner eigenen Akte stammte. In der Anfangszeit im Fort hatte er sich alle Mühe gegeben, eine feste Beziehung mit Leila zu vermeiden, und sich absichtlich mit anderen Frauen getroffen. Die Spionschule, so hatte er gescherzt, war nicht der richtige Ort, um eine ehrbare Frau aus ihr zu machen: Dort lernte man betrügen und lügen, nicht lieben. Marchant kehrte allerdings immer wieder zu Leila zurück, die darüber weder überrascht war noch nachtragend reagierte. Zumindest bis vor Kurzem. In den Monaten vor seiner Suspendierung, als er gerade so weit gewesen war, die Beziehung zu akzeptieren (und zu brauchen), hatte sie sich eher zögerlich gezeigt und in ihren Gefühlen geschwankt: Im einen Augenblick zog sie ihn zu sich heran, im nächsten stieß sie ihn fort.

Während er die Kleidung in eine der leeren Waschmaschinen stopfte, wusste er, dass es David Marlowe leichtfallen würde, einer anderen Frau nachzulaufen. Für ihn würde es allerdings schwieriger sein, obwohl Monikas Hippie-Charme durchaus einen nostalgischen Reiz hatte. Er musste in seine eigene Vergangenheit zurückkehren und sich an seinen Ärger über Leilas jüngste Zurückweisung erinnern, um jegliche Gewissensbisse zu unterdrücken.
Es war schon einige Jahre her, seit er sich mit jemandem wie Monika eingelassen oder in einem Hostel wie dem Oki Doki gewohnt hatte, aber es war ermutigend, wie schnell sich alte Gewohnheiten wieder einstellen, sobald der mentale Schalter einmal umgelegt war. Er dachte daran, sich einen Joint zu bauen - was er seit seinem Eintritt in den Geheimdienst nicht mehr getan hatte - und bekifft Sex zu haben.
Sein Lächeln verschwand, während er zuschaute, wie sich die Wäsche in der Trommel drehte. Aus der Küche wehte der Geruch polnischer Nationalgerichte heran: *Bigos* oder vielleicht auch *Flaki*. Sein Würgreflex wurde ausgelöst. Er schaffte es kaum, seiner neuen Freundin zuzunicken, als er auf die Straße hinaus an die frische Luft eilte. Bei der Erinnerung an das Wasser und die Panik dreht sich ihm der Magen um. Er beugte sich über einen Gullideckel und übergab sich. Schließlich richtete er sich wieder auf, ging mit schnellen Schritten die Straße entlang und hielt sich in den frühabendlichen Schatten. Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme. Monika.
»Alles in Ordnung? Du siehst ja entsetzlich aus. Sehr un-duf-te.«
Die Blume steckte jetzt hinter ihrem anderen Ohr, doch Marchant erwähnte es nicht: Marlowe wäre das nicht aufgefallen.
»Mir geht es gut«, sagte er und bemerkte zum ersten Mal ihre schlanke Figur. »Gibt es hier irgendwo einen Friseur? Nichts Besonderes, ich will nur einen Igel.«
»Einen Igel?«
»Alles ab«, erklärte Marchant lächelnd. »Stoppelhaare … Kurzschnitt … wie ein GI.«
Eine halbe Stunde später saß er auf einem Hocker in einem kleinen Apartment um die Ecke vom Hostel und hielt einen Whisky in der Hand. Monika lehnte sich an ihn, während sie ihm die letzten Reste des blonden Haars vom Kopf schor, und das Piercing in ihrem nackten

Bauchnabel drückte sich in seinen Rücken. In einer Hand hielt sie den Rasierapparat, in der anderen einen großen Joint. Im CD-Player lief Vashti Bunyan. Monika hatte Marchant angeboten, ihm die Haare selbst zu schneiden, und ihm war kein Grund eingefallen, um das Angebot auszuschlagen. Ihre Schicht im Hostel war zu Ende, und ihm gefiel die Anonymität, die ihr Apartment bot.
»Fertig«, verkündete Monika und wischte einige lose Strähnen weg. »Soll ich dich ein bisschen eincremen? Du hast ganz trockene Haut.« Während sie das sagte, beugte sie sich vor, und ihr lächelndes Gesicht tauchte neben seinem im Spiegel auf. Sie steckte ihm den Joint zwischen die Lippen.
»Sicher, warum nicht«, erwiderte Marchant und vermutete, die Amerikaner hatten irgendetwas in das Wasser gemischt, was die trockene Haut verursachte. Ehe das Gras seinen Verstand benebelte, ließ er den Blick nochmals durch den Raum schweifen, ging die letzten Stunden durch, überdachte die Begegnung mit Monika. Unterm Strich war es gut. Die CIA würde nach einem einzelnen Mann suchen, nicht nach einem Paar. Monika brauchte Gesellschaft, da sie sich erst kürzlich von ihrem Freund getrennt hatte, und sie hatte sogar schon vorgeschlagen, den nächsten Tag gemeinsam zu verbringen und sich die Antiquitäten auf dem Koło-Basar anzuschauen und etwas in den Bars in der Stare Miasto zu trinken, obwohl sie wusste, dass er für morgen früh einen Flug gebucht hatte.
»Ich wünschte, du würdest nicht so bald nach Indien fliegen, Mr. Englishman«, sagte sie, kam um ihn herum, setzte sich auf seinen Schoß und sah ihn an. Sie nahm ihm den Joint aus dem Mund und nahm einen Zug. Marchant legte die Arme um ihren Bauch und zog sie zu sich heran. Einen Moment lang konnte er nur Leila sehen, nackt in der Dusche, wie sie ihn anblickte. Er schloss die Augen, atmete tief ein und dachte intensiv über David Marlowe nach.
Er strich ihr über die Wange und wägte die Risiken und Vorteile ab, die es hätte, den Flug zu verschieben und bei ihr zu bleiben. Er fühlte sich ganz locker. Seine Gedanken wurden noch träger, als sie ihn küsste und die freie Hand in seine Jeans schob.
»Bleib doch noch einen Tag«, sagte sie leise und hielt ihn fest. »Wäre echt schön.«

»Was ist mit meinem Ticket?«, sagte er und öffnete langsam die Perlmuttknöpfe ihrer Bluse. Leila kam jetzt aus der Dusche und wickelte sich mit einem Handtuch einen Turban um das nasse Haar.
»Was soll schon damit sein? Ich habe eine Freundin, die hat ein kleines Reisebüro, nicht weit von hier. Wir schicken da immer unsere Gäste hin. Sie kann dein Ticket umbuchen, sie kennt die Leute am Flughafen.«
Aber David Marlowe dachte schon längst nicht mehr an sein verfluchtes Ticket oder an Daniel Marchant oder Leila, während er Monika die Bluse auszog.

18



Sir David Chadwick hatte sein Leben damit verbracht, in den Sitzungsräumen von Whitehall Kompromisse auszuhandeln, aber selbst er musste sich jetzt alle Mühe geben, um Marcus Fielding und Harriet Armstrong voneinander fernzuhalten. »Ehe dies dem Premierminister mitgeteilt wird, was ich auf jeden Fall tun werde, müsste ich genau wissen, welche Behauptung Sie hier eigentlich aufstellen wollen, Harriet«, sagte er und blickte durch sein eichengetäfeltes Büro zu Armstrong, die auf der Kante ihres Sessels saß.
»Die Polen müssen von irgendwem einen Tipp bekommen haben«, sagte Armstrong und sah Fielding an. Er saß in sicherer Entfernung, ebenso aufrecht wie Armstrong, wenn auch nicht auf der Kante seines Sessels. Auf seinem Schoß lag ein Klemmbrett mit einem Flickenmuster aus blauen und gelben Klebezetteln. Armstrong hatte sich schon oft gefragt, was Fielding darauf notierte. Sicher nicht, was er seiner Frau fürs Abendessen mitbringen sollte, denn er hatte schließlich keine.
»Marcus?«, fragte Chadwick.
»Ich denke, wir unterschätzen unsere Freunde in Warschau. Die neue Regierung sucht bereits seit einer Weile nach einer Möglichkeit, diese Überstellungen zu beenden. Ich nehme an, da hat jemand den Luftwaffenstützpunkt beobachten lassen und entschieden, dass man den Amerikanern nicht länger ein Stück des eigenen Territoriums überlassen will.«
»Marcus, Sie haben mich wegen des Flugs angerufen«, sagte Armstrong.

Fieldings Gelassenheit ärgerte sie maßlos. Alles an ihm ärgerte sie: seine Ruhe, sein Verstand, seine Safari-Anzüge. Und wie konnte jemand »enthaltsam« leben? Denn so hatte er seine sexuellen Präferenzen bei der Sicherheitsüberprüfung bezeichnet und erklärt, er sei einfach nicht an Sex irgendeiner Art mit irgendwem interessiert. Ihr Exmann hatte ihr einmal etwas Ähnliches vorgeworfen, doch sie hatte sich ihm nicht bewusst verweigert; es hatte sich einfach so ergeben.
»Stimmt das?«, fragte Chadwick.
»Wie Sie beide wissen, überwachen wir alle Flüge von und nach Großbritannien, besonders diejenigen, die manipulierte Flugpläne einreichen. Um Missverständnisse in Zukunft zu vermeiden, schlage ich vor, dass jemand die Güte haben sollte, uns davon zu unterrichten, wenn der Premierminister das nächste Mal einen nicht deklarierten Flug der CIA durch britischen Luftraum gestattet.«
»Harriet?«, fragte Chadwick und drehte sich zu ihr, wie ein Schiedsrichter auf dem Centre-Court.
»Es war doch ausgemacht, dass die Amerikaner sich mit Marchant unterhalten können«, sagte sie.
»Unterhalten, aber nicht ertränken«, gab Fielding zurück. »Und ich meine, wir hätten vereinbart, dass er das Land nicht verlässt.«
Fieldings letzte Bemerkung war an Chadwick gerichtet, der sich nicht um den Blick scherte, der sie begleitete. »Ach, kommen Sie schon, Marcus«, sagte Chadwick, und ein nervöses Lächeln verzog seine blassen Wangen. »Man muss sich da doch wie zu Hause fühlen, wenn man bedenkt, wie viele Polen hier leben.«
Armstrong erwiderte das Lächeln, doch Fielding starrte aus dem Fenster auf Whitehall und beobachtete einen leeren Bus der Linie 24, der zum Trafalgar Square fuhr. Er hatte keine Zeit für schlechte Witze über Immigranten. Er hatte auch keine Zeit für Chadwick, der hinter seinem überdimensionierten Schreibtisch saß wie ein Schüler, der ins Büro des Rektors eingebrochen war.
»Wo ist er jetzt?«, fragte Fielding ihn.
»Ich hatte gehofft, Sie könnten uns das verraten.«
»Ich will meinen Mann lebend zurück. Das gehörte auch zu der Vereinbarung.«
»Wenn Sie Marchant nicht haben, wer hat ihn dann?« Chadwick wandte

sich wieder an Armstrong.
»Spiro ist heute nach Warschau geflogen. Die Amerikaner glauben, er hält sich noch in Polen auf.«
»Er hat ihn verloren, dann soll er ihn auch wieder zurückbringen«, meinte Fielding und erhob sich. »Ich habe unsere Dienststelle in Warschau gebeten, die Augen offen zu halten.«
»Prentice«, sagte Armstrong kalt.
»Kennen Sie ihn?« Fielding war schon an der Tür, das Klemmbrett unter dem Arm.
»Nur seinen Ruf.«
»Einer der Besten in der Branche.«
»Und wenn Marchant gefunden wird?«, fragte Chadwick und erhob sich ebenfalls, da er den nächsten Streit nahen sah.
»Dann sind wir an der Reihe, ihn nach Dhar zu fragen«, erwiderte Armstrong.
Fielding öffnete die Tür.
»Passen Sie nur auf, dass wir ihn nicht noch mal verlieren«, sagte Chadwick. »Zweimal wäre leichtsinnig. Danke, Marcus.«
Fielding schloss die Tür hinter sich und überließ Armstrong und Chadwick sich selbst.
»Was auch immer Sie beide für Differenzen haben, die dürfen sich nicht auf Operationen auswirken, die unter meiner Aufsicht stehen, Harriet.«
Chadwick war stehen geblieben.
»Spiro tobt.«
»Natürlich. Aber es sollte Sie nicht überraschen, wenn sich der Service um seine Leute kümmert. Das war schon immer so. Passt dieser Prentice auf ihn auf?«
»Höchstwahrscheinlich. Wir können Prentice die Hölle heißmachen, wenn wir wollen. Der ist bereits mehrmals mit Spiro aneinandergeraten. Jeder andere Geheimdienst hätte ihn schon vor Jahren rausgeworfen.«
»Ich rede mit Spiro.« Chadwick zögerte und ordnete die Papiere auf seinem Schreibtisch, was keinesfalls notwendig gewesen wäre. »Wir wollen diese Sache nicht eskalieren lassen, Harriet. Die Amerikaner brauchen Marchant zurück.«

Fielding fand Ian Denton mit einem Aktenordner in der Hand in seinem Vorzimmer, wo er sich mit den Sekretärinnen unterhielt. Dem Chef des MI6 standen drei zu: eine persönliche Assistentin, eine für die Korrespondenz und eine für den Terminkalender. Anne Norman hatte als persönliche Assistentin schon vier Chefs erlebt, die ihre schroffe Art am Telefon alle zu schätzen gewusst hatten, besonders, wenn es sich um unangenehme Anrufe aus Whitehall handelte. Nach der Affäre um Stephen Marchant hatte sie kündigen wollen, doch Fielding hatte sie bei einem ausgedehnten Lunch bei Bentley's zum Bleiben überredet. Die eindrucksvolle alte Jungfer in ihren späten Fünfzigern war ein typischer Blaustrumpf, nur dass sie für gewöhnlich rote Strumpfhosen trug und dazu rote Schuhe. Fielding hatte sie schon oft nach dem Grund fragen wollen, aber jetzt, nach dem Treffen mit Armstrong und Chadwick, war er nicht in der Stimmung für lockeres Geplauder.
»Kommen Sie«, sagte er und ging in sein Büro. Denton folgte ihm und schloss die Tür. »Was haben Sie?«
»Marchant ist bei der AW«, sagte Denton, leiser als sonst.
»Und die Amerikaner?«
»Spiro stellt Warschau auf den Kopf. Prentice sagt, die werden ihn nicht finden.«
Fielding zögerte einen Moment. »Wie steht es mit Salim Dhar? Irgendwelche Fortschritte?«
Denton holte einen Stapel Papiere aus dem Ordner, den er in der Hand hielt. Wie Fielding liebte auch Denton Ordnung im Leben, und deshalb hatte er die Blätter in Klarsichthüllen abgeheftet. Die oberste reichte er Fielding mit der Zufriedenheit eines Menschen, der weiß, dass er gute Arbeit geleistet hat. Es war ein alter Kontoauszug.
»Das Konto von Dhars Vater in Delhi«, erläuterte Denton. »Auf dieses Konto wurde sein monatliches Gehalt von der US-Botschaft überwiesen.«
»Und dieser Betrag hier?«, fragte Fielding und zeigte auf eine andere Zahlung, die mit rotem Kugelschreiber eingekreist war.
»Soweit der Filialleiter in Delhi weiß, handelte es sich um regelmäßige Überweisungen von Verwandten in Südindien. Die kamen in Rupien von der State Bank of Travancore, Kottayam. Auf heutigen Wert umgerechnet waren es ungefähr hundert Pfund im Monat.«

»Nicht schlecht für einen Verwaltungsbeamten. Man würde doch erwarten, dass jemand mit einer Stelle in Delhi Geld an seine Familie in den Süden schickt und nicht umgekehrt. Wer hat ihn also bezahlt?«
Denton zögerte kurz, denn er wusste, auf indirekte Weise würde er als mitverantwortlich betrachtet werden für das, was er jetzt zu sagen hatte.
»Wir haben die Spur des Geldes weiter verfolgt.«
»Und?«, hakte Fielding gereizt nach.
»Kaimaninseln, ein altes Offshore-Konto des Service.«
»Herrgott.« Fielding warf die Klarsichthülle mit dem Kontoauszug auf den Schreibtisch.
»Es wurde 1980 von Stephen Marchant eröffnet.« Denton zog eine weitere Mappe heraus, deren Blätter noch stärker vergilbt waren als die der ersten, und reichte sie Fielding in der Hoffnung, sein Chef werde ein neues Ziel für seine Verärgerung finden. »Wir haben dies in den Personalakten des Außenministeriums gefunden. Anscheinend erfolgte die erste Zahlung, kurz nachdem Dhars Vater vom britischen Hochkommissariat entlassen wurde. Es gab eine kurze disziplinarische Anhörung, bei der verschiedene Stellungnahmen verlesen wurden, unter anderem auch eine von Marchant. Er hat sich stark für ihn eingesetzt, weil er glaubte, der Mann sei schlecht behandelt worden.«
»So stark, dass er ihn mit einer anständigen Rente versorgt hat.« Fielding schob seinen Stuhl nach hinten in Richtung der großen Erkerfenster, durch die man auf die Themse und die Tate Gallery sehen konnte.
Denton blieb stehen. »Das passt nicht zusammen. Ein rangniedriger Verwaltungsangestellter des Hochkommissariats - ein anständiger Mann, dessen bin ich sicher, aber nicht gerade ein hochkarätiger Spion. Gibt es Aufzeichnungen darüber, dass er dem Service Informationen geliefert hat?«
»Bislang nicht. Die monatliche Zahlung entsprach eigentlich auch nur dem Unterschied zwischen dem Gehalt vom Kommissariat und dem neuen bei der US-Botschaft.«
»Sehr fair. Nur hatte Marchant nicht die Befugnis dazu. Auch damals nicht.«
»Den Buchprüfern ist nie etwas aufgefallen.«
»Er hat immer gewusst, wie er mit den Erbsenzählern umgehen muss. Werden diese Zahlungen immer noch geleistet?«

»Nein. Sie haben 2001 aufgehört.«
»Warum zu dem Zeitpunkt?«
Denton schüttelte den Kopf. »Wir wissen es noch nicht. Aber da ist noch eine Sache. Wir haben eine zweite Zahlung gefunden, die Marchant beantragt hat, nachdem er Indien verlassen hatte. Für seinen Fahrer, einen Ramachandran Nair. Der hat vom gleichen Konto eine Pension in Höhe von fünfzig Pfund pro Monat erhalten.«
»Und die zahlen wir ihm immer noch?«
»Scheint so, ja.«
»Großer Gott, kein Wunder, dass wir ständig unseren Etat überziehen. Kümmern Sie sich um die Angelegenheit, Ian. Ich muss wissen, warum Marchant Dhars Vater bezahlt hat. Was hat der Mann für ihn getan?«

19



Hassan war der einzige Informant, mit dem Leila je geschlafen hatte. Für gewöhnlich war das nicht ihr Stil, aber er war wenigstens jung und sah gut aus. Die meisten Quellen wurden mit Geld bezahlt, aber Hassan bildete eine Ausnahme, seit er ihr genug Informationen geliefert hatte, um einen Anschlag auf ein Passagierflugzeug über Heathrow zu vereiteln. Danach durfte er seinen Preis selbst bestimmen, und in seinem Fall handelte es sich um harten Sex statt harter Währung.
Laut Fielding deuteten Gerüchte in den Geheimdiensten darauf hin, dass es eine Verbindung zwischen der Golfregion und dem vereitelten Anschlag auf den Marathon gab. Jetzt sollten alle verfügbaren Informanten diesbezüglich ausgefragt werden. Hassan wusste mehr über die Vorgänge am Golf als jeder Analyst in Whitehall. Dank seiner Verbindung zu den Wahhabiten, einer konservativen Richtung des sunnitischen Islams, verfügte er über Quellen, die ihn stets über das komplexe Terrornetzwerk der Region auf dem Laufenden hielten. Angeblich war er ein Reisejournalist, der für eine der vielen englischsprachigen Zeitungen in Katar schrieb, doch er brauchte das Einkommen nicht. Seine Familie besaß ein Vermögen, das sogar den Jahresetat des MI6 überstieg. Deshalb schlug er Leila vor, das Media-Awards-Dinner früher zu verlassen und ihr erstes Heimspiel zu starten.
»Bisher hast du nur auswärts gespielt«, sagte er und schenkte ihr Mineralwasser nach. Das Dinner im Ballsaal des London Hilton war eine alkoholfreie Veranstaltung, und der Trupp westlicher Journalisten

pilgerte unaufhörlich an die Hotelbars. Es war auch in anderer Hinsicht eine trockene Angelegenheit. Es fand kaum ein interkultureller Austausch statt, obwohl das Thema des Abends die globale Einheit sein sollte, und daran änderten auch die Bemühungen der Moderatorin nichts, einer schlagfertigen Komikerin, halb Iranerin, halb Britin. (»Immer, wenn ich irgendwem erzähle, dass meine biologische Uhr tickt, gehen die Leute in Deckung.«)
Leila hatte sie eigentlich suchen und ihr sagen wollen, wie sehr ihr der Auftritt gefallen hatte, aber auch Leila spielte nur eine Rolle. Heute war sie unterwegs als eine in der Golfregion tätige Tourismus-PR-Managerin, eine der Tarnungen, die sie regelmäßig verwendete. Zum ersten Mal war sie jedoch auf britischem Boden in diese Rolle geschlüpft und deswegen nervöser als sonst.
»Ich habe hier ein Zimmer reserviert«, sagte Leila und kämpfte mit dem plötzlichen Drang, sich den Journalisten an der Bar anzuschließen. Für gewöhnlich war sie beim Sex mit Hassan nüchtern, aber heute Nacht konnte sie einen Drink gebrauchen.
»Das ist sehr aufmerksam, Leila, aber weißt du was? Das Hilton langweilt mich. Hotels überhaupt langweilen mich. Ich habe mein ganzes Leben in Hotels verbracht. Lass uns zu dir gehen. Was spricht dagegen? Es ist dein erstes Mal auf Heimatboden.«
Hassans Vorschlag bedeutete für sie, eine Grenze zu übertreten, die sie noch nie überschritten hatte. Abgesehen von den Sicherheitsproblemen, die es mit sich brachte, einen Informanten mit in ihre Wohnung zu nehmen, hatte sie auch persönliche Vorbehalte. Sex in einem Hotelzimmer war eine Sache, doch zu Hause, an ihrem Zufluchtsort, ihrem Heiligtum, in das sie nach den Dienstreisen zurückkehrte? Das war etwas vollkommen anderes.
»Tut mir leid, Hassan. Ich habe das Zimmer schon bezahlt. Außerdem ist es ein langer Weg bis zu mir.« Aber noch während sie es aussprach, wusste sie, dass sie damit nicht weit kommen würde.
»Du hast für ein Zimmer bezahlt?« Er lachte. »Und wenn schon. Das übernehme ich.«
Sie schaute über die vielen Tische hinweg, von denen jeder mit Kerzen und extravaganten Blumengestecken dekoriert war, sodass der Ballsaal aussah wie ein beleuchteter Obstgarten. Es war ihr unerträglich, nicht die

Kontrolle über die Situation zu haben.
»Es wird sich lohnen«, sagte er, beugte sich vor und berührte sie am Arm. »Ich weiß, wer die isotonischen Drinks geliefert hat.«
Früher am Tag war sie nach der abschließenden Vernehmung in Thames House zum ersten Mal seit dem Marathon an ihren Schreibtisch im Hauptquartier zurückgekehrt. Dort war der vereitelte Anschlag immer noch das große Thema. Ihr entging nicht, wie sie in der Kantine angestarrt wurde, und sie hörte Kollegen in einer Offenheit über sie sprechen, die für Spione unwürdig war. In der Sektion Golfregion, in der sie arbeitete, herrschte eine Stimmung wie auf dem Börsenparkett. Zwar ging es nicht um internationale Aktienpreise, aber der Lärm der klingelnden Telefone und die riesigen Schautafeln an den Wänden, auf denen Verbindungen zwischen Hunderten von Namen kreuz und quer über die Welt hergestellt wurden, erzeugten eine ähnlich chaotische Dringlichkeit. Ihre Vorgesetzte behauptete, es sei mehr los als in den Tagen direkt nach dem 11. September.
Es war eine Erleichterung, als Marcus Fielding sie in sein Büro bestellte, wo er sie nach Marchant fragte und wissen wollte, in welcher Verfassung sie ihn am Tag zuvor angetroffen hatte. Er lobte sie außerdem dafür, wie sie sich wieder in die Arbeit stürzte, und wiederholte, dass sie sich jetzt in Geduld üben müsse. Marchant, so sagte er, werde von den Amerikanern vernommen, was nicht ideal sei, aber dafür werde er sicherlich bald wieder zum Dienst antreten. Allerdings wäre es das Beste, wenn sie beide sich einige Tage lang nicht treffen würden.
Leila hakte nicht nach, was er mit »vernommen« meinte, denn sie wollte Paul Myers nicht verraten, aber auch Fieldings Benehmen selbst ermutigte sie nicht, ihm weitere Fragen über Marchant zu stellen. Stattdessen trug er ihr auf, sich auf Hassan zu konzentrieren und herauszufinden, was er über den Marathonanschlag wusste. Auf seine Informationen war bisher immer Verlass gewesen.
»Quetschen Sie ihn aus«, hatte Fielding gesagt, und zwar auf eine Weise, bei der sie seine angebliche Enthaltsamkeit stark anzweifelte. Sie wussten beide, dass sie noch nie ein Formular für eine Zahlung an Hassan ausgefüllt hatte, und über die Angelegenheit wurde geschwiegen. Daran musste Leila jetzt denken, als sie Hassans Hände an die Pfosten ihres Messingbettes band. Es hatte sie schockiert, wie schnell sie sich

daran gewöhnte hatte, mit einem Mann zu schlafen, den sie nicht liebte. Nach dem ersten Mal hatte sie es Marchant erzählt, doch der wollte gar nichts davon hören. Es sei ihre Arbeit: Sie würden beide gelegentlich mit anderen Menschen ins Bett gehen müssen, und deshalb sollten sie keine große Sache daraus machen. Es gab nur einen Grund, weshalb sie es einander mitteilen müssten: wenn es anfing, mehr als Sex zu sein.
Leila fand das nicht so einfach und war verärgert, weil Marchant so nüchtern damit umging. Kurz vor Ende des sechsmonatigen Kurses im Fort hatte eine Ausbilderin sie und die drei anderen Frauen aus ihrem Jahrgang eines Abends zu einem Drink eingeladen und ihnen ein paar persönliche Tipps mit auf den Weg gegeben. Sie war davon ausgegangen, dass sie alle mit den gesundheitlichen Risiken selbstständig umgehen konnten. Ihre Ratschläge betrafen ausschließlich den emotionalen Schaden, den berufliche sexuelle Affären nach sich ziehen konnten. Der Schlüssel dabei sei, so hatte sie erklärt, sich selbst als Schauspielerin zu begreifen, die in einem Film mitwirkt.
Leila versuchte jetzt, sich die Kamera-Crew vorzustellen, während sie sich in ihrer schummrig beleuchteten Wohnung umblickte. Hassan hatte bei ihrem letzten Treffen in Doha angedeutet, er habe durchaus etwas für weniger gesitteten Sex übrig, aber sie hatte sich auf keine Experimente eingelassen. Heute würde es anders laufen. Heute würde die Filmzensur etwas zu tun bekommen.
»Leila, das ist Wahnsinn«, sagte er. Er lag nackt auf dem Bett, seine Handgelenke und Fußknöchel waren fest mit Tüchern an die vier Bettpfosten gefesselt.
»Das wird Heimvorteil genannt«, sagte sie und holte zwei große brennende Kerzen hervor, die sie von Marchant geschenkt bekommen hatte. Damit ging sie hinüber zum Bett. In beiden Kerzen hatte sich unter der Flamme flüssiges Bienenwachs gesammelt, das heißer brannte als gewöhnliches Stearin. Noch in Unterwäsche stellte sie die Kerzen auf den Nachttisch, ging hinüber zum CD-Player und legte Natacha Atlas ein. Draußen schienen die Lichter des Canary Wharf Towers grell in die Nacht, denn die Banker arbeiteten bis spätabends. Einen Moment lang sehnte sie sich nach einem normalen Job. Sie zog die aus einem Souk stammenden Gardinen zu, die ihre Mutter ihr geschenkt hatte, holte ein weiteres Tuch aus einer Schublade und verband Hassan die Augen. Er

seufzte zufrieden und spitzte seine Lippen zum Kuss. »Leila, Darling«, flüsterte er, aber sie legte ihm den Zeigefinger auf die Lippen.
»Pst«, sagte sie und steckte ihm das Mundstück der *Ghalyun*, einer iranischen Wasserpfeife, in den Mund. Ihr Vater hatte sie 1979 aus Teheran mitgebracht. Während Hassan die Mischung aus Tabak- und Haschischrauch tief in sich einsog, kletterte sie auf das Bett und setzte sich rittlings auf seine Brust, den Rücken seinem Gesicht zugewandt. Sie konnte es besser ertragen, wenn sie sein Gesicht nicht sah. Sie umfasste ihn mit einer Hand und nahm mit der anderen eine der Kerzen vom Nachttisch.
»Bist du bereit?«, fragte sie leise und rieb ihn kräftig. Dann drehte sie sich um und nahm ihm die Wasserpfeife aus dem Mund.
»Ich war in meinem ganzen Leben noch nie so bereit wie jetzt«, antwortete er.
Hassan war, so vermutete Leila, im Herzen ein Feigling, auch wenn er nach außen Mut zur Schau stellte. Ein bisschen zu viel Schmerz, und er würde nach seiner Mami jammern. »Wie tapfer fühlst du dich?«, fragte sie, hielt die Kerze fünfzehn Zentimeter über ihn und führte sie dann noch ein Stück tiefer, damit das Wachs nicht so viel Zeit zum Abkühlen hatte.
Er schrie, wie sie es vorausgeahnt hatte, und wand sich einige Sekunden lang, als das beinahe kochende Wachs auf seine empfindliche Haut tropfte. Aber sein Lächeln kehrte zurück, sobald das Wachs hart wurde. Hassan war doch schräger drauf, als sie gedacht hatte. Sie roch sein süßes Eau de Toilette und ließ wieder Wachs tropfen. Plötzlich wurde ihr seine Anwesenheit in ihrem Apartment unerträglich. Sie verabscheute ihn, ihre Arbeit, diese Bloßstellung, die sie erdulden musste; aber dann dachte sie daran, was sie Marchant antaten, wo auch immer er sein mochte, und sie hielt die Kerze noch tiefer.
Eine halbe Stunde später gingen Leila die Tricks aus, und Hassan hatte ihr immer noch nichts erzählt. Vorhin im Taxi von der Park Lane zu den Docklands hatte er behauptet, seine Informationen seien derartig brisant für ihn und sein Land, dass er schon etwas Besonderes von ihrem Heimspiel erwarte. Nur dann würde er reden.
Sie steckte Hassan die Wasserpfeife wieder in den Mund und sagte ihm, er solle tief inhalieren. Einen Augenblick befürchtete sie, ihn falsch

eingeschätzt zu haben. Wenn er nun völlig wegtrat, ehe er redete? Aber Hassan tat, was sie verlangte, so wie schon den ganzen Abend, und schenkte ihr ein bekifftes Grinsen, während sie hinüber zum Kühlschrank ging und das Schnellgefrierfach öffnete.
Ein Steward auf einem Nachtflug von Abu Dhabi hatte ihr einmal erklärt, wie man einen Mann dazu brachte, vor Wollust zu weinen. Er war schwul gewesen, doch er war davon überzeugt, der »Narcissus« wirke bei den meisten Männern. Dieses Spielchen erschüttere sie in den Grundfesten ihres Egos, hatte er gesagt, besonders, wenn sie zu der wankelmütigen Sorte gehörten. Und deshalb hatte Leila, sobald Hassans anfängliche Schmerzensschreie verebbt waren, das noch weiche Wachs um ihn geknetet. Nachdem es gehärtet war, hatte sie es vorsichtig abgezogen und mit Wasser gefüllt. Das Wasser war inzwischen gefroren und stand aufrecht neben einer Tüte Erbsen. Sie zog das Wachs ab, betrachtete ihr Werk zufrieden und kehrte zu Hassan ins Schlafzimmer zurück.
»Dreh dich um«, sagte sie und löste seine Handfesseln. Es war Zeit herauszufinden, was er über den Marathon wusste.

20



Spiro mochte die CIA-Niederlassung in Warschau nicht. Er mochte den Kaffee nicht und auch nicht diesen entsetzlichen Siebzigerjahre-Bau der Botschaft, in dem die Agency untergebracht war (eine Meinung, die zusätzlich bestärkt wurde, als sie an dem modernen Glaspalast der britischen Botschaft vorbeifuhren), aber am wenigsten mochte er den Leiter der Dienststelle. Eigentlich hätte Alan Carter schon vor Jahren entlassen werden müssen. Er hatte damals nach dem 11. September die Überstellungsflüge nach Stare Kiejkuty vermasselt, ein Programm, das aus der engen Zusammenarbeit zwischen CIA und WSI entstanden war. Dessen Basis war absolute Geheimhaltung, und trotzdem hatte die Öffentlichkeit davon erfahren, und Spiro sah die Schuld dafür bei Carter. Jetzt hatte er wieder Mist gebaut. Marchants Befreiung drohte eine trilaterale diplomatische Krise zwischen Polen, Amerika und Großbritannien auszulösen. Der neue polnische Premierminister war bereits informiert und behauptete, es handele sich um eine Personenverwechslung. Sein Amt hatte Berichte über die Anwesenheit eines westlichen Staatsbürgers an dem abgelegenen Flughafen erhalten und ein Sondereinsatzkommando geschickt, das sich die Sache ansehen sollte. Als die Polen unter Beschuss gerieten, hatten sie das Feuer erwidert, und der Gefangene war entkommen. Solchen Schwachsinn hatte Spiro noch nie gehört, aber er konnte nichts dagegen tun. Seine Verbündeten beim WSI verloren immer mehr an Macht, und im diplomatischen Protokoll war nichts vorgesehen für eine Beschwerde wegen eines Überfalls auf ein Geheimprojekt wie Stare Kiejkuty, das

zudem schon längst hätte geschlossen sein sollen.
Spiro betrachtete die Reihe von Bildschirmen in dem dämmrigen Raum im hinteren Teil der US-Botschaft, und eine Gruppe von fünf rangniedrigen Beamten zog die Köpfe ein, als er sein Missfallen kundtat.
»Wird der Flughafen überwacht?«, schnauzte er Carter an.
»Wir haben uns in die Überwachungskameras der Einreisebehörde eingeklinkt«, antwortete Carter. »Wenn er einen Pass hat, werden wir ihn entdecken.«
»Und die britische Botschaft?«
»Daran arbeiten wir noch. Das Gebäude ist sehr gut gesichert.«
Was man von diesem Laden nicht behaupten kann, dachte Spiro.
»Außerdem sind wir live am Bahnhof dabei und in den meisten Kaufhäusern der Stadt«, sagte ein anderer Beamter.
»Was haben wir von ihm?«, fragte Spiro.
Ein Foto von Marchant und Pradeep, die beim Marathon Seite an Seite liefen, wurde auf die Wand vor den Computern projiziert. Im Vordergrund war deutlich Turner Munroe, der US-Botschafter, zu erkennen.
»Die waren schon nah dran«, sagte Spiro. »Zu nah.«
»Sir«, fragte einer der jüngeren Beamten zögerlich und suchte mit einem Blick bei Carter nach Unterstützung. »Sollte London uns in diesem Fall nicht helfen?«
»Lassen Sie die aus dem Spiel«, fauchte Spiro. »Wir erledigen das im Alleingang, mehr müssen Sie nicht wissen.« Er wandte sich an Carter. »Wohin könnte Marchant sich absetzen? Nach Krakau? Zur Grenze? Warum sind wir so sicher, dass er in der Stadt ist?«
»Wir haben einen Informanten in einem Dorf sechs Kilometer südlich von Stare Kiejkuty. Er sagt, ein nicht gekennzeichneter Militärtransporter sei gegen fünfzehn Uhr über die Hauptstraße durch das Dorf gefahren, in Richtung Warschau. Unsere Jungs auf dem Luftwaffenstützpunkt haben um zwanzig Uhr gestern Abend Alarm geschlagen, ungefähr fünf Stunden nachdem Marchant befreit wurde.«
»Fünf verdammte Stunden später? Was haben die gemacht? Ringelpiez im Waterboardingpool?«
»Sir, sie wurden von den Polen betäubt, gefesselt und geknebelt - das waren Soldaten von der GROM, der polnischen Eliteeinheit. Es ist nur

der hervorragenden Ausbildung unserer Leute zu verdanken, dass sie sich befreien konnten.«
»Ach, ja? Dann ist es wohl Ihrer hervorragenden Ausbildung zu verdanken, dass wir keine Ahnung haben, wo Marchant jetzt steckt.«
»Wir haben uns in die Verkehrsüberwachung der Polizei eingeklinkt«, sprang einer der anderen Beamten seinem Vorgesetzten bei. Sie arbeiteten hart für Carter und hatten keine Lust, mit anzusehen, wie er gedemütigt wurde.
»Bildschirm eins«, sagte Carter. Einen Augenblick später erschienen Schwarz-Weiß-Bilder von Autokolonnen, die sich langsam vorwärtswälzten.
»Stau«, meinte Spiro. »Wie auf der Route 28 nach einem Spiel der Red Sox.«
»Wenn der Transporter nach Warschau gefahren ist, muss er über die Straße Moskau-Berlin reingekommen sein«, meinte Carter und schaute über die Schulter seines jungen Kollegen auf den Computerbildschirm. Er mied den Blickkontakt mit Spiro, so gut es ging. Der Bildschirm war in drei Felder geteilt: das Bild vom Verkehr, ein Stadtplan und eine Auflistung der Kameras im ganzen Stadtgebiet. »Schalten Sie auf Kamera siebzehn«, sagte Carter. Der Beamte scrollte in der Liste nach unten.
Ein neues Bild, nicht so körnig wie das erste, erschien auf der Wand. Die Autoschlange, die aus der Stadt hinausfuhr, bewegte sich langsamer als die ankommenden Wagen.
»Wie lange braucht man von Stare Kiejkuty mit einem Lastwagen nach Warschau?«, fragte Spiro.
Carter stieß den jungen Beamten an, der erneut auf die Karte schaute und sie auszoomte, bis der gesamte Norden des Landes angezeigt wurde. Kurz darauf leuchtete eine Route zwischen dem Luftwaffenstützpunkt und Warschau rot auf.
»Zwei Stunden, fünfzehn Minuten«, las Carter vom Bildschirm ab.
»Können Sie uns ins Archiv der Verkehrsüberwachung bringen?«, wollte Spiro wissen.
»Das wird eine Weile dauern.«
»Ich will den Zeitraum zwischen achtzehn und einundzwanzig Uhr. Wollen wir doch mal sehen, ob der Transporter gestern Abend in der

Stadt aufgetaucht ist. Außerdem brauchen wir Passagierlisten von den Flughäfen in Warschau, Krakau und Danzig. Und den Namen jedes Briten, der auch nur daran denkt, Polen mit dem Flugzeug zu verlassen; alle Daten werden zur Überprüfung nach Langley geschickt. Wie viele Leute haben wir am Flughafen?«
»Zwei Einheiten. Wir haben Verstärkung aus Berlin kommen lassen.«
»Marchant darf dieses lausige Land nicht verlassen, ist das klar?«

21



Marchant lag auf dem Bett und schaute zu, wie Monika sich auszog und neben ihm unter die Decke schlüpfte. Sie schien sich nackt pudelwohl zu fühlen. Vor einigen Stunden hatte sie angeboten, sein Ticket zu ihrer Freundin zu bringen, die den Flug auf den nächsten Tag umbuchen konnte. Er hatte ausgesprochen gern zugestimmt und überraschend fest geschlafen, während sie unterwegs war. Je weniger Zeit er auf Warschaus Straßen verbrachte, desto besser, und die Flughäfen wurden mit Sicherheit überwacht. Den Abflug zu verschieben, verschaffte ihm ein wenig Zeit. Inzwischen war der Alarm wahrscheinlich losgegangen, und Prentice hatte klargestellt, dass er vom MI6 keine weitere Unterstützung zu erwarten hatte.
Monika zeigte sich hilfsbereit, aber Marchant war nicht sicher, ob sie das ohne Hintergedanken tat, insbesondere, als sie verkündete, ihn zum Flughafen zu begleiten.
»Indien ruft dich, das sehe ich«, meinte sie. »Aber zuerst …«
Sie legte ein Bein über seins, doch gerade als sie Marchant küssen wollte, hielt er inne, da ihm zum ersten Mal sein Rucksack in der Ecke des Zimmers auffiel.
»Stimmt etwas nicht?«, fragte sie.
»Hast du den Rucksack mitgebracht?«, fragte er und stützte sich auf einen Ellbogen hoch.
»Ja, sicher. Du bleibst doch hier, schon vergessen?«
»Hat dich jemand damit gesehen?«
»Nein, warum? Gibt es ein Problem?«

Er antwortete nicht darauf und ließ sich auf das Bett zurücksinken. Bislang hatte er es vermieden, irgendetwas zu erzählen, was ihr Misstrauen wecken könnte, und hatte sich so streng wie möglich an seine Tarnung gehalten: Er zog durch Europa und hatte im Oki Doki eingecheckt, ehe es weiter nach Indien ging, war dabei jedoch dem Charme der wunderschönen Rezeptionistin erlegen. Alles David Marlowes Lebenswandel entsprechend. Aber bald würde er ihr mehr offenbaren müssen: Die Fahrt zum Flughafen musste äußerst diskret stattfinden. Er entschied sich, es mit der Wahrheit zu versuchen oder jedenfalls mit einem Teil der Wahrheit.
»Die Amerikaner suchen nach mir«, fing er an, nahm eine Schachtel Zigaretten von ihrem Nachttisch und zündete sich eine an. Er hatte vergessen, wie es sich anfühlte, wenn man sich auf eine Lüge einließ; dieser exquisite Moment, in dem man aus dem normalen Leben in die Schatten der Täuschung tritt, wo plötzlich alles möglich erscheint. Für einen Augenblick war er von dem Nervenkitzel berauscht.
»Warum?« Sie wirkte überrascht, stützte das Kinn auf beide Hände und hörte zu.
»Ich brauchte Dollars für Indien, und die neue Bank an der US-Botschaft hat den besten Kurs angeboten, deshalb bin ich dorthin gegangen. Aber die wollten mich nicht reinlassen, ohne meinen Rucksack zu durchsuchen.« Er hielt inne, ging seine Optionen durch und fragte sich, in welche Richtung sich die Geschichte weiterentwickeln würde. »Dann gab es Streit.«
»Du hättest den Rucksack doch irgendwo einschließen können, zum Beispiel am Bahnhof. Das läuft doch überall so.«
»Ich weiß. Aber ich war gerade erst in Warschau angekommen. Okay, ich hatte was geraucht. Ich wollte keinen Ärger.«
»Und du hast dich nur ein bisschen mit denen gestritten?«, fragte Monika, hielt sich eine Hand vor den Mund und unterdrückte ihr Lachen.
»Was ist daran so lustig?«, fragte er.
»Nichts. Ich kann mir nur nicht vorstellen, wie du wütend wirst. Bist du richtig böse geworden? Und ausgeflippt?«
Sie kokettierte, und wieder fragte er sich, ob sie ein Spiel mit ihm trieb.
»Es gab ein kleines Gerangel. Die haben die Polizei gerufen, doch die Bullen hat es nicht gekümmert.«

»Aber die Amerikaner?«
»Vielleicht bin ich ja schon paranoid. Ich hatte nur diesen Rucksack bei mir, das ist alles. Ich wollte ihn nicht aufmachen, und da haben die ständig gefragt, was drin ist.«
»Niemand hat mich gesehen, Mr. Wüterich. Und jetzt bist du bei mir. Ich habe dich ausgecheckt.« Er starrte sie durch den Rauch an. »Aus dem Hostel«, fügte sie hinzu und küsste ihn.

22



Jago, den wuschelköpfigen Sechsjährigen, hatte Leila schon einmal getroffen, doch im London Eye war sie zum ersten Mal. Fielding hatte ihr zuvor eine E-Mail mit den ungewöhnlichen Daten für Ort und Zeit geschickt und ihr erklärt, dass er ein Patenkind mitbringen würde. Jeder beim MI6 wusste, dass der Vikar eine große Anzahl von Patenkindern hatte (bei der letzten Zählung war man auf vierzehn gekommen). Weniger bekannt war, wie er die Zeit fand, sie alle zu besuchen. Sie hatten wirklich Glück, dachte sie, als Fielding sie an der Schlange vorbei zu einer leeren Gondel des großen Riesenrads führte, das am Südufer der Themse stand. Er scheuchte Leila und Jago vor sich her und nickte dem Angestellten zu, als die Türen sich schlossen. Offensichtlich war Fielding nicht zum ersten Mal hier.

Während Jago an dem metallenen Handlauf turnte und vollkommen angstfrei auf die Themse hinunterblickte, sah Leila London aus einer ganz neuen Perspektive. Beinahe unmerklich stiegen sie in den Nachthimmel auf, und um sie herum enthüllten die Gebäude Teile, die man von unten nur selten zu sehen bekam. Oberlichter, Fensterputzkräne, geschwungene Kuppeln.

»Wir versuchen immer, es zum Sonnenuntergang zu schaffen«, sagte Fielding und blickte nach Westen, wo die hohen Wolken rot leuchteten. »Nicht wahr, Jago?«

Aber Jago war zu sehr mit einem Passagierschiff beschäftigt, das den Fluss hinauffuhr und Kielwasser wie verstreutes Salz hinter sich herzog.

»Er ist richtig gewachsen, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe«,

meinte Leila und bezweifelte, ob es eine gute Idee gewesen war, dass Fielding sein Patenkind zu diesem Gespräch mitgebracht hatte.
»Ja, ständig werden sie größer«, sagte er und schaute weiterhin nach Westen. »Tut mir leid, dass wir uns hier oben treffen müssen.«
»Ist doch schön. Ich war noch nie hier.«
»In Legoland ist es im Augenblick nicht sicher genug.«
»Nein?«
Sie nahm an, er meinte den MI5, aber Fielding ging nicht ins Detail.
»Halten Sie sich von den Türen fern, dann sind diese Gondeln so gut wie undurchdringlich«, fuhr er fort. »Zumindest oben. Gebogenes Glas, sehen Sie. Manchmal denke ich, im London Eye sind mehr Geheimdienstler unterwegs als Touristen. Es hat sich herumgesprochen.«
»Onkel Marcus?«, fragte Jago und wartete die Antwort nicht ab. »Sind wir schneller als eine Uhr?«
»Eine Uhr? Ja, schneller als der lange Zeiger, aber langsamer als der Sekundenzeiger.«
»Wie spät sind wir dann jetzt?«
»Wie spät?«, wiederholte Fielding. Deshalb nahm er so gern Patenschaften an: Die Gedankensprünge von Kindern hielten sein Gehirn fit. »Fast zwölf Uhr«, sagte er und zwinkerte Leila zu. »Wenn wir oben sind, ist es genau Mitternacht.«
»Und auf dem Weg nach unten verwandeln wir uns alle in Kürbisse?«
»Ja, alle.«
»Hassan war in vielerlei Hinsicht eine Enttäuschung«, sagte Leila und vergewisserte sich, dass Jago wieder beschäftigt war. Der Junge wirkte nachdenklich und schien über seine bevorstehende Verwandlung zu grübeln.
»Tatsächlich?«
»Ich glaube, er war einfach einsam.«
»Haben Sie …?«
»Ihn ausgequetscht? Ja.«
»Und?«
»Als ich ein bisschen … kräftiger gequetscht habe, hat er die Russen erwähnt und gesagt, ihnen hätte die instabile Situation im letzten Jahr mit dem angeschlagenen Service gefallen.«
»Da bin ich sicher. Die Russen stecken nicht dahinter.«

»Nein.« Sie zögerte und hockte sich neben Jago. Sie hatte vergessen, wie brüsk Fielding Dinge abtun konnte.
»Was ist das?«, fragte der Junge und zeigte fast direkt nach unten.
»Das nennt man ein Karussell«, erklärte sie und betrachtete die kreisförmige bunte Scheibe unter ihnen. Sie hatten inzwischen fast den höchsten Punkt erreicht. Kurz vor Mitternacht. »Pferde und Musik und …«
»Oh, ja, wir haben es unten gesehen«, sagte er und blickte nun über den Fluss hinüber zum Big Ben.
»Es gibt da etwas, über das ich mit Ihnen reden muss«, sagte Leila. Sie erhob sich und ging zu Fielding, der flussaufwärts schaute.
»Fangen Sie an.«
»Ich brauche eine Auszeit. Von England, von allem, was hier passiert ist.«
»So weit es mich betrifft, können Sie sich so viel Zeit nehmen, wie Sie wollen. Reisen Sie ein bisschen herum, sehen Sie sich die Welt als Touristin an. Ich dachte, die Personalabteilung hätte mit Ihnen darüber gesprochen?«
»Ich möchte keinen Urlaub. Nein, ich brauche Beschäftigung. Nur eben nicht hier.«
»Wann ist Ihr nächster Auslandseinsatz fällig? Nächstes Jahr?«
»Im Juli.«
»Das könnte ich sicherlich ein wenig vorziehen.«
»Ich habe an etwas anderes gedacht. An das Austauschprogramm der CIA. Die haben gerade wieder eine Stelle ausgeschrieben.«
Er sah sie einen Moment an und betrachtete ihr Gesicht. Sie war eine umwerfende Schönheit, besonders jetzt im sanften Licht der untergehenden Sonne. »Wollen Sie das wirklich? Das überrascht mich. Langley ist kein Spaziergang, das wissen Sie.«
»Es ist nicht in Amerika. Es ist eine dreimonatige Tour auf dem Subkontinent. Indien, Pakistan, Sri Lanka. Ich würde in der Dienststelle in Delhi anfangen.«
Ein Gedanke schoss Fielding durch den Kopf, so flüchtig und vergänglich wie einer von Jagos sprunghaften Einfällen; doch er hinterließ eine Spur, die viel länger verweilte, als er es sich gewünscht hätte.

23



Spiro betrachtete nochmals das körnige Bild des dunkelblauen Militär-Zweitonners, der im dichten Verkehr am Nordrand von Warschau stand. »GROM. Polnische Spezialeinheit. Wann wurde das aufgenommen?«, fragte er und zog kräftig an seiner Zigarette. »Zwanzig Uhr dreißig«, sagte Carter.
Im Raum war es still geworden, denn alle starrten auf den Wagen.
»Holen Sie ihn näher ran«, sagte Spiro und ging zur Wand, während das Bild größer und verschwommener wurde. »Diesen Teil hier, die Windschutzscheibe.«
Die Windschutzscheibe des Wagens wurde von einer blinkenden Pünktchenlinie eingekreist und dehnte sich dann auf die ganze Wand aus. Auf der vom Betrachter rechten Seite konnte man deutlich den Fahrer erkennen, auf dem Beifahrersitz war nur ein Schemen sichtbar. Zwischen ihnen befand sich eine dritte Person im Profil, und genau die interessierte Spiro.
»Können wir da noch was rausholen?«, fragte er.
Die Atmosphäre wurde angespannter. Carter und sein Team wechselten Blicke und begriffen, Spiro wollte sie vorführen. Sie hatten sich die ganze Zeit damit beschäftigt, wohin der Wagen als Nächstes gefahren war, und darauf konzentriert, ob er auf der Aufnahme einer der anderen unzuverlässigen Kameras in der Stadt zu finden war.
Wenige Augenblicke später war das Bild so weit aufgearbeitet, dass es die verschwommenen Züge einer bekannten Person enthüllte. Spiro wandte sich den Männern zu, und sein Gesicht wurde von der Projektion

mit scheckigem Licht beleuchtet. »Hugo Prentice, Angehöriger des Secret Service seiner Majestät, Dienststelle Warschau. Seine Mutter hat ihn bestimmt geliebt. Langley würde ihn am liebsten rösten.«

Hugo Prentice schlenderte durch den Koło-Basar und hatte mindestens ein Team Verfolger bemerkt, das ihm auf den Fersen war. Bislang hatte er drei Agenten gezählt und entdeckte nun einen vierten in dem antiken Spiegel auf dem Stand vor sich. Sie hatten sich an ihn gehängt, als er die Botschaft nach dem Mittagessen im Wagen verlassen hatte, und sie folgten ihm in sicherem Abstand. Ihm war klar, was ihre Anwesenheit zu bedeuten hatte: Sie hatten sein Bild auf den Aufnahmen der Verkehrsüberwachungskameras entdeckt. Auf der Fahrt von Stare Kiejkuty hatte er sich in dem GROM-Fahrzeug an fast jeder Ampel nach vorn gebeugt, weil er hoffte, wenigstens eine dieser uralten Polizeikameras würde funktionieren.
Er ging bis zum Ende des Flohmarkts und schaute sich immer wieder etwas an, was ihm ins Auge fiel: russische Samowars, eiserne Kreuze, alte Ledersofas. Es war wichtig, dass seine Verfolger davon überzeugt waren, nicht von ihm bemerkt worden zu sein. Wenn er seinen Zug machte, musste er es mit der Zielstrebigkeit eines Führungsoffiziers tun, der die üblichen Vorsichtsmaßnahmen für ein Treffen mit einem Agenten ergreift, und durfte nicht den Eindruck erwecken, aus Angst vor Überwachung davonzurennen.

Spiro war aufgeregt. Auf dem Hauptbildschirm beobachtete er, wie Prentice sich in den abgehackten Bildern der Überwachungskameras im Stadtzentrum über den Flohmarkt voranbewegte.
»Er vergewissert sich, dass er nicht beobachtet wird«, sagte er.
»Moskauer Regeln, britischer Stil. Der Kerl gehört ins Museum.«
Spiro wusste, was Prentice vorhatte. Marchant war zu heiß, um ihn in der britischen Botschaft unterzubringen - dort musste man jede Verbindung zu ihm leugnen -, und deshalb hatten sie ihm ein Versteck in der Stadt besorgt. Prentice war jetzt unterwegs, um sich mit ihm zu treffen. Spiro hatte alte Freunde beim WSI um Unterstützung gebeten, doch er war

nicht sicher, ob sie ihm nach dem Fiasko in Stare Kiejkuty überhaupt noch von Nutzen sein konnten.
»Auf die Straßenbahn aufpassen, Einheit drei«, sagte er, als Prentice seine Schritte beschleunigte.

Prentice erreichte die Haltestelle gleichzeitig mit einer Bahn der Linie 12. Er stieg ein und blickte beiläufig auf die Uhr. In der Bahn drängten sich Pendler, und es gab keine freien Sitzplätze, doch er hatte es nicht weit. An der nächsten Haltestelle würde er aussteigen, durch eine nahegelegene Unterführung gehen und diese durch Ausgang vier, einen von sechs möglichen, wieder verlassen. Oben war eine Einbahnstraße, der er entgegen der Fahrtrichtung folgen würde - die falsche Richtung für jedes Fahrzeug, das der Straßenbahn möglicherweise gefolgt war.

»Irgendwer sollte ihm folgen«, sagte Spiro, als Prentice in der Unterführung verschwand. »Er ist im toten Winkel.«
»Einheit vier?«, sagte der Mitarbeiter am Computer.
»Der Straßenmusiker spielt unser Lied«, sagte eine entspannte Stimme über Funk.
Das Bild eines Gitarristen, der auf dem Boden der Unterführung saß, erschien auf dem Bildschirm. Carter gestattete sich ein nervöses Lächeln und war zufrieden, weil seine Männer vor Spiros Augen eine gute Show abzogen. Spiro hingegen war wenig beeindruckt.
»Da stimmt doch was nicht«, sagte er. »Das ist alles zu vorhersagbar, selbst für einen Briten.«
»Ausgang vier«, sagte der Mitarbeiter.
Spiro beobachtete Prentice, der zur Straße hinaufschlenderte.
»Wir haben ein Problem. Da geht es nur in eine Richtung.«
»Das ist schon besser«, sagte Spiro. »Der alte Veteran wärmt sich auf.«

Prentice wurde langsamer, schaute sich die Auslage eines Schuhgeschäfts an und behielt gleichzeitig die Straßenbahnen im Auge. Eine 23 kam auf die Haltestelle zu, war aber noch fünfzig Meter entfernt.

Wenn er jetzt schnell ging, würde er sie gerade rechtzeitig erreichen. Aber er wollte, dass sein Verfolger die Bahn ebenfalls erwischte, und der packte in der Unterführung immer noch seine Gitarre ein.
Die Ampel sprang auf Rot um und stoppte den Verkehr lange genug, damit Prentice gemütlich zur Haltestelle schlendern konnte. Er brauchte sich nicht zu vergewissern, ob der Straßenmusiker hinter ihm war. Prentice stieg vorn in die Straßenbahn ein und ging auf der Suche nach einem Sitzplatz durch den Waggon. Der Straßenmusikant war gut, dachte Prentice. Er schaute nicht einmal auf, um zu sehen, wohin sein Zielobjekt sich gesetzt hatte, was darauf schließen ließ, dass er über Funk mit den anderen verbunden war. In wenigen Sekunden würde er Bescheid wissen. Gerade als die Türen vorn und hinten begannen, sich zu schließen, schlüpfte Prentice wieder hinaus auf die Straße, und zwar genau in dem Augenblick, als der Straßenmusikant ein Ticket in der Hand hatte.
Die Türen waren geschlossen, und der Musikant blieb in der Bahn.

»Lehrbuch«, sagte Spiro.
»Einheit drei nähert sich«, murmelte Carter und beobachtete den Bildschirm.
»Erinnert mich an meine erste Überwachung in London«, sagte Spiro. »Der Russe saß vorn im letzten Wagen einer U-Bahn. Als der Zug Charing Cross, Northern Line, erreichte, stieg der Russe aus, kurz bevor sich die Bahn wieder in Bewegung setzte. Ich wollte ihm folgen, aber in Charing Cross öffnen sich die hinteren Türen nicht. Wahrscheinlich war ich der einzige Spion in London, der das nicht wusste. Ich könnte schwören, der Kerl hat gewinkt, als der Zug an ihm vorbeifuhr.«
»Sir, Ziel ist wieder in Bewegung«, sagte einer der jüngeren Agenten. »Steigt in die 24 ein, Richtung stadtauswärts.«
»Bleiben Sie an ihm dran«, erwiderte Carter. »Diese Jungs nehmen sich manchmal den ganzen Tag Zeit, um Verfolger abzuhängen.«

Prentice war tatsächlich dafür bekannt, einmal vierundzwanzig Stunden mit der Abschüttlung von Verfolgern verbracht zu haben, doch heute

konnte er sich diesen Luxus nicht leisten. Stattdessen nahm er die Straßenbahn zum Hauptbahnhof, stieg an der Ecke Jerozolimskie und Jana Pawla II aus. Die nächsten zehn Minuten waren entscheidend. Er ging am Bahnhofseingang vorbei und weiter in Richtung Złote Tarasy, dem neuesten einer ganzen Reihe von Einkaufszentren, die in den letzten Jahren in der Hauptstadt aus dem Boden geschossen waren. Prentice wusste, wie gern die Warschauer shoppen gingen, aber selbst ihn überraschten der Luxus und die vielen vertrauten westlichen Markennamen. Er hätte genauso gut in der Bluewater Mall bei London sein können.

Er ging auf die Rolltreppe zu, die ihn ins Untergeschoss brachte. Unten bewegte er sich zielstrebig zur nächsten Rolltreppe, mit der er wieder nach oben fuhr, und beobachtete die erste, die er gerade noch benutzt hatte. Die Amerikaner würden darauf nicht hereinfallen, aber man musste schließlich den Schein wahren. Die Beobachter der CIA hatten sich nie die Mühe gemacht, die Maßnahmen zu studieren, mit denen man beim MI6 unerwünschte Verfolger abhängte, und es bereitete ihm großen Spaß, ihre Erwartungen klein zu halten.

Nachdem er auf die Uhr gesehen hatte, ging er in ein Café im Erdgeschoss, bestellte einen schwarzen Kaffee, setzte sich an einen kleinen Ecktisch und blätterte in der *International Herald Tribune*, die er sich vom Tresen mitgenommen hatte. Der Tisch lag ein wenig abseits, und der Platz ihm gegenüber war frei.

Einige Minuten beschäftigte er sich mit der Zeitungslektüre und konzentrierte sich dabei wirklich auf die Artikel, anstatt nur so zu tun, als würde er sie lesen. Seine eigenen Agenten ermahnte er stets, dass die wirklich guten Überwachungsspezialisten darin ausgebildet waren, Augenbewegungen zu erkennen. Das Vibrieren seines Handys unterbrach ihn in einem Artikel über belgische Bierpreise. Prentice griff in die Jackentasche und las die Nachricht.

»Jetzt geht’s los«, sagte Spiro. »An alle Einheiten, ich will, dass Daniel Marchant zu mir gebracht wird, sobald er auftaucht. Und zwar lebendig.«

24



Keine zehn Kilometer südwestlich des Einkaufszentrums saß Daniel Marchant ebenfalls vor einem schwarzen Kaffee. Monika trank Pfefferminztee aus einem hohen Glas und trug einen verwaschenen *Salwar Kamiz*, ein für den Subkontinent typisches Gewand. Einen großen Rucksack mit vielen Aufklebern hatte sie neben sich abgestellt. Der Abflugbereich von Terminal eins des Frédéric-Chopin-Flughafens war überfüllt, und sie hatten Glück gehabt, den Platz in diesem Café zu bekommen. Monika schien hier alle zu kennen, und nach einem kurzen Schwätzchen hatte einer der Baristas das Reservierungsschild von dem Ecktisch genommen.
Falls Marchant einen Platz gesucht hätte, von dem aus er möglichst unbemerkt die gesamte Abflughalle überblicken konnte, so wäre dieser Tisch vermutlich seine erste Wahl gewesen. Mit dem Rücken saßen sie zu einer Wand, sodass sich von hinten niemand unbemerkt an sie heranschleichen konnte, der Sitzbereich war etwas erhöht, und gleich neben ihnen befand sich der Ausgang zur Straße. Wer die Abflughalle betrat, musste an ihnen vorbei und war leicht zu beobachten.
Genau deswegen fühlte er sich zu Monika hingezogen, denn es bestätigte, was er längst vermutet hatte: Sie war ebenfalls eine Geheimagentin und gehörte höchstwahrscheinlich zur AW. Die diskret verschickte SMS, als sie den Tisch verlassen hatte, um Zucker zu holen, hatte den Eindruck verstärkt, aber es war ihm bereits in ihrer Wohnung aufgefallen: sein Rucksack, den sie aus dem Hostel geholt hatte; seine extreme Schläfrigkeit; ihre Bemühungen, ihn im Haus zu halten; das

Umbuchen seines Fluges. Und schließlich hatte sie verkündet, dass sie noch ein Ticket für den gleichen Flug erwischt hätte und ihn nach Indien begleiten würde.
Er wusste, so weit würde es nicht kommen, doch das konnte er ihr nicht offen sagen, denn es könnte ihre Einsatztarnung gefährden: Unter Umständen hatten die Amerikaner sie bereits seit Tagen unter Beobachtung. Ein wenig wünschte er sich sogar, sie würde ihn tatsächlich begleiten. Es schmeichelte ihm, dass sie ihm zutraute, das Spiel zu beherrschen, und er bewunderte sie für ihre Einsatzbereitschaft: Seit seinem Reisejahr hatte er nicht mehr so guten Sex gehabt.
Also blieb er David Marlowe, und sie blieb Monika, und sie unterhielten sich darüber, wie sehr sie die kleinen menschlichen Tragödien bei Ankunft und Abflug beeindruckten und ob es auf indischen Flughäfen andere sein würden.
»Die Schlange am Check-in ist kurz. Wir sollten jetzt gehen«, sagte sie und legte die Hand auf seine.
»Okay«, erwiderte Marchant, blickte hinüber zu den Schaltern und suchte kurz die Halle ab, aber inzwischen war er sicher, dass sein Abflug von Polen nach Indien mit Zwischenlandung in der Golfregion in den sicheren Händen der AW lag.
»Stimmt etwas nicht?«, fragte sie.
»Alles in Ordnung.« Er zögerte. »Ist leider das Ende meiner europäischen Abenteuer. Ich habe Polen richtig lieb gewonnen.«
»Echt?«, fragte sie. »Selbst nach deinem Erlebnis mit den Amerikanern?«
Einen Moment lang fielen die Masken von ihnen ab. Während er sie anblickte, fragte er sich, wie sie wohl in Wirklichkeit hieß und ob sie einen Freund hatte. Und ob sie sich im Bett anders verhielt, wenn sie nicht ihre Rolle spielte.
»Ist doch erstaunlich, wie schnell solche Dinge von einem abperlen«, sagte er und dachte an Stare Kiejkuty. »Wie Wasser von den Federn einer Ente.«

Spiro schaute auf dem großen Bildschirm zu, wie Prentice seine Zeitung las, und fragte sich, aus welcher Richtung Marchant kommen würde. In

gewisser Weise beneidete er Prentice um seinen Ruf als Außenseiter; er selbst hätte niemals die Dreistigkeit besessen, sich Befehlen zu widersetzen und eigene Ziele zu verfolgen, so wie Prentice es bei vielen Gelegenheiten in den vergangenen Jahren getan hatte. Die CIA schränkte die Freiheiten der Agenten immer stärker ein. Die glorreichen Tage in Afghanistan waren vorbei, als er und andere mit Koffern voller Hundertdollarscheine nach Kabul reisten und den Krieg gegen den Terror gewinnen sollten. Jetzt musste alles mit Belegen der Buchhaltung vorgelegt werden, und zwar so penibel, wie es vor zehn Jahren noch undenkbar gewesen wäre. Hatte Prentice seine Anweisungen aus London vorsätzlich missachtet, fragte sich Spiro, oder hatte London gelernt, ihm keine allzu genauen Befehle zu erteilen, weil man inzwischen wusste, dass er sich nicht daran halten würde?

So oder so, Prentice hatte die besseren Karten, und deshalb ärgerte Spiro sich nur noch mehr über das, was jetzt passierte. Prentice faltete seine Zeitung zusammen, sah auf die Uhr und trank den letzten Schluck Kaffee.

»Das könnte es sein«, sagte Spiro unbestimmt in den Raum, und Carter konzentrierte sich noch stärker auf die Leiste mit den Übertragungen vor sich.

Der gesamte Raum beobachtete, wie Prentice ein Handy aus der Jackentasche holte und eine Nummer wählte.

»Haben wir davon eine Aufnahme?«, fragte Spiro.

Auf dem Hauptbildschirm erschien eine Nahaufnahme von Prentice und seinem Handy. Die Bilder wurden in Zeitlupe wiederholt. Carter nannte die Ziffern, während Prentice' Finger von einer Taste zur anderen wanderten. Dann jedoch verstummte er, als der Klingelton von Spiros Telefon durch den Raum hallte.

25



Prentice schickte die SMS ab, die er schon vorher verfasst hatte, während er die Hand mit dem Handy noch in der Tasche ließ, aber weder Spiro noch Carter oder jemand von ihrem Team kam auf die Idee, er könne etwas anderes vorhaben als einen Anruf. Die einzige Person, die darüber Bescheid wusste, war Monika, deren Handy in ihrer Gesäßtasche brummte, während sie zu dem Check-in-Schalter für ihren Flug nach Dubai gingen.
Spiro nahm das Gespräch nicht sofort an, sondern ließ das Telefon fünfmal klingeln, bis sein Gehirn das Rufsignal mit dem Mann auf dem Bildschirm in Verbindung brachte.
»Prentice. Was für eine Freude«, sagte er schließlich und vermied es, irgendwen im Raum anzusehen, obwohl alle Anwesenden jedem Wort aufmerksam lauschten. Prentice hatte ihn schon einmal gedemütigt, vor einigen Jahren in Prag, und er wusste, jetzt würde er es wieder tun.
Prentice schaute sich im Einkaufszentrum um, als würde er nach Spiro suchen.
»Ich kann Ihnen einen Deal anbieten«, sagte Prentice, und obwohl er wusste, dass er gefilmt wurde, ließ er sich davon nichts anmerken. Er hatte alle Überwachungskameras gesehen und war versucht, wie ein Nachrichtensprecher in die zu blicken, die ihm am nächsten war, doch er wollte nicht den Eindruck erwecken, er habe die Kontrolle über die Situation. Noch nicht.
»Und ich habe gedacht, wir wären auf der gleichen Seite«, erwiderte Spiro.

»Es ist ein guter Deal.« Prentice zögerte und blickte sich erneut im Café um.
Spiro deckte sein Telefon ab und fragte knapp: »Alle Einheiten einsatzbereit?«
»Sie können mit Marchant reden, aber ich will dabei sein«, sagte Prentice.
»Er stellt erwiesenermaßen eine Bedrohung für Amerika dar«, entgegnete Spiro.
»Wer tut das heutzutage nicht?«
»Es war vereinbart, dass wir mit ihm reden können.«
»Ich weiß. Und das können Sie auch. Nur ohne den Wassersport. Ihr neuer Präsident hat Folter verboten, schon vergessen?«
»Wo ist er?«
»Ich bin in einem Café im Erdgeschoss von Złote Tarasy.« Prentice wusste, er brauchte es Spiro nicht zu sagen, aber sein alter Rivale sollte sich ein bisschen als Herr der Lage fühlen. »Wenn Marchant sieht, dass wir allein sind - und versuchen Sie nicht, ihn reinzulegen, er ist gut -, schaut er vorbei und trinkt einen Latte mit uns.«

Marchant und Monika reichten ihre Pässe über den Tresen der Airline. Das Glück der Iren, dachte er, als die Check-in-Dame seinen grünen Pass nahm, um ihn genauer zu betrachten. Er nahm an, Monikas polnischer Pass war bereits kontrolliert. Wie weit würde sie mit ihrem Spiel gehen? Bis zum Flugzeug?
Er war nicht sicher, ob sie allein agierte oder Verstärkung hatte. Bislang war ihm niemand aufgefallen, der möglicherweise zur AW gehörte, doch sie beide taxierten nun verstohlen den Mann, der einen Gepäckwagen an ihnen vorbeischob, während sie eingecheckt wurden. Weder sie noch er reagierten, als er einen Moment länger in ihre Richtung schaute, als es für einen Fremden üblich gewesen wäre, oder als er nach seinem Handy griff, kurz telefonierte und Marchant noch einmal ansah, ehe er sich rasch in Richtung Hauptausgang entfernte.

Carter betrachtete eingehend das Bild von Marchant und Monika auf

seinem Bildschirm. Die zwei standen am Check-in-Schalter und warteten auf die Rückgabe ihrer Pässe. Irgendetwas daran beunruhigte ihn: Die helle Haut am Haaransatz des Mannes ließ darauf schließen, dass er sich den Kopf erst kürzlich rasiert hatte; außerdem die Kombination von einem irischen und einem polnischen Pass.
»Sir, ich denke, Sie sollten sich das hier kurz anschauen«, sagte er und wandte sich Spiro zu.
»Sind die Einheiten vom Flughafen unterwegs zum Einkaufszentrum?«, fragte Spiro und ging nicht auf seine Bitte ein.
»Sie sind auf dem Weg, Sir, aber ich denke, Sie sollten …«
»Alle Stockwerke, jeder Eingang. Marchant soll in einem unserer Wagen sitzen, ehe er den Kaffee von Prentice auch nur gerochen hat«, befahl Spiro.
Während Spiro seinen Mantel nahm und den Raum verließ, zögerte Carter und sah noch einmal auf die Live-übertragung vom Flughafen. Marchant und Monika gingen in Richtung Passkontrolle aus dem Bild. Dann klingelte sein Telefon.

Ein Agent lässt seine Tarnung niemals fallen, jedenfalls nicht, bevor die Mission beendet ist, aber Marchant hoffte, Monika würde eine Ausnahme machen. Ihr Flug war aufgerufen worden, und sie standen in der Schlange am Gate. Noch war er nicht in Indien, aber die gefährliche Abflughalle hatten sie hinter sich, und die Amerikaner konnten ihm jetzt nur noch wenig anhaben. Und weil sie sich ganz hinten angestellt hatte, wusste er, dass sie nicht mit ihm nach Indien fliegen würde. Dies waren ihre letzten gemeinsamen Minuten.
»Ich denke, wir können …«
»Pst«, sagte sie, legte einen Finger auf die Lippen und deutete auf die drei Abfertigungsbeamten. Es befanden sich noch etwa zwanzig Personen zwischen ihnen und dem Gate.
»Danke«, sagte er, nahm ihre Hand zärtlich von seinem Gesicht und hielt sie. »Ich werde nicht vergessen, wie schön es mit dir war.«
»Hier, nimm das«, sagte sie und holte einen Chromanhänger aus ihrer Tasche. Er war klein, glänzte silbern und hing an einem Band. Sie nahm ihn in beide Hände und hängte Marchant den Anhänger um den Hals.

»Das ist ein Om-Zeichen, der Urklang des Universums. Ohne kann man nicht mit dem Rucksack durch Indien ziehen.«
Marchant betrachtete den Anhänger, und sie beugte sich vor, küsste ihn auf die Lippen und umarmte ihn. Er wollte noch einmal ihren Mund schmecken, doch ehe er dazu kam, hielt sie seinen Kopf fest und brachte ihre Lippen dicht an sein Ohr.
»In Delhi lebt ein Mann namens Malhotra. Frag nach ihm, Colonel Kailash Malhotra, im Gymkhana Club. Er spielt dort jeden Mittwoch Bridge. Vielleicht erinnerst du dich an ihn; er hat deinen Vater gekannt. Und er weiß, wo du Salim Dhar finden kannst.«
Bevor er etwas erwidern konnte, löste sie sich von ihm, nickte der Leiterin der Abfertigung zu und verschwand. Zwei Minuten später in der Abflughalle schickte sie Prentice eine SMS, dass er seinen Kaffee austrinken und ebenfalls verschwinden könne.
Sie erkannte Carter nicht, als sie den Flughafen durch den Hauptausgang verließ, aber er bemerkte sie und griff nach seinem Handy. Fünftausend Kilometer entfernt in der Bruthitze von Delhi klingelte ein Telefon.

26



Daniel Marchant drückte die blaue Tür auf und war nicht sicher, was ihn dahinter erwarten würde. Am vorderen Tor hatte kein *Chowkidar*, der typische indische Wachmann, gestanden, und er wusste, das Haus war verlassen, doch aus irgendeinem Grunde hoffte er, dass Chandar, der Familienkoch, in seinem kleinen Häuschen auf dem *Charpoy* liegen und seinen Bagpiper-Whisky-Rausch ausschlafen würde. Der Gedanke war absurd. Er hatte Chandar vor zwanzig Jahren das letzte Mal gesehen. Stolz hatte der einsfünfundvierzig kleine Mann in seiner bauschigen weißen Tracht als Chefkoch des Hochkommissariats seine Vettern aus Nepal beaufsichtigt, die seinem Vater und seiner Mutter während des traurigen Abschiedsessens Chicken-Curry serviert hatten.
In dem kleinen Raum war es heiß, aber niemand war anwesend. Marchant hatte vergessen, welche Bruthitze im Mai in Delhi herrschte, oder vielleicht hatte er es als Achtjähriger gar nicht gespürt. Ein Kabel hing von der Decke, wo früher eine Glühbirne gewesen war. Davon abgesehen gab es keine Hinweise darauf, dass irgendwer, und schon gar nicht Chandar, hier jemals gelebt hatte.
Drei weitere Räume für das Personal waren ähnlich verwaist. Zusammen bildeten sie einen eigenen Trakt neben dem Haupthaus. Er versuchte, sich zu erinnern, wer hier gewohnt hatte: der *Mali*, der Gärtner, dachte er, oder vielleicht der lächelnde Bruder der *Ayah*, der den ganzen Tag in der Hitze an seiner Nähmaschine gesessen hatte. Chandars Zimmer war das einzige, das er und Sebastian je betreten hatten. Am Nachmittag, wenn sie eigentlich schlafen sollten, schlichen die beiden Zwillinge an

ihrer dösenden *Ayah* vorbei und halfen Chandar, die *Chapatis* auszurollen, die er sich als spätes Mittagessen zubereitete. Noch immer hörte Marchant das Zischen der blauen Flammen und fühlte die tröstliche Behaglichkeit der dünnen Fladenbrote, die wie warme Decken zusammengefaltet wurden. Manchmal war Chandars Frau aus Nepal gekommen und hatte mit ihm in dem kleinen Zimmer gewohnt. Doch dann waren die Besuche der Brüder nicht so schön: Sie schimpfte mit Chandar, weil er den Söhnen des Sahibs billiges Mehl zu essen gab, und sie zwickte ihnen zu kräftig in die Wangen.
Marchant ging hinüber zum Haupthaus und schaute durch ein Fenster hinein, das wie alle anderen im Erdgeschoss mit verzierten Metallstangen vergittert war. Er erinnerte sich an den kalten Marmorboden in der Halle, der so glatt und weitläufig war, dass Sebastian, er und Chandar dort Kricket spielen konnten. Allerdings hatte er damals noch geglänzt und war nicht so schwarz und schmutzig gewesen wie jetzt. Es ließ sich kaum abschätzen, wie lange das Haus schon leer stand. Dem Vorhängeschloss und der Kette an der Vordertür nach zu urteilen vermutlich schon seit Jahren.
Hinter ihm befand sich der Swimmingpool. Der Boden war mit Laubschichten nicht nur eines Herbstes bedeckt, die in dem wenige Zentimeter hohen, fauligen Wasser verrotteten. Die einst blauen und makellosen Kacheln waren gesprungen oder fehlten und schufen ein ganz eigenes Muster des Verfalls. Marchant bemühte sich, den Gedanken zu verdrängen, doch unwillkürlich sah er das Bild von Sebastian vor seinem inneren Auge, wie er vom Boden des Beckens zu ihm heraufstarrte.
Als er sich wieder dem Tor zuwandte, bemerkte er jemanden, der ihn beobachtete, eine Gestalt unter dem Niembaum auf der anderen Seite des Rasens, wo früher immer der Generator seinen schwarzen Rauch ausgespien hatte. Er ging über das braune ungepflegte Gras und kam gerade rechtzeitig bei den Bäumen an, um einen Jungen zu sehen, der über die Mauer kletterte und sich in den Nachbargarten fallen ließ.
»Hey, warte«, rief Marchant und kramte nach den richtigen Wörtern auf Hindi. *»Suno, Kya Chandar abhi bhi yahan rahta hai?«* Wohnt Chandar hier vielleicht noch?
Der Name Chandar schien Wirkung zu zeigen, selbst falls das Hindi

nicht ausgereicht hatte. Der schwarze Haarschopf des Jungen schob sich kurz darauf wieder über die Ziegelmauer.
»Chandar Bahadur?«, fragte er vorsichtig, immer noch halb hinter der Mauer versteckt.
»Tikke«, sagte Marchant und lächelte. Inzwischen war das Gesicht des Jungen vollständig aufgetaucht, und am Glitzern der Augen erkannte Marchant, dass er Chandars Sohn vor sich hatte.
Zehn Minuten später saß Marchant in der beengten Dienstbotenunterkunft des Nachbarhauses und aß *Chapatis* und *Dhal* mit Chandar, seiner Frau - die sich in seiner Gegenwart nicht setzte und den Kopf mit einem Tuch bedeckte - sowie ihrem einzigen Kind, Bhim. Chandars Haar war so kohlrabenschwarz wie damals, doch die Müdigkeit in seinen Augen verriet, dass zwanzig Jahre ins Land gezogen waren. Sein Englisch war immer noch grauenhaft (das Gleiche behauptete er auch von Marchants Hindi), aber die *Chapatis* schmeckten gut wie eh und je, und bald schwelgten sie in Erinnerungen über die Baby-Kobra, die Chandar im Komposthaufen gefangen hatte, über die Fahrradfahrten auf dem Lenker des uralten Hero-Drahtesels im Garten und über das Weihnachtsfest, als Chandar zu viel Bagpiper getrunken und vergessen hatte, den Truthahn zu braten.
Marchant fragte nach dem alten Haus seiner Familie nebenan, das einst zu den schönsten in Chattarpur gehört hatte, einem Dorf zwölf Kilometer südlich von Neu-Delhi. Seine Mutter hatte darauf bestanden, nicht auf dem Gelände des Hochkommissariats zu wohnen, weil die Luftverschmutzung in der Innenstadt so stark sei, obwohl das für seinen Vater täglich eine gefährliche Hin- und Rückfahrt in einem Hindustan Ambassador bedeutet hatte. Außerdem wusste er, dass es niemals zu dieser schicksalhaften Fahrt von Chanakyapuri gekommen wäre, wenn sie auf dem Botschaftsgelände gewohnt hätten, wie alle anderen auch. Laut Bhim, der die Worte seines Vaters in nahezu perfektes Englisch übersetzte, hatte das Haus nach dem Auszug der Marchants ein Jahr leer gestanden, bis der einzige Sohn des Besitzers nach dem IT-Studium aus Kalifornien zurückgekehrt und mit einem anderen Mann eingezogen war. Der Besitzer, ein Colonel im Ruhestand, hatte herausgefunden, dass sein verlorener Sohn schwul war, und ihn mitsamt Freund rausgeschmissen. Seitdem stand das Haus als Symbol der

Familienschande leer. Der Junge grinste, als er den letzten Teil der Erzählung übersetzte. Chandar war in Chattarpur von einer Stelle zur anderen gewechselt und hatte überall sein berühmtes Chicken-Curry gekocht, und jetzt arbeitete er für eine junge niederländische Familie, die zufällig gerade in das Haus nebenan gezogen war.
»Aber mein Vater sagt, er wird immer gern an die Zeit zurückdenken, als er für Marchant Sahib gearbeitet hat«, sagte Bhim. Das Gespräch stockte, während sich Marchant in dem winzigen Zimmer umschaute, dem Klappern des Wasserkühlers am Fenster lauschte und der Bollywood-Musik, die aus dem riesigen Radiorekorder in der Ecke dröhnte. »Lebt der Sir noch?«, fragte Chandar, und das Mitgefühl in seiner Stimme verriet, dass er die Antwort schon wusste.
»Nein, er lebt nicht mehr«, erwiderte Marchant. »Er ist vor zwei Monaten gestorben.«
Das brauchte Bhim nicht zu übersetzen. Chandar neigte für ein paar Augenblicke den Kopf und starrte auf den staubigen Betonboden, ehe er lebhaft auf seine Frau einsprach, die zum *Charpoy* hinüberging und einen Metallkoffer darunter hervorzog. Marchant beobachtete, wie sie den Deckel öffnete und im Inneren etwas suchte. Kurz darauf reichte sie Chandar einen handgeschriebenen Brief, den dieser einen Moment lang anschaute, als würde er ihn lesen, und dann an seinen Sohn weiterreichte.
»Mein Vater hat kürzlich einen Brief von Ramachandran Nair erhalten, dem Fahrer Ihres Vaters. Er hat auch hier gewohnt. Jetzt ist er nach Kerala, in seine Heimat, zurückgekehrt.«
Marchant erinnerte sich an den Namen des Fahrers - sie hatten ihn immer Raman genannt -, doch er konnte sich sein Gesicht nicht mehr vorstellen. Bhim begann, den Brief vorzulesen, wobei sein Vater unangemessen strenge Anweisungen brüllte, die Marchant das Wesen des Kochs plötzlich wieder ins Gedächtnis riefen. Seine Erinnerungen an Chandar waren verblasst, aber diese Gegensätze hatte er nicht vergessen: In Gegenwart seines Arbeitgebers und der Gäste war er der unterwürfige Koch, und im nächsten Moment schon scheuchte er alle Untergebenen in der Küche herum, denn dort war Chandar König.
»Ramachandran sagt, Ihr Vater habe ihn letztes Jahr während des Monsuns besucht«, sagte Bhim, die Augen auf den Brief gerichtet. Marchant spürte, wie sein Mund eine Spur trockener wurde. Plötzlich

gab es eine neue Verbindung zwischen diesem Ort, an dem er sich jetzt befand, und der Vergangenheit vor zwanzig Jahren, als würde der Anlasser des alten Lagondas seines Vaters anspringen.
»Sagt er, warum mein Vater hier war?«, fragte Marchant.
Es folgte eine kurze Pause, während Bhim las.
»Er sagt, er mache sich Sorgen. Marchant Sahib sehe sehr müde aus. Er hat nicht das Curry gegessen, das seine Frau zubereitet hat. ›Ich habe ihn gefragt, warum er nach Kerala gekommen ist‹« - Bhim übersetzte jetzt wörtlich - »›und er hat mir gesagt, es handele sich um eine Familienangelegenheit. ‹«
Marchant lächelte versonnen. Sein Vater hätte niemals verraten, was er vorhatte, auch seinem treuen alten Fahrer nicht. Das Wort »Familienangelegenheit« hatte er in seiner Kindheit oft gehört, ein Ausdruck, den die Generation seines Vaters benutzt hatte, wenn sie eigentlich Staatsgeheimnisse meinte.

27



»Es war eine Vorsichtsmaßnahme, mehr nicht, Marcus«, sagte Sir David Chadwick und beobachtete Fielding aufmerksam, während er ihnen beiden Gin einschenkte. »Sie hat niemals direkt für sie gearbeitet. Letztendlich war sie immer uns verpflichtet.«
Fielding schwieg und schaute durch die hohen Terrassentüren hinaus auf eine Gruppe Frauenstatuen im Garten. Es waren drei, deren große Umrisse erhellt wurden von Lampen, die in den verzierten Brunnen eingelassen waren. In Chislehurst schien es von nackten Gartenstatuen zu wimmeln, dachte Fielding, zumindest in dem Privatweg, an dem Chadwick wohnte. Statuen, Bodenschwellen und Gegensprechanlagen mit Kameras an den Hauseingängen. Selbst Fieldings Fahrer, der draußen im Dienstwagen wartete, hatte diese Protzerei überrascht.
»Die Amerikaner haben darauf bestanden«, unterbrach Chadwick die Stille. Fielding machte ihn nervös, wenn er in dieser Stimmung war und sich seine Schweigsamkeit kaum deuten ließ. »Unglücklicherweise waren wir nicht in der Position, es ihnen abzuschlagen. Sie wissen so gut wie ich, wie die Lage aussah. Es herrschte Aufruhr. Keine Spuren, was die Anschlagserie betraf, und der Chef des MI6 stand unter Verdacht.«
Fielding sagte noch immer nichts, drehte sich um und nahm seinen Drink. Er hatte um ein Treffen außerhalb von London gebeten, und Chadwick hatte es für die perfekte Lösung gehalten, ihn zum Abendessen zu sich nach Hause einzuladen, zumal seine Frau zu einer Chorprobe gegangen war. Die informelle Umgebung würde es ihnen erlauben, offen über die Zukunft des MI6 zu sprechen, wie der Dienst

sich nach den Schäden durch die Affäre um Stephen Marchant neu ordnen konnte, und natürlich darüber, was Fielding mit Daniel Marchant angestellt hatte. Hatte er außerdem mit der neuen Orangerie im edwardianischen Stil angeben wollen, die er im Garten hatte bauen lassen, nachdem er Vorsitzender des Joint Intelligence Committee geworden war? Vielleicht. Doch inzwischen bereute er es, denn Fielding hatte irgendwie von der Sache mit Leila erfahren.
»Ich brauche die Bestätigung, dass es nicht noch jemanden gibt«, sagte Fielding schließlich.
»Sie war die Einzige«, erwiderte Chadwick und gesellte sich zu ihm ans Fenster. »Und niemand war glücklich mit der Situation, Marcus.«
»Außer Spiro. Und Armstrong.«
»Wir mussten herausfinden, ob das Leck innerhalb der Familie bestand.«
»Aus diesem Grund habe ich Daniel Marchant suspendiert.«
»Und das war genau die richtige Entscheidung. Aber ich fürchte, es hat nicht genügt. Daniel ist ein bisschen aus dem Ruder gelaufen, als Stephen starb, und zeigte erste Anzeichen von Rebellion.«
»Er kannte die Regeln und wusste, wir würden ihn kaltstellen, falls er sich zu einem neuen Tomlinson entwickelt.«
»Die Amerikaner wollten größere Sicherheiten, was sich angesichts des Marathonanschlags als keine schlechte Entscheidung erwiesen hat.«
Fielding lachte trocken. »Das Attentat hat Daniel Marchant vereitelt.«
»Leila stellt die Angelegenheit in ihrem Bericht allerdings etwas mehrschichtiger dar.«
»Nicht in dem Bericht, den ich gelesen habe. Ohne Zweifel hat sie anderen erzählt, was sie hören wollten.«
»Haben Sie ihrer Versetzung für drei Monate zugestimmt?«
»Natürlich. Unter der Bedingung, dass sie niemals zurückkommt.«
»Übrigens, woher haben Sie es gewusst?«
»Woher weiß man in diesem Geschäft über etwas Bescheid? Man fügt die einzelnen Punkte zusammen, dreht die Dinge ins richtige Licht und versucht, mit ein bisschen Glück das Gesamtbild zu erkennen.« Er zögerte kurz. »Sie hat keinen ordentlichen Bericht über ein Treffen mit ihrem besten Kontaktmann aus der Golfregion vorgelegt. Ich wusste, der CX muss woanders hingegangen sein. Sie wusste, dass ich es wusste. Dann hat sie um ihre Versetzung gebeten.«

Chadwick erwiderte nichts und begegnete Fieldings Schweigen wortlos.
»Da ist noch etwas, was Sie wissen sollten«, sagte er schließlich. »Der MI5 hat einen Durchbruch bei der Untersuchung des Gürtels erzielt. Wie wir vermutet hatten, gab es die Möglichkeit, den Sprengsatz per Mobiltelefon zu zünden. Aber der Zünder war so konfiguriert, dass es nur über das TETRA-Netz funktioniert hätte.«
Jetzt, das spürte Chadwick, hatte er Fielding zum ersten Mal an diesem Abend überrascht. TETRA stand ausschließlich Notfalleinrichtungen und Geheimdiensten zur Verfügung. Terroristen hätten nur zu gern Zugang zu TETRA - weil es ihnen gestatten würde, Bomben explodieren zu lassen, selbst wenn die Mobilfunknetze abgeschaltet waren -, aber die Benutzung war strikt reglementiert (obwohl nicht strikt genug für Fieldings Geschmack).
»Und?«
Chadwick ging hinüber zu dem Mahagoni-Sideboard, auf dem ein brauner A4-Umschlag neben einem Silbertablett für die Drinks lag. Er holte ein Foto heraus, betrachtete es und ging zurück zu Fielding ans Fenster.
»Sehen Sie sich das mal an«, sagte er und reichte das Foto Fielding. Es war eine körnige Aufnahme vom London Marathon, ein Standbild aus der Kamera des BBC-Helikopters. In der Mitte sah man Daniel Marchant umringt von anderen Läufern, und er hielt ein Mobiltelefon in der rechten Hand. Das Gerät war mit gelbem Stift umkreist.
»Man kann die Stummelantenne erkennen«, sagte Chadwick. »Der MI5 ist sicher, es handelt sich um ein TETRA-Gerät. Ein Motorola.«
»Natürlich ist es eins«, sagte Fielding. »Wie hätten wir uns sonst mit ihm unterhalten sollen? Soweit ich weiß, hat er sich Leilas geliehen.«
»Offensichtlich nicht. Er hat sein altes mitgebracht, wie sie sagt. Das er eigentlich abgeben sollte, als er suspendiert wurde. Wir haben die Telefonaufzeichnungen in Thames House überprüft. Sie hat recht. Sie hat ihn unter seiner alten, verschlüsselten Nummer angerufen.«
Das machte Fielding stutzig. Er wusste, Marchants Suspendierung war nicht mit der Strenge durchgeführt worden, wie es die Regeln eigentlich erfordert hätten; und zwar zum Teil deswegen, weil Fielding selbst nicht willens gewesen war, einen seiner besten Agenten aus dem Rennen zu nehmen; aber ein nicht zurückgegebenes Diensttelefon, vor allem ein

verschlüsseltes, wäre auch bei der nachlässigsten Sicherheitsprüfung beim MI6 nicht durchgegangen. Er musste dazu eigene Nachforschungen anstellen.
»Ist Ihnen eigentlich je der Gedanke gekommen, dass jemand Daniel Marchant aufs Kreuz legen will?«, fragte Fielding und betrachtete das Foto, ehe er es zurückgab. »Wenn man bedenkt, wie wenig eigentlich gegen seinen Vater vorliegt?«
»Ihn aufs Kreuz legen? Warum?«
»Ach, kommen Sie, David. Sie wissen genauso gut wie ich, dass es genug Leute gibt, die es gern sehen würden, wenn der Service nicht mehr in der obersten Liga mitspielt.«
»Ich denke, nicht mal die Amerikaner würden das Leben ihres Botschafters riskieren, nur um einen MI6-Agenten abzuschießen.«
»Wer weiß.«
»Ist das der Grund, weshalb Sie Daniel schützen? Weil Sie immer noch an seine Unschuld glauben?«
»Wir schützen ihn nicht mehr.«
»Prentice hat Spiro durch halb Warschau gehetzt. Spiro wurde daraufhin von Langley zurückberufen.«
»Der Mann ist ein Volltrottel.«
»Wo ist Daniel, Marcus?«
»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Vermutlich ist er damit beschäftigt, den Namen seines Vaters reinzuwaschen.« Fielding trank sein Glas leer. »Und wenn Ihnen wirklich etwas daran gelegen ist, den Ruf des Service wiederherzustellen, schlage ich vor, wir lassen ihn gewähren.«

28



Nach vierundzwanzig Stunden in Indien war Daniel Marchant zu der Überzeugung gelangt, dass er nicht beobachtet wurde, trotzdem ging er kein Risiko ein und ließ sich von einem beigefarbenen Ambassador-Taxi, das Chandar für ihn bestellt hatte, von Chattarpur ins Zentrum von Neu-Delhi fahren. Am Qutb Minar in Mehrauli bat er den Fahrer, auf einen staubigen Parkplatz zu fahren und beim großen Monument anzuhalten, wo sie im Schatten einiger Bäume zehn Minuten warteten, während Motor und Klimaanlage weiterliefen.
Der Fahrer stand in seiner weißen Uniform neben dem Wagen. Ganz offensichtlich rauchte er, doch er versuchte, die Zigarette in der gewölbten Hand zu verbergen. Die ganze Zeit trat er von einem Fuß auf den anderen. Ein Fremdenführer reichte ihm einen Werbezettel und blickte optimistisch durch das Fenster zu Marchant hinein, ging jedoch weiter, als der Fahrer ihn beschimpfte. Marchant drehte das Fenster herunter, wobei ihm eine Woge heißer Luft entgegenschlug, und ließ sich den Werbezettel vom Fahrer geben. Einige wenige westliche Touristen spazierten durch die Anlage und wurden darüber informiert, dass der Turm dreihundertneunundneunzig Stufen hatte und der Bau im Jahre 1193 durch Qutb-ud-Din Aibak, den ersten muslimischen Herrscher von Delhi, begonnen worden war. Niemand erwähnte die Massenpanik von 1998, als das Licht erloschen war und fünfundzwanzig Kinder zu Tode gequetscht wurden. Marchant erinnerte sich, etwas darüber gelesen zu haben. Heute durften Besucher nicht mehr auf den Turm steigen.

Marchant schaute der Touristengruppe nach, die wieder in ihren Minibus stieg. Das Gelände war jetzt verlassen. Niemand schien ihm gefolgt zu sein. Monika und ihre Kollegen hatten ihm einen Vorsprung verschafft, doch der würde höchstens ein paar Tage reichen. Prentice hatte vermutlich außerdem sein Bestes getan, um die Amerikaner bei der Suche nach ihm zu behindern. Aber lange würde es nicht dauern, bis sie die Verbindung zwischen David Marlowe und Daniel Marchant herstellten. Die CIA hatte eine große Niederlassung in Delhi. Er fragte sich, was der Chef von Langley wohl sagen würde, wenn sie herausfanden, dass sich Marchant in Indien aufhielt: ein suspendierter MI6-Agent, der mutmaßlich versucht hatte, einen US-Botschafter zu ermorden.

Warum glaubten alle, er stecke hinter dem versuchten Anschlag auf den Marathon? Wie konnte jemand sein Vorgehen in dieser Situation als etwas anderes auslegen als Pflichtbewusstsein? Lediglich er und Leila wussten, was auf den Straßen von London geschehen war, wieso er Pradeep gestützt hatte, als sie auf die verlassene Tower Bridge zugetaumelt waren. Gern hätte er jetzt mit ihr gesprochen und wäre die Ereignisse noch einmal durchgegangen, um mögliche Mehrdeutigkeiten zu entdecken; plötzlich empfand er jedoch zum ersten Mal, seit sie sich kennengelernt hatten, ein ganz neues Gefühl, das sich hinterrücks an ihn herangeschlichen hatte.

Vielleicht hatte es damit zu tun, dass er von einem Kontinent zum anderen gewechselt war, oder mit der räumlichen Trennung. Nein, daran lag es nicht. Trennungen hatten sie auch früher schon erlebt. Wieder fragte er sich, wie die Amerikaner sein Vorgehen als verdächtig betrachten konnten, selbst wenn sie es verzerrt wahrnahmen, weil sie an die Schuld seines Vaters glaubten. Leila war die einzige andere Person, die wusste, was sich ereignet hatte. Ihr Bericht hätte seine Rolle klarstellen und ihm das Waterboarding ersparen müssen; das war jedoch nicht der Fall, und er konnte nicht anders, er ärgerte sich darüber.

Nein, er betrachtete die Sache vom falschen Ende, wurde ihm klar, ehe die Verärgerung sich zu etwas Drastischerem auswuchs. Ob die Amerikaner ihn für schuldig hielten oder nicht, spielte gar keine Rolle. Für sie *musste* er Schuld haben, damit sie den Vater aufgrund des Sohnes verurteilen konnten. Und um das zu erreichen, hatten sie entweder die

Beweise verfälscht und absichtlich die Berichte ignoriert, oder bei der Sache handelte es sich von vornherein um ein abgekartetes Spiel. Das würde erklären, warum niemandem sonst der Gürtel aufgefallen war. Doch er wusste, die Amerikaner hätten einem so riskanten Plan höchstwahrscheinlich nicht zugestimmt. Wie man es auch betrachtete, Leila war die einzige Person, die seine Unschuld hätte beweisen können. Warum hatte sie es nicht getan?

Er lehnte sich im Taxi zurück und schloss die Augen. Seit der Landung in Indien, wo ihn so viele widerstreitende Erinnerungen eingeholt hatten, war ihm keine Zeit mehr geblieben, in Ruhe nachzudenken. Seine Ankunft am Indira-Gandhi-Flughafen am gestrigen Abend hatte sich viel anstrengender entwickelt als erwartet. Bei der Passkontrolle hatte niemand etwas an dem Pass auf den Namen David Marlowe oder an dem Touristenvisum auszusetzen gehabt, doch die Sicherheitskontrollen auf dem Flughafen hatten ihn überrascht. Überall waren Polizisten gewesen, die aufs Geratewohl Gepäckstücke durchsuchten. Draußen entlang der Hauptstraße zur Stadt standen Armeelaster, in denen Soldaten in der Hitze schwitzten.

Die Szene erinnerte ihn an Heathrow im Jahre 2003, als Scimitar- und Spartan-Spähpanzer patrouilliert hatten, um die Terminals zu bewachen. Er hatte damals kurz vor dem ersten Examen in Cambridge gestanden und die schrecklichen Zeitungsberichte gelesen: Das war einer dieser belebenden, selbstbewussten Augenblicke gewesen, in denen er genau wusste, was er mit seinem Leben anfangen wollte. Wenn er damals nur gehandelt hätte und ehrlich zu sich und seinem Vater gewesen wäre, anstatt Jahre damit zu verschwenden, allen vorzugaukeln, Journalist werden zu wollen, nur um etwas auszuprobieren - irgendetwas -, bei dem er nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten musste.

Einen Moment lang hatte er geglaubt, die Inder seien über seine Ankunft informiert worden, doch dann entdeckte er den Grund für die verschärften Sicherheitsvorkehrungen. Den Zeitungen zufolge sollte in vier Tagen der US-Präsident in Delhi eintreffen. Marchant beschlich Unbehagen bei dieser Nachricht, wenn er daran dachte, dass sich Salim Dhar ebenfalls in diesem Land aufhalten würde. Der Besuch war Teil einer Reise durch vier Länder auf dem Subkontinent. Bei dieser Gelegenheit würden Waffengeschäfte zwischen Washington und Delhi

abgeschlossen werden, um Indiens Verteidigungskraft gegen China zu stärken.
Die Hauptstadt reinigte ihre Straßen und kalkte die Wände in fieberhafter Erwartung des hohen Besuchs. Die Straße vom Flughafen zum Maurya Hotel, wo die Entourage des Präsidenten untergebracht werden sollte, verwandelte sich in eine Schneise der Sauberkeit. Die Stadt Agra putzte sich ebenfalls heraus. In den Jamuna, der am Tadsch Mahal vorbeifloss, waren angeblich Tausende von Litern billigen Parfüms geleitet worden, um den Gestank der städtischen Abwässer zu überdecken. In den Ranthambore-Nationalpark hatte man Tiger gebracht, damit der Präsident bei seinem Besuch dort auf jeden Fall welche sichten würde. Marchant blieb nicht viel Zeit, um Dhar zu finden.
Nachdem er seinen schmuddeligen Rucksack vom Gepäckband genommen hatte, holte Marchant tief Luft und trat hinaus in die Ankunftshalle, wo er gegen eine Wand aus Hitze lief. Er wusste, als Rucksacktourist fehlte ihm das Geld für ein Taxi. (Die tausend Dollar von Hugo Prentice hatte er sorgfältig aufgeteilt zwischen seinem Geldgürtel und einem Geldbeutel, den er sich unter der Baumwollhose ans Schienbein gebunden hatte.)
Eine Horde schreiender Leute, die meisten in weißen *Kurta*-Hemden, drängte sich um ihn, bot Dienstleistungen an, zerrte an seinem Rucksack und brüllte ihm Brocken in Deutsch, Französisch, Italienisch und auch Englisch entgegen. Er setzte sich schließlich in die Motor-Rikscha eines Sikhs, allerdings nur, weil er größer war als die Konkurrenz und irgendwie würdevoller wirkte. Nach einem nicht sonderlich vertrauenerweckenden Halt an der Tankstelle grinste der Fahrer in den wackligen Rückspiegel und fuhr auf die Autobahn nach Neu-Delhi, wobei er sich immer wieder umdrehte und unverständliche Bemerkungen über den amerikanischen Präsidenten von sich gab.
An den Bordsteinen schwenkten Straßenkehrer träge ihre Strohbesen in der Hitze, während Anstreicher Hemden und Saris von den Geländern entfernten, die den Mittelstreifen markierten, und dicke gelbe Emulsion auf die Metallbegrenzungen schmierten. Gelegentlich war die Straße spurweise gesperrt, wo Schlaglöcher gefüllt werden mussten oder neuer Asphaltbelag aufgebracht wurde. Frauen wrangen Lumpen über den großen Rädern von Dampfwalzen aus, um diese feucht zu halten.

Mit der Rikscha fuhr Marchant bis nach Pahaganj nördlich vom Connaught Place, wo er laut Reiseführer eine billige Unterkunft und andere Backpacker finden sollte. Die Pension Hare Krishna konnte man zwar nicht mit dem Oki Doki vergleichen, aber es gab einen Bereich, wo Alkohol ausgeschenkt wurde (»um den Durst zu löschen«), und ein Restaurant auf dem Dach, von dem aus man einen wunderbaren Blick auf den Basar hatte. Das war perfekt für David Marlowe. Nach dem Flug aus Warschau mit vierstündigem Aufenthalt in Dubai war er müde und schlief in der Nacht trotz der Hitze und des Klapperns des Deckenventilators tief und fest.

Jetzt beobachtete Marchant, wie die Sonne hinter dem Qutb Minar unterging, und wusste, er musste mit der Suche nach Salim Dhar beginnen. Er trug die am wenigsten zerschlissene Kleidung, die er im Rucksack gefunden hatte, und hoffte, das Taxi, auch für David Marlowe ein Luxus, würde keine Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenn er am Gymkhana Club vorfuhr.

Auf dem Weg in die Stadt floss der Verkehr überwiegend in die entgegengesetzte Richtung, weil die Pendler aus der blankgescheuerten Innenstadt in die Vororte strömten. Ein Elefant, der auf dem Mehrzweckstreifen dahintrottete, rief Erinnerungen an die Geburtstage in seiner Kindheit wach, die er mit Sebastian im Hochkommissariat gefeiert hatte. Er drehte sich nach dem Tier um und bewunderte dessen unaufgeregten Gang. Ein Elefant war früher ein Muss bei Abschiedspartys gewesen, die Telefonnummer für seine Buchung stand mit Kreide zwischen die Augen des Tiers geschrieben. Kinder wurden auf die wankenden Palankins gehoben, um eine Runde über das Gelände des Kommissariats zu reiten, und der stolze schlendernde Gang des muskulösen Tiers rief gleichermaßen Bewunderung und Angst hervor. Marchant erinnerte sich daran, wann er die Begeisterung für den Geburtstagselefanten verloren hatte oder jedenfalls für die *Mahuts*, die ihn aus den Slums am Fluss brachten. Er hatte mit Sebastian vorn direkt hinter dem *Mahut* und vor der schnatternden Kinderschar gesessen, als er den Metallstachel bemerkte, der dem Tier in den dicken und blutigen Nacken getrieben worden war. Der *Mahut* bewegte den Stachel, wann immer er einen Befehl rief, verzweifelt darum bemüht, seine schwindende Autorität über das Tier zu festigen.

Der Delhi Gymkhana Club sah aus, als wäre er schon seit hundert Jahren dem Verfall preisgegeben. Ein *Chowkidar* am Tor überprüfte den Wagen von unten mit einem Spiegel, ehe er sie weiterwinkte. Marchant sagte dem Fahrer, er solle auf dem Parkplatz neben dem weiß gestrichenen Lutyens-Gebäude warten, und erklärte, er sei vielleicht in fünf Minuten, vielleicht auch erst in einer Stunde zurück. *»Koi baat nay«*, antwortete er und schwenkte den Kopf leicht zur Seite, bevor er davonfuhr.
Marchant blieb unter der großen Veranda stehen und atmete den Duft von Bougainvillea ein, die von der Umfassungsmauer hing. Über ihm krächzten Krähen gespenstisch. Er war noch nie hier gewesen, doch sein Vater hatte oft von diesem Club erzählt. Unter der britischen Herrschaft hatte er noch Imperial Gymkhana Club geheißen, doch das Imperial war nach 1947 gestrichen worden, und jetzt waren die Tennisplätze, der Swimmingpool, die Bibliothek und die Bridgetische exklusiv der sozialen Elite von Delhi vorbehalten, und mancher musste dreißig Jahre auf seine Mitgliedschaft warten.
Nicht-Inder waren willkommen, aber Marchants Vater hatte ihm erzählt, dass einer unschönen Sitte gemäß ein »Britischer« nicht damit rechnen durfte, ebenfalls eingeladen zu werden, nachdem er eine Runde ausgegeben hatte. Marchants Vater hatte gern Bier getrunken, Kalyani Black Label, und die einzige Möglichkeit, seinen Durst zu stillen, bestand darin, andauernd eine Runde für alle zu spendieren. Einen Drink nur für sich allein zu bestellen, wäre eine Beleidigung gewesen, und da britische Diplomaten häufig den Gymkhana Club aufsuchten, um die aktuelle Feindseligkeit der Militärs gegenüber dem Nachbarland Pakistan einzuschätzen - ein Thema, das sie besonders nervös machte -, war es wichtig, die Mitglieder bei Laune zu halten.
»Ich möchte zu Kailash Malhotra«, sagte Marchant zu dem Mann in Kakiuniform an der Rezeption in der Kolonnade.
»*Colonel* Malhotra?«, verbesserte der Mann.
Marchant nickte und nahm die koloniale Umgebung in sich auf - hohe Decke, der Geruch von Bohnerwachs, ein Schild, demzufolge *Buschhemden* verboten waren -, während der Mann eine Liste auf einem Klemmbrett durchging. Von irgendwo wehte Zigarrenrauch heran, und er brauchte einige Sekunden, bis er ein fernes Klicken mit Billardkugeln in Verbindung brachte. Wenn jetzt noch der Geruch von gekochtem

Kohl dazukäme, würde Marchant sich wieder wie in seinem Internat in Wiltshire fühlen.
»Er ist beim Bridge im Spielzimmer«, sagte der Mann schließlich.
»Ich dachte, sie würden nicht vor acht anfangen.« Marchant hatte Malhotra vorher angerufen.
Der Mann betrachtete einen Augenblick lang Marchants zerknittertes Hemd, konnte seine Geringschätzung kaum verbergen und blickte dann auf die große Uhr an der Wand rechts von ihm. »Zurzeit genießen sie ihren Sundowner an der Bar. Erwartet er Sie?«
»Ja. Bitte sagen Sie ihm, dass David Marlowe hier ist.«
Zehn Minuten später saß Marchant Colonel Malhotra in einer Ecke der Bar gegenüber und nippte an einem *Burra*-Peg, einem doppelten Whisky.
»Als du noch ein kleiner frecher Junge warst - mein Gott, du warst richtig frech -, hast du mich immer ›Onkel‹ genannt«, sagte der Colonel, lachte und tätschelte Marchants Knie. »Du kannst mich weiter Onkel nennen. Onkel K. Den Namen hat dein Vater immer benutzt.«
Marchant hatte nur verblasste Erinnerungen an Onkel K: In seinem Haus hatten sie an manchem Sonntagnachmittag *Mother India* und andere alte Hindi-Filme geguckt. Sebastian und er beschwerten sich, weil das Pistazien- *Kulfi* nicht wie richtige Eiscreme schmeckte, und wurden von der Mutter dafür ausgeschimpft. Onkel K sang alle Lieder mit, und oft liefen ihm Tränen über das Gesicht. Später zog er sich mit Marchants Vater in einen anderen Teil des Hauses zurück, wo sie sich mit gesenkten Stimmen unterhielten, während ihre Mutter sich mit den Kindern beschäftigte.
Als Monika am Flughafen den Namen Malhotra erwähnt hatte, konnte er nicht sicher sein, dass es sich um den Onkel K aus seiner frühen Kindheit handelte. Erst als ihm der Colonel an der Rezeption mit offenen Armen entgegenkam, hatte Marchant Gewissheit. Im Laufe des Gesprächs stellten sich mehr und mehr Erinnerungen ein: wie diskret eine Flasche Scotch angenommen wurde, die man aus Großbritannien mitgebracht hatte; die Donnerbüchse an der Wand, die einst für die Tigerjagd benutzt worden war; das Händeschütteln, wenn jemand einen Witz gerissen hatte; Onkel Ks onkelhafte Güte nach Sebastians Tod.
»Dein Vater wollte nicht, dass du Indien wegen des Unfalls hasst«, sagte

er. »Es hätte ja überall passieren können.«
Marchant hatte Delhi nicht wieder betreten, seit sie vor zwanzig Jahren als trauernde Familie abgereist waren, aber das erwähnte er nicht. In seinem Reisejahr war er mit dem Rucksack durch das Land gezogen und hatte den Weg für David Marlowe bereitet, doch er war die ganze Zeit im Süden geblieben und anschließend in den Himalaja gefahren; Delhi hatte er bewusst links liegen lassen.
»Ich fürchte, deine Mutter ist trotzdem nie wieder gesund geworden«, sagte Onkel K.
»Nein«, antwortete Marchant, hörte jedoch nicht mehr genau zu. Seine Aufmerksamkeit wurde von einem Mann angezogen, der gerade mit einem Aktenkoffer an die Bar getreten war.
»Es tut mir leid wegen der Beerdigung. Aber ich konnte einfach nicht kommen.«
»Könnten wir über unseren gemeinsamen Freund sprechen?«, fragte Marchant und wandte sich wieder Onkel K zu. »Wir haben vielleicht nicht viel Zeit.«
»Was willst du wissen?«
»Warum hat mein Vater ihn besucht?«
Onkel K zögerte und blickte an der Bar entlang. »Ich habe versucht, ihn anzuwerben, vor einigen Jahren. Dafür hat man mich extra aus dem Ruhestand gerufen, aber es war sinnlos. Es bestand zwar eine gewisse Sympathie zwischen uns, doch sein Hass auf Amerika war einfach zu stark. Wir mussten ihn fallen lassen.«
»Hat mein Vater ebenfalls versucht, ihn anzuwerben?«
Onkel K hörte auf zu lächeln. »Du musst noch etwas über Salim Dhar wissen, aber ich bin nicht die Person, die es dir sagen sollte. Das muss er schon selbst tun.«
Marchant sah wieder zu dem Mann an der Bar, der jetzt auch zu ihnen blickte. Er hielt seinen Aktenkoffer in der Hand, umklammerte den Griff jedoch zu fest.
»Kannst du mir den Club zeigen?«, unterbrach Marchant den Colonel.
»Was, jetzt?«
»Ich brauche ein bisschen frische Luft.« Er deutete auf den Tisch neben sich, wo ein Brigadekommandant eine dicke Zigarre paffte.
»Natürlich«, sagte Malhotra, der Marchants Sorge spürte. »Hier kann

man jedoch ganz offen reden, ich kenne sie alle«, scherzte er und nickte dem Brigadier zu, während er von seinem Stuhl aufstand. »Die sind viel zu sehr damit beschäftigt, das heutige Chaos beim Kricket zu diskutieren, um uns zuzuhören. Aber warum nicht? Ich führe dich herum.«
Marchant wusste, es war zu spät, als der Mann an der Bar wieder zu ihnen herüberschaute. Ihm blieb gerade noch Zeit, sich zu ducken.

29



Es war Alan Carters erster Besuch im MI6-Hauptquartier in London, aber nach den Ereignissen in Polen wusste er, dass er nicht zum letzten Mal hier sein würde. Spiro war nach Langley zurückberufen worden, nachdem er sich von Daniel Marchant hatte abhängen lassen. Der DCIA, der Direktor der CIA, tobte. Carter hatte übernommen und war aufgestiegen an die Spitze der Sektion Europa des National Clandestine Service, der die Einsätze sämtlicher US-Geheimdienste koordinierte. Das war ein persönlicher Erfolg für ihn, aber auch ein Sieg für das neue Denken, das sich in der Agency breitmachte, weil man sich nach den geheimdienstlichen Katastrophen vom 11. September und im Irak wieder auf das Kerngeschäft der Spionage konzentrieren wollte.
Carter war beim Verhör von KSM dabei gewesen und auch bei der Vernehmung von Abu Zubaida, dem ersten großen Al-Kaida-Gefangenen, den man getunkt hatte. Aber Waterboarding war eigentlich nicht sein Stil. Ebenso wenig wie die inoffiziellen Söldner, aus denen die Überstellungsteams zusammengestellt wurden. Carter war in die CIA eingetreten, weil er an eine intelligente Spionage glaubte und daran, dass es besser war, die Führung des Feindes zu infiltrieren, anstatt ein paar Leute unter Wasser zu setzen. Spiro hatte ihm immer gesagt, er solle sich deswegen keine Gedanken machen, weil die außerordentlichen Überstellungen nicht danach bewertet würden, ob sie richtig oder falsch waren, sondern danach, was der Präsident dachte. Und ihr ehemaliger Präsident hatte Unwissenheit bevorzugt.
Carter hatte stets damit gerechnet, dass irgendwann heftiger Gegenwind

auffrischen würde, und er hatte kein schlechtes Gewissen wegen der paar Einzelheiten, die er über Stare Kiejkuty gegenüber einigen handverlesenen Journalisten in Washington hatte durchsickern lassen, als es so weit war. Und da sie nun einen neuen Präsidenten hatten, bedauerte er nicht im Geringsten, Spiros Abgang beschleunigt zu haben. Langley hätte ihn vielleicht verschont, wenn Carter Marchants Abflug auf dem Frédéric-Chopin-Flughafen verhindert hätte. Doch Carter hatte den Mund gehalten, und Spiro fiel tief.
Stattdessen hatte er den Leiter der CIA-Dienststelle in Delhi angerufen, sich anschließend in Langley gemeldet und geraten, man solle Marchant nur beschatten und nicht hochnehmen, wenn er in Indien ankomme. Langley hatte ihm gesagt, er solle mit dem Vikar reden. Carter glaubte, der abtrünnige MI6-Agent werde versuchen, Kontakt zu Salim Dhar herzustellen, und Dhar war viel wertvoller für die CIA als Marchant. Am Ende könnte man sie beide einkassieren; das allerdings würde er Fielding nicht erzählen. Noch nicht.
»Wir haben kein Interesse an Daniel Marchant«, sagte Carter und nippte an seinem Bourbon. Er saß dem aufgerichteten Marcus Fielding im Esszimmer gegenüber, das gleich neben dem geräumigen Büro des Vikars lag. Das Gebäude hatte Stil, und es gefiel Carter besser, als er von der wenig verheißenden Lage an einer verkehrsreichen Kreuzung erwartet hätte. Und er verstand langsam, warum man Fielding den Vikar nannte. Irgendwo im Hintergrund lief Musik: Bach, vielleicht das zweite Brandenburgische Konzert. Er hatte sogar einen eigenen Butler, was dem Amerikaner sehr britisch vorkam (obwohl der Butler kein Brite war), von der über fünfzigjährigen persönlichen Assistentin, die eine rote Strumpfhose trug, mal ganz abgesehen.
»Spiro wollte Daniel Marchant fertigmachen«, sagte Fielding. »Ist er suspendiert, oder hat er nur ein bisschen Urlaub?«
»Nennen wir es mal Frischzellenkur.«
»Es ist nie einfach, wenn einer der eigenen Spieler vom Feld genommen wird.«
Carter sah ihn einen Moment lang an. »Marchant war gut, ich weiß das. Ich hätte mich darauf nicht eingelassen.«
»Natürlich. Was ist mit Leila? War das auch Spiros Werk? Hat er sie angeworben?«

»Ja. Und wegen ihr tut es mir ebenfalls leid.«
»Wie uns allen. Wo ist sie jetzt?«
»In Neu-Delhi.«
»Ich dachte, sie wäre Spiros Informantin. Will die Agency sie behalten?«
»Möglicherweise könnte sie nützlich sein, falls Marchant sich nicht mehr an die Spielregeln hält.«
»Ich denke, Spiro hat sie gebeten, Marchant reinzulegen«, sagte Fielding. »Sie hat ihm während des Marathons sein altes TETRA-Handy untergeschoben.«
»Leider habe ich keine Einzelheiten darüber, wie sie rekrutiert wurde und welche Rolle sie innerhalb der Agency spielt, Marcus. Sagen wir einfach, ihr Bericht an Spiro nach dem Marathon hat einige weiterführende Fragen aufgeworfen.«
»Mit anderen Worten, sie hat ihm erzählt, was er hören wollte. Dass Daniel genauso schuldig ist wie sein Vater.« Fielding zögerte. »Nur um das zu klären: Wer hat den ersten Zug getan? Spiro oder Leila?«
Carter hatte die Anweisung erhalten, die Schelte für die Operation mit Leila auf sich zu nehmen, aber er hatte von einem so offensichtlichen Kopfmenschen wie Fielding nicht solche Emotionen erwartet. Er stellte Fragen wie ein Ehemann, der seine Frau eines Seitensprungs verdächtigt.
»Spiro hat nach jemandem gesucht, der Daniel Marchant nahestand«, sagte er in der Hoffnung, das Thema zu beenden.
»Moskauer Regeln?«
»Geld. Ihre Mutter ist krank, und sie braucht teure Medikamente. Wir unterstützen gern Menschen wie Leilas Mutter. Sie ist eine Bahai und gehört zu den Guten, die im Iran verfolgt werden.«
»Aber Sie vertrauen Leila?«
»Das haben Sie doch auch getan. Ich habe die Berichte gelesen. Die hatten Hand und Fuß. Das einzige Problem war, dass Ihre Sicherheitsleute nicht mitbekommen hatten, dass Leilas Mutter in den Iran zurückgegangen war. Natürlich hätte Leila es Ihnen erzählen sollen, aber sie hat um ihren Job gefürchtet. Spiro hat das herausgefunden und sie damit unter Druck gesetzt, als er sie angeworben hat.«
Carter war nicht hergekommen, um sich mit Fielding zu streiten. Er hatte sich darauf gefreut, einen Mann kennenzulernen, der in Langley fast als Legende galt. Fielding war eine ganz andere Sorte Spion als Stephen

Marchant. Auch er glaubte an die Spionage, und trotz der intellektuellen Arroganz, die alle MI6-Beamten an den Tag gelegt hatten, die Carter bislang getroffen hatte, konnte Fielding einiges vorweisen: Er hatte dabei geholfen, Muammar al-Gaddafi von seinen atomaren Ambitionen abzubringen, wobei er sein beneidenswertes Wissen über die arabische Welt eingesetzt hatte, um eine heikle Situation zu entschärfen. Wenn ihr ehemaliger Präsident nur eine ähnliche Taktik bei Saddam Hussein verfolgt hätte.
»Überrascht Sie Ihr Beruf zuweilen, Alan?«, fragte Fielding. Er war vom Tisch aufgestanden, hatte Carter den Rücken zugewandt und schaute nun aus dem vorspringenden Erkerfenster. Unten auf der Terrasse standen zwei Angestellte bei ihrer Zigarettenpause, und über ihnen wehte die britische Flagge.
»Jeden Tag.«
»Stephen war manchmal entsetzt. Er verachtete die Menschen, die er umgedreht hatte, die Menschen, auf denen er seinen Ruf aufbaute. Treue war etwas, was er höher schätzte als alles andere, und deshalb waren Verräter die niedrigsten Wesen, selbst wenn sie den Feind verrieten.«
Carter stand auf und gesellte sich zu Fielding ans Fenster. Draußen in der Londoner Nacht funkelten die Lichter eines vorbeifahrenden Partyschiffes auf der Themse. Es war fast Mitternacht. Legoland schlief nicht, genauso wie Langley. Oben auf dem Dach stellten die Antennen und Satellitenschüsseln eine Verbindung zwischen dem Gebäude und allen Zeitzonen der Welt her.
»Soll ich Ihnen sagen, warum Stephen meiner Meinung nach diesen Flug nach Kerala unternommen hat?«, fragte Carter.
»Ich bitte darum.«
»Er war dort, weil er, so glaube ich, in Salim Dhar das sah, wonach wir alle suchen: ein hochrangiges Al-Kaida-Mitglied, das man vielleicht umdrehen kann. Sicherlich hätten wir ihn uns schnappen und in irgendeinem fernen Lager in die Mangel nehmen können. Beim Waterboarding hätten wir herausgefunden, was er wusste oder auch nicht wusste. Das hatte Spiro vor. Doch Stephen Marchant hatte andere Vorstellungen.«
»Um ehrlich zu sein, ich glaube, er wollte nur einen Namen - den Namen des Maulwurfs im MI6, der ihm das Leben zur Hölle gemacht hatte.«

»Ach, kommen Sie, Marcus, er wollte viel mehr, das wissen Sie. Er wollte seinen eigenen Mann ganz oben bei Al Kaida.«
Carter hatte jede Akte über Stephen Marchant gelesen und wusste, er bedauerte es zutiefst, dass der MI6 während seiner Dienstzeit Al Kaida nicht infiltrieren konnte. Er war schließlich der Chef, dessen brillante Karriere darauf aufbaute, dass er einen Mann am Dscherschinski-Platz untergebracht hatte, noch in jenen Tagen, als Geheimagenten ihre Feinde nicht halb ertränkten, sondern mit schmutzigen Fotos erpressten, die sie in heruntergekommenen Hotelzimmern geschossen hatten. Weitaus zivilisierter.
»Er war von dem Gedanken besessen, nicht wahr?«, fuhr Carter fort. »Jemand drin zu haben. Besonders nach dem II. September. Aber wir hatten genau die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Wir wollten sie einfangen und nicht anwerben. Deshalb wurde die Agency dem MI6 gegenüber so misstrauisch. Wir dachten, Sie wären in Tiefschlaf verfallen. Was haben Sie eigentlich getrieben, um Gottes willen?«
»Wir haben die Informationen gefunden, mit denen Sie Ihren Krieg rechtfertigen konnten«, erwiderte Fielding.
»Aber Sie haben sich die Bösen nicht vorgeknöpft. Amerikaner sind im Grunde sehr schlichte Menschen. Wenn uns jemand wehtut, dann bekommt er es zurück. In aller Öffentlichkeit. Das kann man vielleicht nicht gerade subtil nennen, und manchmal treffen wir die falschen Leute. Das verärgert auch diejenigen unter uns, die an feinere Methoden glauben.«
»Salim Dhar hätte niemals für die Agency gearbeitet.«
»Da sagen Sie mir nichts Neues.«
»Warum glauben Sie also, Sie seien in der Lage, ihn umzudrehen?«
»Ich nicht. Aber auf einen Versuch von britischer Seite würde er vielleicht anspringen.«
»Warum?«
»Sagen Sie es mir. Stephen Marchant wusste etwas.« Fielding trat vom Fenster zurück und drückte sich eine Hand ins Kreuz.
»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich mich hinlege?«, fragte er.
»Aber nicht doch«, sagte Carter. Er hatte von den Rückenproblemen des Vikars gehört. »Lendenwirbel?«
»Ganzer Rücken.«

Carter schaute zu, wie sich der Chef des MI6 vorsichtig auf den Boden seines riesigen Esszimmers niederließ, scheinbar nicht ahnend, welches Bild er dabei bot. Vielleicht interessierte es ihn auch nicht.
»Fahren Sie ruhig fort«, sagte Fielding vom Boden aus, aber er hatte Carter den Wind aus den Segeln genommen. Hatte Fielding gewusst, was er gerade sagen wollte?
»Salim Dhars Vater hat in den frühen Achtzigerjahren in der amerikanischen Botschaft gearbeitet«, sagte Carter leicht verunsichert, weil er nicht wusste, wohin er sprechen sollte. Nach unten zu blicken, schien nicht angemessen. »Nachdem er von Ihrem Hochkommissariat entlassen worden war. Wir haben ein paar Ermittlungen angestellt. Es scheint, als hätte irgendwer ihm jeden Monat ein kleines Taschengeld zukommen lassen.«
Carter bemerkte eine Aktivität außerhalb des Esszimmers, wo die Dame in Rot noch spät arbeitete.
»Das Geld kam von der State Bank of Travancore in Südindien«, fuhr Carter fort. »Zumindest sollte es so aussehen. Aber es scheint, die Rupien haben ihre Reise möglicherweise als Dollars auf den Kaimaninseln begonnen. Oder vielleicht als britische Pfund in London.« Er machte eine Pause. »Ich habe nur eine Frage, Marcus. Warum haben die Briten Dhars Vater ein Gehalt gezahlt?«
»Die Zahlungen wurden 2001 eingestellt«, sagte Fielding ruhig und mit geschlossenen Augen.
»Einundzwanzig Jahre nachdem er aufgehört hat, für das Hochkommissariat zu arbeiten.«
Das hätte eigentlich eine Bombe sein müssen, die ausreichte, damit die Briten Daniel Marchant übergaben, aber der Vikar strahlte Seelenruhe aus.
»Wir haben diese Zahlungen selbst erst vor einigen Tagen entdeckt.«
»Hoffentlich wissen nur Sie und ich darüber Bescheid.« Carter war plötzlich verärgert, weil es Fielding gelungen war, die Geschichte verpuffen zu lassen, indem er sich einfach auf den Boden legte. Das schmälerte alles, was er sagte. »Ich möchte mir gar nicht vorstellen, was Lord Bancroft dazu sagen würde, dass einer der meistgesuchten Terroristen der Welt ein Gehalt vom MI6 bezogen hat.«
»Während Sie eine ganze Generation von Mudschaheddin in

Afghanistan unterstützt haben.«
»Das war ebenfalls Spiros Werk.«
»Wir haben wirklich keine Ahnung, wo Daniel Marchant sich aufhält«, sagte Fielding. Draußen vor dem Esszimmer wurden die Stimmen aufgeregter.
»Wir schon.«
»Man muss ihn gewähren lassen, wenn er Salim Dhar finden soll. Und bei allem Respekt für das Handwerk Ihrer Kollegen, es wird ihm nicht gelingen, wenn ihm ein Überwachungsteam von zehn Mann an den Fersen klebt.«
»Ich biete Ihnen einen Deal an, Marcus. Wir bewahren Stillschweigen über das Treuhandkonto auf den Kaimaninseln und lassen Marchant in Ruhe nach Dhar suchen, doch wenn es so weit ist, erstattet er uns beiden Bericht.«
»Sie gehen demnach davon aus, dass Dhar mit ihm reden wird?«
»Sie nicht?«
Carter wusste, Fielding vermutete es. Der MI6 setzte im Augenblick alles darauf. Die Entdeckung dieser Zahlungen hatte alles verändert. Salim Dhar war möglicherweise tatsächlich einer der ihren, eine von Stephen Marchants atemberaubend weitsichtigen Anwerbungen. Wahrscheinlicher jedoch hatte er einfach Glück gehabt. In den Achtzigern hatte niemand den islamischen Terror voraussehen können. Dhar war vielleicht nur ein Versuchsballon, einer von vielen, die von den Geheimdiensten rund um die Welt gestartet wurden, weil man die Hoffnung hegte, sie könnten später von Nutzen sein. Aber bei Dhar hatte Marchant einen Trumpf gezogen, es war einer dieser Durchbrüche, wie sie in jeder Karriere nur einmal passieren. Hätte er es riskiert, ihn laufen zu lassen? Dhars Liste von Gewaltakten gegen die Amerikaner hätte ihn zu einem äußerst riskanten Informanten gemacht, insbesondere da die CIA den Chor derjenigen anführte, die Marchants Rücktritt forderten. Carter schritt im Raum hin und her, denn er fand es leichter, den auf dem Rücken liegenden Fielding aus verschiedenen Blickwinkeln anzusehen.
»Sie brauchen mir nicht zu erklären, dass es Stephen Marchant war, der diese Zahlungen persönlich genehmigt hat, das vermute ich ohnehin. Und ich lasse mich zu dem verrückten Schluss hinreißen, dass Sie keine Ahnung haben, ob das Geld lohnend investiert war und zu welchem Gott

Dhar nachts betet. Das sieht wirklich nicht besonders gut aus.«
Fielding hielt die Augen geschlossen.
»Wie auch immer, er hatte es bisher nur auf Amerikaner abgesehen. Ihre Leute haben wohl gehofft, er habe gute Manieren und würde die Hand, die ihn einundzwanzig Jahre lang gefüttert hat, nicht beißen. Und wenn das der Fall ist, gibt es nur eine einzige Person, der er möglicherweise vertraut: Stephen Marchants Sohn Daniel. Wir wollen unser Stück von dem Kuchen, Marcus. Mit Salim Dhar könnte der Westen vielleicht so tief wie nie zuvor in Al Kaida vordringen.«
Carter hielt inne und ließ seine Worte in der Luft hängen. Es klopfte an der Tür.
»Herein«, rief Fielding.
»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Anne Norman und sah zuerst Carter und dann ihren Chef auf dem Boden an. »Wir hatten gerade einen Anruf aus Delhi. Im Gymkhana Club ist eine Bombe explodiert.«

30



Leila betrachtete es als öffentlichen Ausdruck der Dankbarkeit, dass die CIA sie dem Team zugeteilt hatte, das zusammen mit dem US Secret Service den Besuch des amerikanischen Präsidenten in der Stadt vorbereitete. Einer der amerikanischen Agenten hatte von einem Kollegen in der Londoner Botschaft gehört, welche Rolle sie beim Marathonanschlag gespielt hatte, ein Ereignis, das ihren guten Ruf begründet hatte. »Allerdings hat Turner Munroe seine hübsche Laufuhr niemals zurückbekommen«, hatte er am Morgen ihrer Ankunft in Delhi gescherzt. »Schön, Sie an Bord zu haben.«
Keine der beiden Seiten wollte es als echten Zwist bezeichnen, doch die Beziehungen zwischen den britischen und den amerikanischen Geheimdiensten waren merklich abgekühlt, und man hatte Leila ermahnt, im Umgang mit den Angehörigen der MI6-Niederlassung in Delhi die gleiche Vorsicht walten zu lassen wie bei Agenten aus den typischen verfeindeten Ländern wie Iran und Russland. Offiziell handelte es sich lediglich um einen dreimonatigen Austausch, doch sie würde, dessen war sie sich sicher, niemals wieder nach Großbritannien zurückkehren, um dort zu arbeiten - oder zu leben. Sie redete sich ein, sie habe das Leben in der weiten Welt schon immer bevorzugt, und das stimmte insofern, als ihr das Gefühl, nirgendwo verwurzelt zu sein, nicht fremd war.
Während sie aus dem Fenster ihres Zimmers in der amerikanischen Botschaft auf die gelben Goldregenbäume blickte, welche die Straßen von Chanakyapuri säumten, zwang sie sich, nicht an Daniel zu denken,

ob sie ihn nun wiedersehen würde oder nicht. In den vergangenen zwei Jahren hatte sie stets gewusst, dass der Tag kommen würde, an dem sie sich den Konsequenzen der Entscheidungen stellen musste, die sie für ihr Leben getroffen hatte. Die Konsequenzen waren schon in den letzten Monaten schwer zu ertragen gewesen, doch der Tag war bisher nicht gekommen. Noch nicht. In der Zwischenzeit gelang es ihr, sein Foto mit dem Gesicht nach unten auf dem Tisch liegen zu lassen und ihr gemeinsames Leben an einen anderen Ort zu verschieben, wo es die für einen Spion typischen Gewissenswächter in ihre Obhut nahmen: Wenn du in der Lüge existierst, erwarte, betrogen zu werden. So wie er sie gewarnt hatte.

Die seltenen Momente, in denen sie sich geöffnet hatte, konnte sie damit rechtfertigen, dass ihre scheinbare Ehrlichkeit trotz der Lügen eine wichtige Rolle gespielt hatte. Das Wohl ihrer Mutter hatte für sie stets Vorrang gehabt. Sie wünschte sich nur, man hätte sie gebeten, sich an jemand anderes heranzumachen, nicht an jemanden, bei dem sie ständig dagegen ankämpfen musste, sich in ihn zu verlieben.

Früher am Tag war sie nach einem Begrüßungstreffen mit ihren neuen Kollegen vom Botschaftsgelände geschlichen und durch die vierzig Grad Hitze des Maivormittags zu einem Taxistand gegangen. Als sie in der Morgendämmerung vom Flughafen in die Stadt gefahren war, hatte sie dort eine Telefonzelle gesehen. Während sie die Nummer in Teheran wählte, betrachtete sie die Taxifahrer, die auf einfachen geflochtenen *Charpoys* im Schatten eines großen Leinwandbaldachins lagen und All India Radio hörten, das plärrend aus einem der Wagen dröhnte.

»Mama«, begann sie. Die Leitung war schlecht. »Ich bin es, Leila. Bald wird alles besser werden.«

Aber nicht ihre Mutter antwortete. »Ihre Mutter ist im Krankenhaus«, sagte ein Mann in Farsi. Leila schnürte es die Kehle zu. Im vergangenen Jahr war ihre Mutter immer wieder in das Mehr-Hospital eingeliefert worden, ein privates Krankenhaus in Teheran, und die Amerikaner hatten für ihre Behandlung bezahlt. Jedes Mal hatten die Ärzte sie auf das Schlimmste vorbereitet. Für gewöhnlich hatte allerdings die Nachbarin eine SMS geschickt, wenn ihre Mutter wieder eingeliefert worden war.

»Wer spricht da?«, fragte sie. Die Stimme klang vertraut.

»Ein Freund der Familie«, sagte der Mann. Im Hintergrund hörte sie andere männliche Stimmen. »Sie ist wohlauf und wird, *inschallah*, die beste Behandlung bekommen, die für Dollars zu haben ist.« Der Hohn war schlecht verhehlt, die Worte waren an die anderen Anwesenden im Raum gerichtet.
»Ich will, dass man sich gut um sie kümmert, das war die Abmachung«, sagte Leila und bemühte sich, die Stimme nicht zu heben. Ein Mann vor der Telefonzelle blickte sie an. Sie wusste, eigentlich hätte sie am Bett ihrer Mutter sitzen sollen, aber das war unmöglich.
»Ich werde ihr ausrichten, dass Sie angerufen haben«, sagte die Stimme und zögerte dann. »Und dass ihre Gesundheit in Ihren Händen liegt.«
Die Sonne stand im Zenit, als sie sich auf den Rückweg zur Botschaft machte. Irgendwo schlug ein Nussverkäufer, der jedoch nicht zu sehen war, mit dem Löffel rhythmisch an seine Röstpfanne. Selbst die Verkehrspolizisten an der Kreuzung nahe der Botschaft hatten sich in den Schatten verkrochen, wo sie auf wackeligen Holzstühlen dösten. Trockene Hitze hatte ihr nie etwas ausgemacht. Irgendwie fühlte sie sich ihrer Mutter dann näher, und das Gefühl brauchte sie jetzt dringender als je zuvor.
Sie war gerade neun geworden, als ihr das erste Mal aufgefallen war, dass es zwischen ihren Eltern nicht gut lief. Sie lebten in einer Ausländersiedlung in Dubai, wo ihr Vater arbeitete, und er war wie so oft spät nach Hause gekommen. Aber dieses Mal war sie noch wach. Es hatte ein Problem mit der Elektrizität in ihrem Wohnblock gegeben - der Strom reichte nicht für die Klimaanlage, und in der plötzlichen Hitze war sie aufgewacht. Einer der Dienstboten hatte einen alten Ventilator in ihr Zimmer gestellt, und sie war wie hypnotisiert gewesen von den drehenden Bewegungen des Geräts. Doch über das Surren hinweg nahm sie plötzlich das Geschrei wahr, das von unten heraufhallte, das lauter und lauter wurde und schließlich in einem Türknallen und Stille endete. Sie fand ihre Mutter auf dem Boden vor, wo ihr das indische Dienstmädchen ein blutiges Tuch an die Stirn drückte. Ihre Mutter lächelte schwach, als sie Leila bemerkte, doch das Dienstmädchen schickte sie verärgert mit einer Kopfbewegung wieder nach oben.
»Ist schon in Ordnung«, hatte ihre Mutter gesagt und Leila zu sich gewinkt. Zögerlich ging sie durch die Küche und setzte sich neben ihre

Mutter. Das Dienstmädchen beobachtete sie besorgt. »Ist alles in Ordnung«, wiederholte ihre Mutter und legte zitternd den Arm um Leila, während das Dienstmädchen sich zurückzog.
Sie hockten fast die ganze Nacht in der Hitze auf dem Marmorfußboden, immer wieder flackerte das trübe gelbe Licht. Ihre Mutter erklärte ihr, der Vater habe schrecklich viel Arbeit und trinke dann manchmal zu viel Whisky, weil er hoffte, sich danach ein bisschen besser zu fühlen. Aber am Ende wurde er wütend, und wenn er wütend war, vergaß er sich und stellte dumme Sachen an.
In den folgenden Jahren lernten Leila und ihre Mutter, dem Vater aus dem Weg zu gehen, wenn er sich vergaß, doch Leila wusste, dass er seinen Whiskyrausch weiterhin an seiner Frau ausließ. Nicht einmal eine *Burka* konnte die geschwollenen blauen Augen verstecken. Weil ihr Vater viel arbeitete und auch viel reisen musste, hatte sie ihrer Mutter stets nähergestanden als ihm, doch die Gewalt verstärkte diesen Bund zusätzlich und vereinte sie in einer Mischung aus Scham und Solidarität. Diese Nacht und den Anblick ihrer weinenden Mutter hatte sie nie vergessen, und sie konnte es dem Vater nicht verzeihen. Sein Licht in ihrem Leben erlosch.
Jetzt lag sie auf dem nackten Boden ihres Zimmers in der Botschaft. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihre Seite der Abmachung zu erfüllen und zu hoffen, die Stimme am anderen Ende der Leitung in Teheran würde sich ebenfalls an ihr Wort halten. Aber bevor sie darüber nachdenken konnte, was ihr dieser Deal einbringen könnte, wurde die Abendstille durch einen Donnerschlag erschüttert, bei dem es sich ganz gewiss nicht um Gewittergrollen handelte.

31



Marchant spürte das Gewicht eines Körpers auf sich liegen, aber er begriff nicht, dass es sich um Onkel K handelte, bis er versuchte, unter ihm hervorzukriechen. Überall um ihn herum regten sich Menschen auf dem Boden der Bar. In dieser düsteren Stille fühlte Marchant sich für einen Augenblick zurückversetzt auf den Marktplatz von Mogadischu. Aber dann begannen das Stöhnen und die Schmerzensschreie, und er erinnerte sich an die splitternden Scherben, die unberechenbar durch die Luft schossen, an den Luftdruck und an die schaurige Kakofonie des platzenden Glases.
»Onkel K, alles in Ordnung?«, fragte Marchant und versuchte, den süßen Geruch verbrannten Fleisches aus seiner Wahrnehmung zu verbannen. Diesen Geruch hasste er mehr als jeden anderen, diesen Geruch hatte er nie vergessen können. Auch jetzt, fünf Jahre danach, ergriffen sofort die bohrenden Gedanken von ihm Besitz: Hätte er diesen Mann an der Bar auf irgendeine Weise an seinem Vorhaben hindern können?
Er kniete neben Onkel K und untersuchte seinen eigenen Körper auf Verletzungen, während er sprach. Rasch legte er die Hand auf sein Gesicht und spürte warmes Blut. Er beugte sich über den Colonel. Das Gesicht des Mannes war unversehrt, die grauen hängenden Wangen und der gespitzte Kirschenmund, doch der Unterkörper lag in einem für einen Siebzigjährigen unnatürlichen Winkel.
Marchant betrachtete den Schutt, die Lampen, die aus der Decke gerissen waren, die umgestürzten Tische und die zerfetzten Vorhänge. Ein Stück von sich entfernt sah er eine Plastikflasche mit Mineralwasser auf dem

Boden. Er holte sie, schüttete dem Colonel ein paar Tropfen auf die staubigen Lippen und spuckte gleichzeitig selbst Sand aus. Langsam begannen sich die Lippen des Colonels zu bewegen. Marchant beugte sich tiefer und legte ihm eine Hand hinter den Kopf.
»Du musst gehen«, flüsterte der Colonel. »Sie werden versuchen, es dir in die Schuhe zu schieben.«
»Wer?«
Aber der Colonel verlor erneut das Bewusstsein. Marchant goss ihm Wasser über Lippen und Kinn. Blut lief aus dem Mundwinkel. Der Colonel schlug die Augen auf und hustete schwach.
»Du musst gehen«, drängte er. »Om Beach, in der Nähe von Gokarna. Frag nach...« Das nächste Wort ging in Blut und Speichel unter. »... Bruder Salim im Namaste Café.«

»Leila, Sie fahren zum Club hinüber und schlüpfen durch die Absperrung, vorausgesetzt, die Polizei von Delhi hat eine eingerichtet. Normalerweise herrscht bei solchen Gelegenheiten ein fürchterliches Gedrängel. Sie können vielleicht goldene Tempel bauen, aber ein Absperrband um einen Tatort ziehen? Ich bitte Sie!«
Höfliches Lachen ging durch den Raum, in dem Monk Johnson, der Leiter des Presidential Protective Detail, des Kommandos zum Schutz des Präsidenten, die zehn Agenten von Secret Service und CIA instruierte. Hinter ihm zeigte ein großer Fernsehbildschirm Archivmaterial des Senders NDTV über den Gymkhana Club vor der Explosion. Kameras waren noch nicht bis zum Tatort vorgedrungen. Leila war versucht gewesen, sofort ins abendliche Delhi aufzubrechen, als sie den Knall hörte, doch sie war Minuten später zu einer Sitzung gerufen worden. Die Dienststelle befand sich längst in Alarmbereitschaft: In zweiundsiebzig Stunden würde POTUS, wie der »President of the United States« protokollarisch genannt wurde, auf dem Luftwaffenstützpunkt von Palam landen, nur acht Kilometer von Delhi entfernt, um hier seine Vierländerreise durch Südasien zu beginnen.
»Ich habe gerade mit dem Direktor des Secret Service telefoniert«, fuhr Johnson fort. »Er sagt, POTUS hält an der Reise fest. Bestenfalls können wir uns daher ein wenig Zeit verschaffen: Es bestünde die Möglichkeit,

den Besuch in Islamabad vorzuziehen, aber den Indern wird das nicht schmecken - sie wollen immer die Ersten sein. Sie haben ihre Atombombe vor den Pakistanern getestet, und sie werden alles daransetzen, dem neuen Präsidenten als Erste die Hand zu schütteln.«
»Sie nehmen also an, die Pakistanis stecken dahinter?«, fragte David Baldwin, der Leiter der CIA-Niederlassung in Delhi. Er saß hinter Leila.
»Eigentlich müssten Sie das wissen. Es ist zunächst einmal eine denkbare Erklärung. Der Gymkhana Club ist ein Überbleibsel aus Kolonialzeiten, in dem vor allem hohe Offiziere verkehren.«
»Ganz oben auf der Liste der Verdächtigen steht Salim Dhar. General Casey wollte dem Club heute Abend einen Besuch abstatten, hat jedoch abgesagt.«
»Gott sei Dank«, meinte Johnson.
»Vivek?«, sagte Baldwin und ging nicht auf Johnson ein.
»Der genaue Aufenthaltsort von Dhar muss immer noch bestätigt werden, Sir«, sagte Vivek Kumar, »doch der Anschlag trägt seinen Stempel, besonders, wenn Casey das Ziel darstellte.«
Leila war Kumar vorgestellt worden, der ebenfalls ein Neuling war. Als einer der besten Analysten der CIA war er am Wochenanfang von Langley eingeflogen worden, da er mehr über Salim Dhar wusste als jeder andere. Er wusste auch alles über Daniel Marchant. Marchant, so behauptete er, habe Polen verlassen und halte sich bereits irgendwo in Indien auf.
»Großer Personenschaden unter Militärangehörigen plus eine amerikanische Zielperson«, fuhr Kumar fort. »Daniel Marchant können wir ebenfalls nicht ausschließen. Die Situation ist im Augenblick ziemlich kompliziert. Marchant ist aktuell Gegenstand einer verdeckten Level-fünf-Operation von Clandestine Europa.«
»Wem sagen Sie das?«, meinte Baldwin und schielte zu Leila hinüber.
»In zehn Minuten spreche ich mit Alan Carter.«
»Gut, dann treffen wir uns in zwei Stunden wieder«, sagte Johnson.
»Sofern nicht eine weitere Bombe hochgeht. Was ist eigentlich so schrecklich an Texas? Warum kann der Präsident nicht dorthin fahren und ein paar Hände schütteln?«

Marchant hatte keine Ahnung, vor wem er eigentlich floh, als er die Ruine der Bar durch ein großes zerbrochenes Fenster verließ. Sein Gefühl sagte ihm, er dürfe den Colonel nicht alleinlassen, doch die Dringlichkeit in seiner Stimme hatte ihn überzeugt.
Er taumelte benommen über den Rasen und warf einen Blick zurück auf das halbzerstörte Gebäude, dessen Gardinen wie zerfetzte Zungen aus den Fenstern wallten. Niemand konnte ihm die Schuld anhängen. Der Mann an der Rezeption des Gymkhana Clubs konnte bestätigen, dass er von einem respektierten indischen Colonel in die Bar geholt worden war. Onkel K war jedoch ein alter Freund seines Vaters. Außerdem reiste er unter dem Namen David Marlowe und nicht als Daniel Marchant. Onkel K hatte recht. Daniel befand sich auf der Flucht, und sobald man seine Anwesenheit im Club feststellen würde, wäre sein Name im Spiel. Wenn man ihm die Schuld am Marathon in die Schuhe schieben konnte, würde es ihnen hier genauso leicht gelingen.
Er dachte an den Blick, mit dem der Mann an der Bar ihn angesehen hatte. Der Kerl hatte ihm eindeutig in die Augen geschaut. Wer war er gewesen? Wer hatte ihn geschickt?
Marchant war durch ein unbewachtes Seitentor hinausgegangen und stand nun auf der Hauptstraße, doch der Verkehrslärm war nicht so laut, wie er hätte sein sollen. Einen der vorbeifahrenden Lastwagen hörte er kaum, und die Hupe wirkte seltsam gedämpft. Er schaute noch einmal zum Club zurück, von dem schwarzer Rauch in den Himmel über Delhi aufstieg. Eine Rikscha verlangsamte die Geschwindigkeit, und der Fahrer beäugte ihn mit einer Mischung aus Hoffen und Wachsamkeit. Marchant stieg auf den Rücksitz und fragte nach Gokarna.
»Gokarna?«, wiederholte der Fahrer und grinste in den Rückspiegel, während er den Zweitaktmotor aufheulen ließ. »Zu weit, Sir, selbst für Shiva. Flughafen?«
»Bahnhof.«
»Gymkhana, Problem mit Feuerwerk?«
Marchant nickte und packte die Seitenstange der Rikscha fester, damit seine Hände aufhörten zu zittern. »Großes Problem«, antwortete er. Auf der anderen Seite der Straße fuhr ein Wagen mit Diplomatenkennzeichen vorbei. Marchant drehte sich um und sah sich das blaue Nummernschild an. Es war ein amerikanisches Kennzeichen. Einen Moment lang glaubte

er, die weibliche Gestalt auf dem Rücksitz des Wagens erkannt zu haben.

32



»Können wir davon ausgehen, dass Marchant sich im Club aufgehalten hat?«, fragte Fielding, der vom Boden aufgestanden war und jetzt aufrecht am Esstisch saß.
»Es ist Mittwochabend«, sagte Denton und blickte auf den Flachbildschirm an der Wand. Dort zeigte Sky News Bilder des brennenden Gymkhana Clubs. »Wir haben mit Warschau gesprochen. Der Bridge-Abend war der einzige Ausgangspunkt, den er hatte.«
»Wollen Sie damit sagen, Sie wussten, wo Marchant steckt?«, fragte Alan Carter. Er hatte sich wieder zu ihnen gesellt, nachdem er das Büro des MI6-Chefs verlassen hatte, um einige Anrufe nach Langley zu tätigen. Auf Fieldings Bitte hatte Anne Norman widerwillig eine abhörsichere Verbindung für ihn hergestellt.
»Ich dachte, Sie wüssten ebenfalls Bescheid«, konterte Fielding.
»Wir wussten, dass er in Indien ist.«
»Er sollte sich mit einem Colonel treffen, der früher beim indischen Geheimdienst gearbeitet hat. Kailash Malhotra war einmal die Nummer zwei beim RAW. Er hat jeden Mittwochabend im Gymkhana Bridge gespielt.«
»Tut mir leid«, sagte Carter. »Der DCIA meint, wir sollen uns Marchant schnappen. Ich habe gerade mit seinem Büro gesprochen. In Kürze wird er auf einer sicheren Videoleitung durchgestellt.«
»Ich dachte, Sie wären mehr an Dhar interessiert.«
»Sind wir auch. Aber unser neuer Präsident wird am Samstag nach Delhi fliegen.«

»Wir müssen Marchant die Chance geben, Dhar zu finden.«
»Diese Bombe konnte zu keinem ungünstigeren Zeitpunkt explodieren, Marcus. Ich werde die Scharfmacher nicht mehr zurückhalten können, wenn Marchant im Club war. Spiro ist längst nicht vollständig von der Bildfläche verschwunden. Der Direktor und er kennen sich schon ewig. Die waren beide bei den Marines. Spiro wird ihm sagen, er solle anschließend mit allen verfügbaren Kräften auf die Jagd nach Dhar gehen. Und es fällt mir schwer, dem nicht zuzustimmen.«
»Nur haben Sie keine Ahnung, wo Dhar steckt.«
»Aber der Colonel wusste es. Er hätte es uns oder Ihnen sagen können. Das hätte eine Menge Zeit gespart und eine Menge Leben gerettet.«
Carter schaute wieder zum Fernseher. Verbrannte Leichen wurden vor der Lutyens-Veranda aufgebahrt.
»Das hätte er uns niemals verraten«, sagte Fielding. »Unser Verhältnis zu Delhi ist besser als Ihres, aber Dhar ist ein Stachel in ihrem Fleisch. Der RAW hat einmal versucht, ihn anzuwerben.«
»Aber Marchant hatte der Colonel Dhars Aufenthaltsort verraten.«
»Wir hofften, er würde es tun. Er hat Marchants Vater seinerzeit sehr nahgestanden. Allerdings haben wir keine Ahnung, wie viel er verraten hat. Im Moment wissen wir nicht einmal, ob Marchant und Malhotra noch leben.«
Carter zögerte kurz. »Sieht nicht besonders gut aus, nicht wahr? Daniel Marchant wird des Mordversuchs am US-Botschafter in London verdächtigt, und jetzt wird er an einem Ort in Delhi vermutet, wo eine Bombe explodiert ist, und zwar drei Tage ehe der amerikanische Präsident dort eintrifft.«
»Sie und ich wissen, dass Daniel Marchant nichts mit diesen Vorfällen zu tun hat.«
»Leider war er jedoch bei beiden anwesend. Das macht mich langsam nervös, Marcus. Erklären Sie mir, warum Marchant angeblich auf unserer Seite stehen soll.«
»Weil jemand versucht, ihn reinzulegen. Und wenn Sie nicht dahinterstecken, dann ist es jemand, der uns beiden die Eier abreißen will.«
»Was macht Sie da so sicher?«
»Ich habe Stephen Marchant gekannt. Und ich kenne Daniel. Falls er

überlebt hat, wird er einen Kontakt zu Dhar herstellen.«
»Der in Delhi herumläuft und Clubs in die Luft jagt.«
»Das war nicht Dhar, Alan. In der Hinsicht können Sie mir ruhig vertrauen. Wer immer die Verantwortung für diese Bombe trägt, er hatte es auf Marchant abgesehen.«
Es klopfte, und Anne Norman steckte den Kopf herein. Sie blickte Fielding an und beachtete Carter nicht. »Sir, ich habe Langley in der Leitung. Der DCIA wäre dann bereit.«
»Bildschirm zwei«, sagte Fielding. »Danke, Anne.«
»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich das Reden übernehme?«, fragte Carter, nachdem sie die Tür geschlossen hatte.
»Er gehört ganz Ihnen«, sagte Fielding. William Straker, der Direktor der CIA, erschien auf dem Bildschirm neben dem Fernsehbild, das den rauchenden Gymkhana Club zeigte.

An die Träger in ihren roten Hemden konnte sich Daniel Marchant noch von seinem letzten Besuch in Indien erinnern, als er mit der Eisenbahn kreuz und quer durch den Subkontinent gereist war. Aber so viele von ihnen hatte er nie zuvor gesehen. Sie eilten mit Koffern auf den tuchbedeckten Köpfen durch die bevölkerte Halle des Bahnhofs Nizamuddin, schwitzten, lächelten manchmal und schrien ständig, während ängstliche Touristen bemüht waren, den Anschluss zu ihnen nicht zu verlieren. Diesmal blieb er selbst unbelästigt. Sobald sich ihm ein Träger näherte, verschwand er auch gleich wieder, da der *Farangi* keine Taschen trug. Oder lag es an Blut und Ruß auf seiner Kleidung? Vermutlich hielten sie ihn für einen Drogensüchtigen, einen von den vielen Menschen aus dem Westen, die sich am Ende auf den Straßen von Indien das Geld für den Heimflug zusammenbetteln müssen.
Er hatte sich so gut wie möglich gesäubert, nachdem die Rikscha ihn am Eingang des Bahnhofs abgesetzt und er sich an einem Stand in der Haupthalle eine Flasche Wasser gekauft hatte. Es war die richtige Entscheidung, direkt hierher zu fahren und nicht vorher noch den Rucksack aus der Pension zu holen. Inzwischen hätten die sein Zimmer längst durchsucht. Marlowes Pass und das Geld trug er sicher an sein Bein geklebt. Neue Kleidung würde er sich kaufen, sobald er Delhi

hinter sich gelassen hätte. Sein Ticket dritter Klasse nach Karwar in der Nähe von Gokarna steckte in seiner Tasche. Jetzt musste er nur noch Gleis achtzehn finden, wo der Mangala Express nach Ernakulam in einer halben Stunde abfahren würde, mit zwölf Stunden Verspätung. Und das war gar nicht so schlecht für eine zweiundsiebzigstündige Reise.
Auf dem Weg durch die Halle stieg er über schlafende Leiber und die Scherben von *Chai*-Bechern aus Steingut, als er vor sich einen Aufruhr bemerkte, und zwar an seinem Zug, der sich in beide Richtungen endlos auszudehnen schien. Zwei junge Rucksacktouristinnen wurden von einem indischen Geschäftsmann beschimpft. Marchant drängte sich in die Menschenmenge, die sich zum Zuschauen versammelt hatte.
»Wie könnt ihr es wagen, in unser Land zu kommen mit nichts als knappen Höschen und engen T-Shirts am Leib und euch dann darüber beschweren, wenn unsere Männer sich davon verlocken lassen«, schrie der Geschäftsmann schrill. Der Streit schien bereits einige Minuten anzudauern.
»Der Kerl hat mir in den verfluchten Arsch gekniffen«, schimpfte die Jüngere der beiden zurück. Marchant hörte einen leichten australischen Akzent heraus, der jedoch nicht nach Muttersprachlerin, sondern wie später erworben klang, und er schaute sich die Frau an. Sie hatte so wenig Kleidung am Körper, dass sie ohne Probleme zu einer Go-go-Tänzerin in den Käfig hätte steigen können. Die ältere Frau war hingegen ein wenig anständiger gekleidet. Marchant drängte sich durch die Menschen, denn er witterte seine Chance. Es wäre nützlich für ihn, in einer Gruppe zu reisen, das verschaffte ihm Deckung. Die Frauen saßen in der Falle. Als die ältere der anderen sagte, sie sollten gehen, schob sich die Menge noch enger zusammen und versperrte ihnen den Weg.
»Platz da«, sagte die Frau, und in ihrer Stimme schwang Panik mit. »Ich muss zu meinem Zug. Hey, hört damit auf! Lasst mich los!«
»Kareeb khade raho!«, brüllte der Geschäftsmann, während sich die Menge um die Frauen scharte. »Kommt näher, kommt näher. Wir halten sie hier fest, bis die Polizei da ist. Solche Huren aus dem Westen müssen ihre Lektion lernen.«
»Kya problem, hai?«, fragte Marchant, als er den Geschäftsmann erreichte. »Irgendwelche Probleme?« Er roch Alkohol im Atem des Mannes.

»Und wer bist du?«
»Sie reisen mit mir«, erklärte Marchant und sah die beiden Frauen an, die nun sichtlich verängstigt waren. Mit einem Blick versicherte er ihnen, dass er auf ihrer Seite stand.
»Dann musst du ihr Zuhälter sein.«
»So ungefähr«, sagte Marchant und widerstand der Versuchung, sein Gegenüber zu verprügeln. »Wir kommen gerade von den Dreharbeiten zum neuen Shah-Rukh-Khan-Film«, sagte er, laut genug, damit die Menge ihn hören konnte. Marchants Kopf arbeitete auf vollen Touren. Während er an der Rezeption im Gymkhana Club auf Onkel K warten musste, hatte er in der *Hindustan Times* gelesen, dass der US-Präsident hoffte, bei seinem Aufenthalt den Set eines Bollywood-Films zu besuchen, doch seine Sicherheitsleute hatten sich dagegen ausgesprochen. Shah Rukh Khan drehte einen Film am Roten Fort, eine Gemeinschaftsproduktion mit einer westlichen Filmgesellschaft. Der Star hatte eine persönliche Einladung an den Präsidenten ausgesprochen, ihn auf dem Set zu besuchen.
»Shah Rukh?«, fragte jemand aus der Menge aufgeregt.
»Sicher. Wir waren aber nur Komparsen«, fügte Marchant hinzu.
»Habt ihr ihn kennengelernt? Mein Gott, ihr habt ihn kennengelernt, ja?«, fragte jemand anderes. »Er kennt Shah Rukh!«
»Ich habe ihm nur Hallo gesagt«, fuhr Marchant fort und sah den Geschäftsmann an, der eindeutig kein Wort von dem glaubte, was er hörte. Die weniger gebildete Menge wechselte hingegen bereits die Seiten, ganz so, wie Marchant es sich erhofft hatte.
»Wie ist er denn so?«, rief eine Frau. »Hast du ihn singen hören?«
»Nein, gesungen hat er nicht. Die Musik mischen sie erst später dazu. Aber wir haben ihn tanzen sehen.«
»Mit Aishwarya? Hat sie auch getanzt?«
»Natürlich. Wir waren für eine große Kampfszene da und mussten dreckiges, verkommenes Pack aus dem Westen spielen, Menschen ohne Moral. Und ich entschuldige mich für unser Aussehen. Wir kommen direkt vom Set und hatten keine Zeit, uns umzuziehen. Je eher wir in den Zug steigen können, desto schneller können wir diese anstößige Kleidung ablegen.« Marchant wandte sich an die beiden Frauen. »Folgen Sie mir zum Zug, sobald die Leute Platz machen«, raunte er ihnen leise

zu.
»Und wie willst du deine fantastische Geschichte beweisen?«, fragte der Geschäftsmann, während Marchant den Kopf senkte und sich zur Tür eines Waggons aufmachte. Die Menge wich auseinander, so wie er gehofft hatte, und beachtete den Geschäftsmann nicht, der vom Menschenstrom mitgerissen wurde. »Warum haben die Frauen vorher nichts davon gesagt?«
Marchant ließ die beiden zuerst in den Zug steigen, folgte ihnen, drehte sich um und winkte den Menschen zu.
»Du hältst hier keinen zum Narren«, beharrte der Geschäftsmann und drängte sich an den Rand des Bahnsteigs. Marchant war klar, er musste diese öffentliche Szene, in die er sich eingemischt hatte, baldmöglichst beenden. In Kürze würde die Polizei eintreffen, Fragen stellen und Aussagen aufnehmen. Bis jetzt hatte er Gewalt vermieden, weil er die Situation entschärfen wollte, statt sie weiter anzuheizen. Doch der Geschäftsmann legte eine beunruhigende Hartnäckigkeit an den Tag.
»Drogen benebeln nur dich selbst, mein Freund«, sagte der Geschäftsmann. »Aber mich nicht.«
»Ich weiß, ich weiß«, sagte Marchant, beugte sich zu ihm vor und brachte seinen Mund dicht an sein Ohr. »Aber ich weiß auch noch etwas anderes: Wenn du uns weiter verfolgst oder mit der Polizei sprichst oder uns irgendwem beschreibst, werde ich dir persönlich das Genick brechen, genauso wie es Shah Rukh in dem Film macht.«

33



In einem anderen Leben und zu einem anderen Zeitpunkt wären Marcus Fielding und William Straker vielleicht so etwas wie Freunde geworden. Weltweit hatten die Mitglieder der amerikanischen Geheimdienste gejubelt, als Straker zum Direktor der CIA ernannt worden war. Er war ein echter Spion, ein
Mann, für den Informanten das A und O waren, und bevor er Direktor geworden war, hatte er den Clandestine Service geführt. Seine Ernennung hatte den Schlag abgemildert, der die CIA getroffen hatte, als er plötzlich einer übergeordneten Autorität Rechenschaft ablegen musste, dem Director of National Intelligence. Aber einem DNI unterstellt zu sein, passte Straker gut in den Kram. Das hielt einen Teil der unerwünschten Publicity fern.
Nicht viele Geheimagenten schafften es an die Spitze einer bürokratischen Organisation wie der CIA. Straker war als Spion mit Leib und Seele genau der Richtige, als man im Kongress die Existenz der Agency infrage stellte. Da er bei den Marines gewesen war, kam er auch bei den Militärs gut an. Nur in London war er nicht sehr beliebt. Er selbst hatte den Hieb gegen Stephen Marchant geführt, und weil Fielding seinem Amtsvorgänger weiterhin treu ergeben war, konnte sich aus der Beziehung zwischen den beiden Geheimdienstchefs nichts Gutes entwickeln.
Aber Fielding hatte schon lange, bevor Straker dabei half, Marchant aus dem Amt zu drängen, einen Verdacht gegen ihn gehegt. Er wusste, eigentlich sollten sie sich verbünden, anstatt gegeneinander zu kämpfen.

Straker war praktisch das komplette Gegenteil zum vorherigen Direktor, einem Selbstdarsteller, der nach dem 11. September als eine Art Glamourspion ins Scheinwerferlicht getreten war und seine Auftritte genossen hatte, ehe er in den Ruhestand ging und seine Memoiren schrieb. Straker war anders, eher wie die Briten. Er hatte schon immer das Zwielicht bevorzugt. Und damit stellte er eine größere Bedrohung für den MI6 dar, denn er spielte nach den gleichen Regeln.
»Meine Herren«, sagte Straker zackig. »Wir haben nicht viel Zeit. Einer unserer höchsten Generäle wäre heute Nacht beinahe ums Leben gekommen. Ich muss alles erfahren, was wir über den Anschlag auf den Gymkhana Club wissen. Hat Marchant seine Finger im Spiel?«
Rotes Licht leuchtete dezent an drei kleinen Kameras, die in der Mitte des Tisches angebracht waren. Carter blickte Fielding an, und als der nickte, sah er zum Bildschirm hoch. »Sir, wie Sie wissen, ist Marchant Gegenstand einer Level-fünf-Operation. Der MI6 glaubt, er habe sich in dem Club aufgehalten, sei aber nicht für die Explosion verantwortlich.«
»Ich dachte mir schon, dass sie so etwas sagen würden. Schließlich hat er ja auch nicht versucht, Munroe zu ermorden. Marcus?«
»Will, ich weiß, wie die Sache erscheinen muss, aber unserer Überzeugung nach will jemand Marchant reinlegen.«
»Wir jedenfalls nicht«, erwiderte Straker.
Fielding wusste, was damit eigentlich gemeint war - Leila war nicht von den Amerikanern benutzt worden, um Marchant auszutricksen -, und er ging nicht darauf ein. Straker erinnerte Fielding an einen dieser stämmigen Rugbyspieler, die an seinem College in Cambridge stets nur deshalb aufgenommen worden waren, weil ihre beeindruckenden Fähigkeiten im Spiel schwerer wogen als ihre akademischen Unzulänglichkeiten. Doch er wusste, dass Straker der intelligenteste Agent seiner Generation war. Straker und er selbst sprachen fließend Arabisch (nur beherrschte Straker außerdem noch Russisch und Urdu), und ihre Wege hatten sich gekreuzt, als er und Fielding Gaddafi seine nuklearen Bestrebungen ausgeredet hatten. Eine Zeit lang hatte eine gesunde intellektuelle Rivalität zwischen ihnen bestanden, bis Langley die gesamten Lorbeeren der Gaddafi-Operation für sich allein beansprucht hatte.
Was Fielding hingegen jetzt beunruhigte, war das Wissen, dass die ganze

Sache mit Leila von Straker persönlich genehmigt worden sein musste, selbst wenn es Spiros Operation gewesen war. Nach dem Rücktritt von Stephen Marchant hatte man einen Schlussstrich gezogen, doch das Verhältnis zwischen CIA und MI6 blieb angespannt.
»POTUS landet in zweiundsiebzig Stunden in Delhi«, bellte Straker, »und ich bräuchte nun schon einen verdammt guten Grund, der mich davon abhält, Marchant festsetzen zu lassen und gemeinsam mit den Indern Dhar auszuschalten.«
»Es wäre besser, Marchant Dhar erst einmal finden zu lassen«, erwiderte Fielding kühl. Strakers einschüchternde Ungeduld kümmerte ihn wenig.
»Das halte ich durchaus für eine Option, Marcus. Aus dem Grund habe ich schließlich Spiro abgezogen und Alan eingesetzt. Aber ich hatte die Hoffnung, Marchant würde uns zu Dhar führen und nicht einen Anschlag auf General Casey im Gymkhana Club verüben.«
»Wir denken, Dhar könnte ein potenzieller Informant sein«, sagte Carter und blickte Fielding an, der froh war, dass der Mann aus Warschau die Führung übernahm. Seitdem die Zahlungen an die Dhar-Familie entdeckt worden waren, fragte sich Fielding, wie er den Amerikanern die schlechte Nachricht übermitteln sollte. Einen Boten aus ihren eigenen Reihen zu wählen, erschien ihm als gute Lösung.
»Ein Informant? Habe ich irgendetwas Entscheidendes verpasst? Im Augenblick ist Salim Dhar die Nummer eins auf unserer Liste der meistgesuchten Terroristen.«
»Sir, wir glauben, er könnte gedreht werden.« Carter wirkte wieder nervös. Fielding nickte, so diskret er konnte.
»Stimmt das?«
»Der MI6 hat einen interessanten CX über Dhar gefunden«, fuhr Carter fort.
»Will, wir glauben, er könnte einer von unseren sein«, sagte Fielding und sprang Carter zur Seite, denn der hatte genug vom Feuer des Direktors auf sich gelenkt. Ab hier würde er übernehmen.
»Sie glauben?«
»Stephen Marchant hat seiner Familie seit 1980, als er in Delhi stationiert war, Geld überwiesen.«
»Mein Gott, und damit rücken Sie erst jetzt raus?«
Fielding ging über diese Frage einfach hinweg. »Monatliche Zahlungen

an den Vater, und zwar nach dessen Entlassung aus britischen Diensten.«
»Hat der nicht mal in unserer Botschaft gearbeitet?«
»Einige Jahre lang, ja.«
»Und warum hat Marchant ihn bezahlt? Dhar war doch noch ein Kind.«
»Ich weiß.« Das war die einzige Frage, auf die Fielding keine Antwort hatte.
»Aber Sie glauben, das macht Dhar zu einem guten Jungen und bestätigt nicht etwa unsere schlimmsten Befürchtungen bezüglich Stephen Marchant? Sie müssen die Klugscheißerei entschuldigen, aber aus unserer Sicht scheint das Geld für Informanten nicht besonders schlau investiert worden zu sein: zwei Anschläge auf US-Botschaften, dazu der auf den Marathon.«
»Niemand sagt, er gehöre zu uns, Sir«, sagte Carter. »Dennoch glauben wir, er könnte überredet werden, für die Briten zu arbeiten.«
»Und Daniel Marchant ist der Einzige, der das bewerkstelligen könnte«, fügte Fielding hinzu. »Dhar wäre das höchstrangige Al-Kaida-Mitglied, das je mit dem Westen kooperiert hat. Wir könnten den Jackpot knacken.«
Es folgte eine Pause, und einen Moment dachte Fielding, die Verbindung nach Langley sei abgebrochen. Aber er wusste, der Plan klang überaus verlockend für einen alten Spion wie den Direktor der CIA.
»Ich kann Marchant und Dhar nicht frei in Indien herumlaufen lassen, wenn der Präsident eintrifft. Der DNI würde das niemals zulassen. Und ich könnte ihm daraus keinen Vorwurf machen.« Wieder verstummte er.
»Sie haben vierundzwanzig Stunden, um herauszufinden, auf welcher Seite Dhar steht, und dann holen wir uns die beiden.«

Die beiden Frauen, Kirsty und Holly, hatten ein Schlafwagenabteil mit drei Betten und Klimaanlage im Mangala Express gebucht, was deutlich bequemer war als Marchants Platz in der Holzklasse. Das Abteil war nicht durch Wände, sondern durch Vorhänge vom Gang des Waggons getrennt. Das Licht war bereits gedämpft, und obwohl Delhi erst eine Stunde hinter ihnen lag, herrschte eine Atmosphäre wie in einem Internatsschlafsaal. Leises Schnarchen mischte sich unter das Rattern der Räder. In Marchants Dritte-Klasse-Abteil dagegen drängten sich die

Menschen und schienen die Absicht zu haben, den ganzen Weg bis Kerala, das zweitausend Kilometer weiter im Süden lag, zu essen, zu rülpsen und zu streiten. Betten gab es nicht, nur die harten Bänke.
Die beiden Frauen hatten ihre Plätze in zwei Dreibettgestellen, die einander gegenüberlagen. Sie schliefen auf den beiden oberen Liegen, während eine Familie aus Kerala mit einem Kind die unteren belegt hatte. Die Schlafkoje unter Holly war frei gewesen, und dort lag Marchant jetzt und unterhielt sich mit Kirsty.
»Du kannst die ganze Nacht hierbleiben, wenn du möchtest«, sagte sie und blickte hinüber zu Holly. »Sie schläft schon. Wir waren zu dritt, aber Holly und Anya haben sich ein bisschen gestritten, und deshalb ist Anya in Delhi geblieben. Das ist ihr Bett.«
»Ich werde mal sehen, ob der Schaffner mir den Platz überlässt«, meinte Marchant. Er konnte den Kontrolleur hören, der durch den Waggon ging. Vor einiger Zeit hatte jemand vom Personal, der Laken und Decken vorbeigebracht hatte, ihn misstrauisch beäugt.
Holly und Kirsty waren Engländerinnen, Anfang zwanzig und unterwegs nach Goa. Sie wollten eine sechsmonatige Weltreise unternehmen und waren inzwischen zwei Wochen in Indien. Holly, die Jüngere, befand sich bereits im Kriegszustand mit dem Subkontinent und hatte über das Essen, die Männer, das Rumoren in ihrem Bauch und den Zustand der öffentlichen Toiletten gemeckert, ehe sie eingeschlafen war. Der Streit im Bahnhof hatte ihr arg zugesetzt. Kirsty war lockerer und hatte weder Probleme mit dem Wetter noch mit dem Darm. Ihre entspannte Art hatte Marchant an Monika erinnert, und sie hatten sich sofort gut verstanden.
»Hast du das gehört?«, fragte Kirsty und deutete mit dem Kopf zum Gang. Marchant lauschte. Jemand protestierte, weil man ihm nicht gestattete, auf einem freien Platz zu sitzen. Der Schaffner sagte etwas von Wartelisten, Buchungen drei Monate im Voraus und der Polizei.
Marchant und Kirsty blickten sich an.
»Komm hier rauf. Du kannst dich unter meiner Decke verstecken.«
Marchant sah nach unten. Der Mann aus Kerala, ein Ingenieur, der ihm vorhin seine Geschäftsvisitenkarte gegeben hatte, schnarchte und seine Frau ebenfalls. Nur das kleine Kind, das neben ihr lag, starrte ihn mit großen braunen Augen an. Marchant lächelte und legte einen Finger an die Lippen. »Pst«, sagte er und streckte die Beine zur

gegenüberliegenden Liege aus, auf der die Familie aus Kerala einen Teil ihres Gepäcks untergebracht hatte. Dann hievte er sich hinauf in die schmale Koje. Kirsty kicherte und schob sich dicht an die Kante, um zwischen sich und der Wand Platz für Marchant zu machen.
»Wirklich winzig, diese Betten«, flüsterte Marchant und spürte die Wärme ihres Körpers, als er die Wolldecke über sich zog. Deren Kratzen erinnerte ihn an die Schule.
»Er kommt«, sagte Kirsty und zog ihren Rucksack vom Fußende nach oben, um einen kleinen Sichtschutz zu haben. Marchant rührte sich nicht und lauschte auf den Kontrolleur. Er hörte, wie sich die Familie unten bewegte, und Kirsty streckte die Hand aus und weckte Holly.
Nachdem der Kontrolleur gegangen war, blieb Marchant zunächst, wo er war, und ließ sich von der rhythmischen Bewegung des Waggons einlullen. Zuletzt war er in seinem Reisejahr mit einem indischen Zug gefahren auf der Strecke nach Kalkutta, die früher als »Frontier Mail« bekannt gewesen war.
»David?«, fragte Kirsty leise. »Er ist weg.« Marchant richtete sich auf und holte Luft. Sie lagen beide da und schauten sich die metallisch blaue Einrichtung aus den Fünfzigern an, mit Nieten, Messingschaltern und Bakelitgriffen. Der Stil erinnerte Marchant an das Interieur eines alten Schiffes.
Sie hatten sich schon über den Vorfall am Bahnhof in Delhi unterhalten. Beide Frauen hatten sich bei ihm für die galante Rettung bedankt und gefragt, ob seine Geschichte denn auch ein Körnchen Wahrheit enthielte. Marchant entschied sich, bei der Tarnung zu bleiben, die zunächst einmal harmlos war, und erzählte ihnen, dass er zwei Tage als Komparse am Roten Fort gearbeitet habe und dass Shah Rukh in Wirklichkeit viel kleiner sei als in den Filmen. Er musste schließlich als Lügner in Übung bleiben.
Holly hatte gespürt, wie gut sich Marchant und Kirsty verstanden, und sich schmollend in ihre Koje verzogen, während die beiden auf den offenen Türstufen des Zuges saßen und die Vororte von Delhi an sich vorbeiziehen ließen. Ihr Gespräch verlief ungezwungen, als würden sie sich schon seit Jahren kennen. Niemand stellte Fragen darüber, wie der andere lebte und seinen Unterhalt verdiente.
Er erfuhr wenig über Kirsty: Sie wollte Ashtanga am Strand von Goa

lernen, und sie hatte den geschmeidigen Körper einer Yogaanhängerin. Kirsty wusste über ihn lediglich, dass er David Marlowe hieß, aus Irland stammte und dass man ihm in seiner Pension in Pahaganj den Rucksack gestohlen hatte. Mit anderen Worten: Sie waren Fremde - und zwar mehr, als Kirsty je ahnen würde.
Dennoch spürte Marchant etwas bei ihrer sorglosen Begegnung, als er im Nachtzug nach Goa mit ihr in der engen Koje lag und dem lang gezogenen Horn lauschte, das irgendwo weit vor ihnen tutete; und das machte es gewissermaßen unausweichlich, dass sie ihr Bein über seins schob. Er wollte gerade das Gleiche tun, als das Kind aus Kerala hustete. Marchant lächelte, weil Kirsty das Bein zurückzog. Stattdessen lagen sie dort zusammen, und ihre Welten, die sich kurz berührt hatten, drifteten wieder auseinander, während sich der Mangala Express durch die Dunkelheit auf das Arabische Meer zubewegte.

34



Paul Myers hatte sich den ganzen Abend im Morpeth Arms volllaufen lassen. Er betrachtete die Lichter des MI6-Gebäudes auf der anderen Seite der Themse, die hell in die Nacht strahlten, und er wusste, was er jetzt tun würde, konnte leicht das Ende seiner Karriere beim GCHQ bedeuten. Außerdem verriet er damit Leila, einen der wenigen Menschen, die er als Freund bezeichnen durfte. Aber sie hatte ihn ebenfalls hintergangen, und er begriff nun, dass er kaum eine andere Wahl hatte. Nachdem er sein fünftes Pint London Pride geleert hatte, stand er auf, trat hinaus und überquerte die Millbank zur Promenade am Fluss.

Er schaute auf das dunkle Wasser, das still unter ihm dahinfloss, und wählte die Nummer von Marcus Fieldings Handy. Nur wenige kannten diese Nummer, und noch weniger Menschen war erlaubt, ihn auf seinem Handy anrufen. Aber wenn man beim GCHQ arbeitete und über die Sicherheitsfreigabe eines ranghohen Geheimdienstanalysten verfügte, gab es immer einen Weg. Myers sah hinauf zum Büro des Vikars, als es am anderen Ende zu klingeln begann.

»Wer spricht da?«, fragte Fielding.

»Paul Myers, Analyst der Sektion Asien in Cheltenham«, sagte Myers und war sich bewusst, dass er lallte.

»Dies ist weder der passende Weg für die Kommunikation zwischen uns noch der passende Zeitpunkt«, gab Fielding zurück. »Wem sind Sie unterstellt?«

»Sir, es geht um Leila. Ich muss dringend noch heute Abend mit Ihnen

sprechen.« Trotz des Alkohols spürte Myers die Überraschung am anderen Ende der Leitung. »Wir haben eines ihrer Telefonate abgefangen. Ich denke, Sie sollten sich das Transkript ansehen. Ich habe es bei mir.«
Eine Pause. »Wo sind Sie?«
»Auf der anderen Seite des Flusses.« Myers blickte hinauf zu dem vorspringenden Fenster ganz oben im Hauptquartier. Er konnte niemanden sehen, aber er stellte sich vor, wie der Vikar in die Dunkelheit spähte.
»Ich hole Sie mit meinem Wagen ab«, sagte Fielding. »Bleiben Sie, wo Sie sind.«
Zehn Minuten später saß Myers auf dem Rücksitz eines Range Rovers neben Fielding, während man sie an der Themse entlang in Richtung Westminster fuhr. Myers war fast genauso, wie Fielding ihn sich vorgestellt hatte: mangelnde soziale Kompetenz, Brille mit dickem Gestell, Körperhygiene, die zu wünschen übrig ließ, Alkoholproblem und ein IQ, der weit über den Durchschnitt hinausging. Ein typischer Datenhengst aus Cheltenham.
»Der erste Anruf fand einige Stunden nach dem Marathon statt«, erläuterte Myers. »Wir haben alles abgehört, weil wir verzweifelt nach einem Anhaltspunkt gesucht haben. Es herrschte ein Chaos wie nach dem 7. Juli. Südindien passte offensichtlich ins Raster, also nahmen wir uns Malayalam, Tamil und Telugu vor. Aber wir haben auch Farsi abgehört. Ich habe dies hier entdeckt. Leilas Stimme habe ich sofort erkannt.«
Er reichte Fielding den Ausdruck eines Telefontranskripts. Fielding las aufmerksam.
***Mutter** (Farsi): »Sie sind heute Nacht gekommen, zu dritt. Sie haben den Jungen geholt, du weißt schon, der für mich kocht. Haben ihn vor meinen Augen verprügelt.«**Leila** (Farsi): »Haben sie dir etwas getan, Mama? Haben sie dich angerührt?«**Mutter** (Farsi): »Er war für mich wie ein Enkel. Sie haben ihn an den [Füßen?] rausgeschleift.«**Leila** (Farsi): »Mama, was haben sie mit dir gemacht?«**Mutter** (Farsi): »Du hast mir gesagt, die würden nicht kommen. Andere hier haben auch gelitten.«**Leila** (Farsi): »Es ist vorbei, Mama. Jetzt kommen sie nicht mehr. Ich verspreche es dir.«**Mutter** (Farsi): »Warum haben sie*

*behauptet, meine Familie sei schuld? Was haben wir ihnen denn angetan?«**Leila** (Englisch): »Nichts. (Farsi) Du weißt doch, wie das ist. Bist du jetzt in Sicherheit?«[Verbindung unterbrochen]* Fielding gab das Transkript zurück.
»Haben Sie das eingetragen oder an irgendwen weitergereicht?«
Myers schwieg kurz und schüttelte den Kopf. »Nein. Ich weiß, das hätte ich tun sollen. Aber Leila und ich waren Freunde. Gute Freunde. Ich habe mir nichts dabei gedacht. Sie hatte mir von dem Pflegeheim erzählt, auch davon, dass das Personal ihre Mutter misshandelte. Um ehrlich zu sein, war es mir peinlich, sie abzuhören. Es war schließlich eine Familienangelegenheit.«
»Und warum haben Sie Ihre Meinung geändert?«
»Na ja, erst mal die Neuigkeit, dass sie für die Amerikaner arbeitet. Ich war richtig sauer auf sie, als ich das mitbekommen habe. Es war eine sehr persönliche Sache, so, als hätte sie mich selbst verraten. Ich habe mir daraufhin das Transkript noch einmal angeschaut.«
»Und?«
»Ich hatte den wichtigsten Teil übersehen, die Übermittlungsdaten. Leila hat immer von ihrer Mutter gesprochen, als würde sie in einem Pflegeheim in England leben. Als ich die Geschichte von einem Koch und von Prügeln hörte, dachte ich, es sei irgendein Streit unter dem Personal. Der Anruf ging an eine britische Mobilnummer, aber ich habe mir das Abhörprotokoll angeschaut und begriffen, dass er zu einem Mobilfunknetz in Teheran weitergeleitet worden ist.«
Das war niemandem aufgefallen, dachte Fielding. Niemandem außer den Amerikanern, die nicht nur herausgefunden hatten, dass Leilas Mutter in den Iran gezogen war, sondern diese Information auch eingesetzt hatten, um Leila umzudrehen. Darüber hinaus hatte, was Fielding die größten Sorgen bereitete, das System der Sicherheitsüberprüfungen versagt. Es gab also einen ersten Zwischenfall durch die neue, ausgeweitete Anwerbungspolitik des MI6. Wie viele andere würden in Zukunft noch durch die Maschen schlüpfen?
»Wir haben immer ein wenig gegenseitig aufeinander aufgepasst«, fuhr Myers fort.
»In welcher Hinsicht?«
»Na ja, so dies und jenes.«

»Und?«
»In Cheltenham haben wir am Morgen des Marathons ein Gespräch aufgeschnappt. Ich habe es an sie weitergeleitet und sie gebeten, auf sich aufzupassen.«
»Haben Sie das irgendwem sonst gesagt?«
»Nein. Zu dem Zeitpunkt habe ich es für unwesentlich gehalten. Ich wusste, sie würde den Marathon laufen. Sie hat sich bedankt und mir gesagt, sie würde es weiterleiten, doch das hat sie nie getan, wie ich weiß.«
»Und jetzt halten Sie es nicht mehr für unwesentlich?«
»Ja, genau.«
»Warum?«
»Mein Vorgesetzter hat kürzlich Anweisung vom MI6 erhalten, sich ausschließlich auf die Golfregion zu konzentrieren. Heute haben wir wieder etwas abgefangen. Aus einer Telefonzelle in Delhi. Wieder Leilas Stimme. Ich habe es mit einem Stimmprofil abgecheckt. Sie wollte mit ihrer Mutter sprechen - die sich in Teheran aufhält.«
Er reichte Fielding das nächste Transkript.
Leila *(Farsi): »Mama. Ich bin es, Leila. Bald wird alles besser werden.«****Unidentifizierte Männerstimme*** *(Farsi): »Ihre Mutter ist im Krankenhaus.«****Leila:*** *»Wer spricht da?«****Unidentifizierte Männerstimme:*** *»Ein Freund der Familie. [Männerstimmen im Hintergrund] Sie ist wohlauf und wird, inschallah, die beste Behandlung bekommen, die für Dollars zu haben ist.«****Leila:*** *»Ich will, dass man sich gut um sie kümmert, das war die Abmachung.«****Unidentifizierte Männerstimme:*** *»Ich werde ihr ausrichten, dass Sie angerufen haben. Und dass ihre Gesundheit in Ihren Händen liegt.«[Ende]* »Wissen wir, zu wem diese männliche Stimme gehört?«, fragte Fielding und reichte das Papier zurück.
Myers zögerte. »Ali Mussawi, ein hoher Beamter beim VEVAK, dem iranischen Ministerium für Nachrichtenwesen und Sicherheit.«
»Den kenne ich«, meinte Fielding. »Dem bereitet es Freude, Bahai zu schikanieren.«
»Hat der auch Spaß daran, Anschläge auf Marathonveranstaltungen zu organisieren?«
»Wieso?«

»Ich habe mir noch einmal angehört, was wir in jener Nacht vor dem Lauf aufgefangen hatten. Wir hatten nur die eine Seite eines Gesprächs, und zwar das Londoner Ende. Südindischer Akzent, ein sauberes Handy.« Myers gab Fielding ein drittes Transkript. »Aber der Anruf kam aus dem Iran. Heute Nachmittag ist es mir endlich gelungen, die Nummer aufzuspüren. Sie wurde schon einmal in diesem Jahr von Ali Mussawi benutzt.«
Fielding blickte Myers an. Wie immer beim Geheimdienst war das kein endgültiger Beweis, aber ihm genügte es. Er las:
Unidentifizierte Männerstimme *(Englisch, südindischer Akzent): »Fünfunddreißigtausend Läufer.«****Anrufer:*** *[keine Daten, verschlüsselt, aus Iran]****Unidentifizierte Männerstimme:*** *»Acha. Acht Minuten dreißig.«[Ende]* Fielding bat um die beiden anderen Transkripte und las sie erneut.
»Danke, dass Sie mir das gezeigt haben«, sagte er und überflog die Seiten. »Sie sind ein ganz schönes Risiko eingegangen.«
»Wir haben gehört, die Amerikaner würden für die Pflege von Leilas Mutter im Austausch für ihre Arbeit zahlen. Ihre Mutter ist eine Bahai, deshalb haben sie die alte Frau gern unterstützt.«
»Das haben wir auch gehört.«
»Der VEVAK betrachtet alle Bahai als zionistische Agenten. Die haben Wind von der Sache bekommen, sind bei Leilas Mutter aufgetaucht und haben Leilas Anrufe angenommen.«
»Das wäre eine logische Erklärung. Aber falls diese Vereinbarung zwischen Leila und den Amerikanern geheim war, wovon wir ausgehen müssen, warum sollte sie dann einem unbekannten Iraner, der am Telefon ihrer Mutter ist, sagen: ›Ich will, dass man sich gut um sie kümmert, das war die Abmachung‹?«
Myers saß still da und starrte in den Fußraum des Wagens. Einen Augenblick lang fürchtete Fielding, ihm sei übel geworden. Dann sah Myers wieder auf und wandte sich dem Chef des MI6 zu.
»Leila hat überhaupt nicht für die Amerikaner gearbeitet, oder?«
»Nein, das hat sie nicht.«
»Und es gab keinen amerikanischen Maulwurf im MI6.«
»Nein. Keinen amerikanischen. Der Maulwurf stammte aus dem Iran und arbeitet jetzt für die CIA in Delhi, zweiundsiebzig Stunden ehe dort

der neue Präsident der Vereinigten Staaten landet. Ich fürchte, ich muss Sie irgendwo absetzen.«

35



Marchant hörte die Polizei, ehe sie seinen Waggon erreichte. Er lag mit offenen Augen neben Kirsty und lauschte den Schlafgeräuschen um sich herum. Im Hintergrund nahm er die leisen und drängenden Stimmen von Autoritätspersonen wahr. Er löste sich aus Kirstys schlaffer Umarmung, schwang sich nach unten zum Boden und setzte lautlos auf. Er musste sich beeilen. Die Polizei arbeitete sich von beiden Seiten durch den Zug vor.
Marchant trat aus dem Schlafbereich in einen kleinen Raum am Ende des Waggons. In einer Kabine mit der Aufschrift »Wäsche« schlief ein junger Mann vom Zugpersonal auf einem Klappbett. Über ihm waren in Regalen ordentlich gefaltet Kissen und Decken gestapelt. Die Tür war angelehnt. Leise zog Marchant sie zu. Dann öffnete er die Tür nach draußen. Die Nacht war warm, das Land in der Umgebung flach: Reisfelder. Marchant schätzte die Geschwindigkeit des Zugs auf fünfzig Stundenkilometer - nicht schnell, aber zu schnell, um abzuspringen. Neben sich sah er einen kleinen Metallschrank mit der Aufschrift »Elektrik«. Er zog an der verbeulten Klappe. Das Schloss war schon vor langer Zeit aufgebrochen worden, und das Türchen ließ sich leicht öffnen. Die Stimmen hinter ihm wurden lauter. Er sah in beide Richtungen und betätigte dann alle Schalter, die nach oben standen. Zwei Lampen über ihm gingen aus, dazu die trüben Nachtlichter im Waggoninneren. Das würde ihm ein paar Sekunden einbringen. Er vergewisserte sich, dass kein Notlicht angesprungen war, reckte sich

daraufhin bis zu der Stufe vor der offenen Tür und hielt sich am Handlauf daneben fest. Er setzte den linken Fuß auf die Tür und zog sich nach oben, dabei warf er einen Blick auf den Ausdruck der Passagierliste, die in Delhi außen an den Zug geklebt worden war: Name, Geschlecht, Alter.
Einen Moment lang hing er horizontal über dem Boden, der sich unter ihm bewegte, und glaubte, er würde fallen, doch mit der linken Hand konnte er den oberen Rand der Tür packen und sich weiter nach oben ziehen. Im nächsten Moment passierte der Zug einen Signalmasten aus Beton, der an seinem aufgeblähten T-Shirt entlangstrich. Der Adrenalinstoß machte seine Beine schwer, und seine Kräfte ließen nach. Er sah nach beiden Seiten, griff nach der Kante des Zugdachs, zog sich wieder hoch und setzte einen Fuß auf die kleine Lampe über der Passagierliste. Im nächsten Augenblick lag er flach auf dem Dach. Er dachte an Shah Rukh Khan, der in *Dil Se - Von ganzem Herzen* auf einem Zug tanzte, doch er fühlte sich überhaupt nicht wie ein Filmstar, während er sich auf das schmutzige Dach drückte und nach Brücken Ausschau hielt.
Noch war er nicht in Sicherheit. Er beugte sich über die Seite, packte die schwere Tür und schlug sie zu. Die Tür ging zu, schloss sich aber nicht vollständig. Er hatte keine Zeit, sie richtig anzudrücken. Er krabbelte über das Dach des Zuges in Richtung der Dritte-Klasse-Abteile und hielt seinen Körper so flach wie möglich.
Unter ihm betrat eine Gruppe Polizisten den Waggon vom anderen Ende her, arbeitete sich durch schlafende Familien vor und suchte nach jemandem. Als sie bei Kirstys und Hollys Abteil ankamen, schickte der befehlshabende Polizist eine Kollegin vor, die zwischen die Bettgestelle trat. Hollys Gesicht war deutlich zu sehen, Kirsty hingegen war unter ihrer Decke verborgen.
»Bitte aufwachen, Madam, wir müssen Ihre Pässe kontrollieren«, sagte die Polizistin und zupfte an Kirstys Decke. Dann wandte sie sich an Holly, die bereits die Augen aufgeschlagen hatte. »Den Pass, bitte, Madam? Polizeikontrolle.«
Holly setzte sich auf und suchte verschlafen in ihrem Rucksack, den sie am Fußende des Bettes verstaut hatte. »Kirsty, wach auf«, rief sie ihrer Freundin zu, die noch immer schlief. »Kirsty?«

Kirsty rührte sich, blinzelte die Polizistin an, deren Kopf sich knapp unter ihrer Matratzenhöhe befand. Instinktiv drehte sie sich um, weil Marchant hinter ihr hätte liegen sollen, und dann blickte sie die Frau an.
»Vermissen Sie etwas?«, fragte sie Kirsty.
»Nur meine Tasche.«
»Ist es diese?«, fragte die Polizistin und tippte an den Rucksack zu ihren Füßen.
Kirsty nickte, nahm den Pass aus dem Geldgürtel, den sie um den Bauch trug, und strich ihr Haar halb im Schlaf zurück. Wo war David? Sie hatte nicht mitbekommen, dass er verschwunden war. Die Frau schaute sich die beiden Pässe an und reichte sie dann weiter an den Kollegen. Holly warf Kirsty einen fragenden Blick zu, die daraufhin jedoch nur mit den Schultern zuckte.
»Stimmt etwas nicht?«, fragte Kirsty.
»Wir suchen nach einem Iren, David Marlowe«, sagte der ranghöhere Beamte, der einen *Lathi*, einen Schlagstock, aus Bambus trug. »Er wurde gesehen, wie er in Delhi mit zwei ausländischen Touristinnen den Zug bestiegen hat. Kennen Sie jemanden mit diesem Namen?«
Kirsty blickte Holly an.
»Ja, er reist in der dritten Klasse«, sagte Holly. »Wir haben ihn nur auf dem Bahnsteig in Nizamuddin gesehen. Ein echter Loser.«
Kirsty warf ihr einen tadelnden, verwirrten Blick zu. Sie hätte bei Anya in Delhi bleiben sollen.
»Wohin wollte er fahren?«, fragte die Polizistin und machte sich auf einem kleinen Block Notizen.
»Warum fragen Sie nicht sie?«, meinte Holly. »Sie hat sich mit ihm angefreundet.«
»Er hat uns auf dem Bahnsteig in Delhi geholfen, als wir dort belästigt wurden«, sagte Kirsty, gleichermaßen an Holly und die Polizistin gewandt. »Ich glaube, er wollte nach Vasai.«
Was immer David angestellt haben mochte, dachte Kirsty, er hatte ihnen in Delhi geholfen. Holly schien das komplett vergessen zu haben.
»Vasai? Er wollte also nicht nach Goa?«
»Dafür hatte er nicht genug Geld.«
»Hat er sonst nichts gesagt?«
»Nein.«

»Und er war allein unterwegs?«
»Ich nehme es an.«
»Gepäck?«
»Ich glaube nicht. Warum stellen Sie mir all diese Fragen?«
»Können Sie sich an seine Kleidung erinnern?«
»Ich weiß nicht.« Plötzlich fühlte sich Kirsty schrecklich müde. »Jeans?«
»Er hat entsetzlich gerochen, daran kann ich mich erinnern«, meinte Holly. Kirsty gab sich nicht die Mühe, sie anzublicken. Sie wollte einfach nur wieder einschlafen und in ihrem eigenen Bett in England aufwachen.
»Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, Madam«, sagte die Polizistin und reichte Kirsty beide Pässe zurück. »Halten Sie sich von solchen Gestalten wie David Marlowe fern.«
»Was hat er denn angestellt?«, fragte Holly.
»Das werden Sie noch früh genug in den Zeitungen lesen. Er ist ein gefährlicher Mensch.«

36



Fielding hatte seinen Fahrer angewiesen, zu wenden und zum Büro zurückzufahren, nachdem sie Myers am Trafalgar Square abgesetzt hatten, von wo der Analyst, wie er sagte, den Nachtbus zur Wohnung eines Freundes in North London nehmen konnte. In Hauptquartier herrschte tröstliche Betriebsamkeit, als Fielding in den Fahrstuhl zu seinem Büro stieg. Wenn es hier zu still wurde, machte er sich Sorgen. Er hinterließ eine Nachricht auf Dentons Mobilbox und bat ihn, am nächsten Tag früher zu erscheinen, dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und las den Bericht von Leilas erweiterter Sicherheitsüberprüfung, den er sich vom Leiter der Nachtschicht hatte kommen lassen. Um ungefähr drei Uhr nachts bat er um die neuesten Informationen über die Bahai-Gemeinschaft im Iran, über Ali Mussawi und über den Anschlag auf den London Marathon. Es war so viel Papier, dass es mit einem Rollwagen gebracht werden musste.
Als die Dämmerung anbrach und mit einem leuchtenden Orange die dunkle Themse unter seinem Fenster erwärmte, hatte Fielding sich eine Vorstellung davon verschafft, welche Bedrohung von Leila ausging und welche Folgen ihre beispiellose Tätigkeit als Triple-Agentin für den MI6, für Stephen Marchant und für seine eigene Karriere gehabt hatte und noch haben würde. Die Amerikaner würden sich selbst ein Bild machen müssen aufgrund des Berichts, den er Straker in wenigen Stunden schicken würde. Leila war jetzt deren Problem.
Für den MI6 war die Sache trotzdem eine Katastrophe, falls Leila, eine seiner besten Rekrutinnen, tatsächlich schon an dem Tag, an dem sie in

London eingetroffen war, für den iranischen VEVAK gearbeitet hatte. Die erweiterte Sicherheitsüberprüfung, die vor zehn Jahren eingeführt worden war, sollte eigentlich das höchste Maß an Durchleuchtung garantieren, weit über die normalen Terrorabwehr- und Sicherheitschecks hinaus. Solche Prüfungen waren jetzt notwendiger denn je, da die Geheimdienste Rekruten mit den verschiedensten ethnischen Hintergründen anwarben, doch in Leilas Fall schien man auf ganzer Linie beispiellos versagt zu haben.

Kurz nachdem sich Leila beim Geheimdienst beworben hatte, führte man ein umfassendes Gespräch mit ihr, auf das zwei weitere folgten, ehe sie die Ausbildung im Fort antrat, neun Monate nach ihrer Bewerbung. Das letzte hatte in Anwesenheit eines hohen Beamten stattgefunden und führte aufgrund ihrer familiären Verbindungen in den Iran zu einer »Nachprüfung«.

So wurde ein Beamter zu ihrer Mutter nach Hertfordshire geschickt. Die war zwei Jahre zuvor Witwe geworden und lebte seit fünfundzwanzig Jahren in Großbritannien, seit sie zu Zeiten der Revolution ihre Stelle als Universitätsdozentin in Teheran aufgegeben hatte und aus dem Land geflohen war. Sie gehörte der Bahai-Religionsgemeinschaft an, war auch in England fromm geblieben und hatte sich einer kleinen Gemeinde angeschlossen.

Der anschließende Bericht der erweiterten Sicherheitsüberprüfung äußerte keine Bedenken und beschrieb Leilas Mutter als vollintegriertes Mitglied der britischen Gesellschaft. Zusammen mit anderen Bahai, die den Iran verlassen hatten und in England lebten, lehnte sie das Regime in Teheran strikt ab, trat jedoch innerhalb der Exilgemeinde nicht weiter hervor. Bezeichnenderweise war sie nicht an den verschiedenen politischen Aktionen weltweit beteiligt, bei denen religiöse Freiheit für den Iran gefordert wurde.

Zwei Monate ehe Leila ihre Ausbildung im Fort begann, wurde ihre Mutter ein zweites Mal befragt. Sie wohnte noch an der gleichen Adresse, aber es wurde darüber geredet, dass sie in ein Pflegeheim in Harpenden ziehen wolle. In dem Gespräch kam nichts Bedenkliches zutage, und in einer handschriftlichen Anmerkung zu dem Bericht wurde vorgeschlagen, von weiteren Befragungen abzusehen, falls sie nicht unerlässlich wären. Vieles von dem, was die Mutter gesagt hatte, wirkte

verworren, und man hatte daraus geschlossen, dass sie erste Anzeichen von Alzheimer zeigte.
Was Fielding beunruhigte, war die Tatsache, dass der Umzug der Mutter in den Iran, der kurz nach dem letzten Gespräch stattgefunden haben musste, den zuständigen Beamten vollständig entgangen war. Soweit es die Prüfer betraf, lebte sie immer noch in Hertfordshire. Es wäre Leilas Pflicht gewesen, den MI6 über jegliche Veränderungen innerhalb ihrer Familie zu informieren, insbesondere angesichts des kritischen Verhältnisses zwischen dem Westen und dem Iran. Doch sie hatte sich eindeutig dafür entschieden, kein Sterbenswörtchen darüber verlauten zu lassen. Innerhalb von Whitehall war bereits angemahnt worden, dass die erweiterte Sicherheitsüberprüfung dem Einzelnen zu viel Spielraum ließ, indem sie ihm die Verantwortung für die Mitteilung solcher Veränderungen übertrug, aber die grundsätzlichen Fehler des Systems waren zuvor nie so deutlich ans Licht getreten.
Fielding versuchte, die Angelegenheit mit Nachsicht zu betrachten. Wenn Leila die Pläne ihrer Mutter im Voraus gekannt hätte, wäre sie dagegen eingeschritten, denn ihr wäre klar gewesen, dass sie sich damit erpressbar machte. Doch was konnte Leila noch tun, als die Mutter bereits im Iran war? Sie war ausgesprochen ehrgeizig, und ihre vielversprechende Karriere beim MI6 wäre beendet gewesen, ehe sie richtig angefangen hatte, wenn sie ihre Vorgesetzten informiert hätte. Fielding entschied, sie habe vielleicht keine Warnung erhalten, sondern nur einen Anruf von der Mutter, in dem sie erklärte, was sie getan hatte: Anstatt in ein Pflegeheim zu ziehen, war sie in den Iran zurückgeflogen. War die Verwirrung der Mutter beim letzten Gespräch nur ein Bluff gewesen? Nachdem die Mutter in den Iran gereist war, hatten sich Leilas ärgste Befürchtungen bewahrheitet. Ihre Mutter wurde schon bald ihres Glaubens wegen verfolgt, und der VEVAK klopfte in London an Leilas Tür, weil sie kurz davor stand, die Karriereleiter beim MI6 hinaufzuklettern.
In den frühen Achtzigern waren im Iran zweihundert Bahai getötet worden, und viele Tausend wurden inhaftiert. In den letzten Jahren hatte die islamische Regierung erneut eine Kampagne geführt, um die Bahai aus dem Land zu vertreiben. Leila wurde vor eine schwierige Wahl gestellt: Entweder sie arbeitete für den VEVAK, oder ihre Mutter würde

sterben. Sie wäre schließlich nicht die erste und sicherlich nicht die letzte Bahai, die hingerichtet wurde.
Einen kurzen Moment lang tat Leila ihm leid. Die Akte ließ auf eine enge Beziehung zwischen Mutter und Tochter schließen, die durch den Alkoholismus des Vaters zusätzlich gestärkt worden war. Gegen seine Exzesse, die vor allem Gewalttätigkeit gegen die Mutter, nicht aber gegen Leila beinhalteten (obwohl sich Vater und Tochter nicht sehr nahestanden), hatten sie sich solidarisiert. Einer Eintragung in der Akte zufolge war der Kontakt zum Vater ganz abgebrochen, nachdem Leila sich an der Universität von Oxford eingeschrieben hatte. Sie hatte dem Beamten bei der Überprüfung gesagt, dass ihre Tränen bei der Beerdigung ihres Vaters in ihrem Abschlussjahr allein der Mutter gegolten hatten.
Fielding stand vom Schreibtisch auf, reckte sich und blickte aus dem Fenster, wo die ersten Flugzeuge Richtung Heathrow die Stadt aus dem Schlaf weckten. Es klopfte an der Tür, und Otto, der bereits für drei Chefs als Butler gearbeitet hatte, brachte eine Kanne türkischen Kaffee, ein Körbchen mit warmem Fladenbrot und ein bisschen *Labneh*, Frischkäse aus Joghurt. Fieldings Dienstzeiten im Ausland hatten ihre Spuren bei seinem Geschmack hinterlassen.
»Nehmen Sie sich doch ein bisschen frei, Otto«, sagte Fielding. »Sie haben bis spät in die Nacht gearbeitet und sind jetzt schon wieder so früh hier.«
»Keine Ursache, Sir. Der Diensthabende hat mich angerufen. Er hat gesagt, Sie seien die ganze Nacht aufgeblieben.«
»Mit einem kleinen Unterschied: Ich werde hervorragend bezahlt, damit ich die Nacht durcharbeite, und Sie nicht«, erwiderte Fielding und schenkte sich Kaffee ein. Er wusste, viele Neulinge beim MI6 in London schüttelten zunächst den Kopf, wenn sie hörten, dass im Haus ein Butler beschäftigt war, bis man ihnen erklärte, welchen praktischen Nutzen das hatte, wenn der Chef mit wichtigen Persönlichkeiten speiste. An den meisten Tagen der Woche nahm er seinen Lunch mit Politikern, hochrangigen Beamten oder Kollegen von anderen Diensten ein, doch ihre Gespräche waren zu vertraulich für die meisten überprüften Restaurants. (Der MI6 verfügte über eine Liste kleiner, abhörsicherer Lokale in der Londoner City.)

Otto stammte ursprünglich aus Jugoslawien. Er war in den späten Sechzigern nach London gekommen und hatte Englisch ausschließlich durch das Lesen der Spionageromane aus den Fünfzigern gelernt. Die veralteten Redewendungen waren im Laufe der Jahre nach und nach aus seinem Wortschatz verschwunden, doch gelegentlich überraschte er noch mit einem »Cin Cin«, einem »Verdammich« oder einem - der Favorit im Büro - »Wir sprechen uns wieder«. Fielding fragte sich manchmal, was die Umwelt damals von einem MI6-Chef gehalten haben musste, der sich von einem Butler aus Osteuropa bedienen ließ. Jetzt galt seine Nationalität hingegen nicht mehr als ungewöhnlich, aber auf dem Höhepunkt des Kalten Kriegs hatte sicher so mancher in Whitehall die Stirn gerunzelt.
»Alle gesund zu Hause?«, fragte Fielding, während Otto ein paar Becher von der vergangenen Nacht abräumte und zur Tür ging.
»Ja, Sir. Danke der Nachfrage. Mr. Denton ist da und möchte Sie sehen.«
Fieldings kurz aufgewalltes Mitleid für Leila verging so schnell, wie es gekommen war, als Ian Denton unrasiert und mit einem Kaffeebecher aus der Kantine in der Hand eintrat und ihn daran erinnerte, was ihre Arbeit für die Iraner in Großbritannien angerichtet haben mochte: Sie hatte nicht nur ihr Land verraten, indem sie eine Reihe von Terroranschlägen erleichterte, sie hatte außerdem die Karriere seines Vorgängers zerstört.
Fielding setzte Denton über die Entwicklungen der Nacht ins Bild und war zunehmend davon überzeugt, dass Leila der Maulwurf war, der den MI6 im vergangenen Jahr destabilisiert und Stephen Marchants vorzeitigen Rücktritt und somit indirekt seine Krankheit und seinen Tod herbeigeführt hatte. Großbritannien machte keinen Hehl aus seiner Ablehnung des iranischen Atomprogramms, und obwohl die Regierung nicht so weit ging wie die Amerikaner, die eine militärische Intervention forderten, wusste Fielding, dass gegenwärtig großzügig Regierungsgelder durch verschlungene Kanäle an Oppositionsgruppen, Blogger und Studenten im Iran flossen, solange diese nur den Regimewechsel unterstützten.
Er und Denton wussten allerdings auch, dass es eine Weile dauern würde, bis man Leilas Beteiligung an der Bombenwelle vor Marchants Rücktritt beweisen konnte. Man glaubte, hinter den Anschlägen stecke

eine unbekannte Terrorzelle in Südindien, die Verbindungen zur Golfregion habe. Aber die Spur war kalt geworden, und die Karten der Netzwerkanalysten wiesen weiße Flecken auf. Die Terroristen waren dem MI5 wenigstens zwei Schritte voraus gewesen und hatten so die Angst geschürt, dass sie Hilfe von innen erhielten. Die Rolle des MI6 hatte darin bestanden, die Überseeverbindungen zu erkunden, und Leila, die in der Sektion Golfregion im ersten Stockwerk des Hauptquartiers beschäftigt gewesen war, hatte dem Team angehört, das die Ermittlungen mit dem MI5 koordinierte. Im Nachhinein war alles so offensichtlich. Südindien geriet auch beim Marathonanschlag wieder unter Verdacht, obwohl Netzwerkanalysen und Abhörresultate in die Golfregion deuteten. Die Spekulationen hatten sich inzwischen zu einem handfesten Verdacht verdichtet, was man Paul Myers zu verdanken hatte, dessen Transkripte auf eine Beteiligung des Irans hindeuteten. Und auf Leila.
»Hätten wir sie nicht früher verdächtigen müssen?«, fragte Fielding. Er machte sich Sorgen wegen Denton, der zu hart arbeitete und nur dann nicht zum Dienst erschien, wenn er ernsthaft krank war, was nicht häufig geschah. (Fielding hatte ihn überreden müssen, wenigstens seinen Resturlaub zu nehmen.) Unrasiert hatte er ihn allerdings noch nie gesehen.
»Das hängt davon ab, wann sie unserer Einschätzung nach angefangen hat, für den VEVAK zu arbeiten«, meinte Denton.
»Von Anfang an, fürchte ich. Sie müssen sich an sie herangemacht haben, als ihre Mutter in den Iran zurückgekehrt ist und noch bevor Leila im Fort begonnen hat.«
»Und die Amerikaner? Wussten die von Anfang an Bescheid?«
»Nein. Sie haben fast ein Jahr gebraucht, bis sie bemerkten, dass ihre Mutter im Iran ist.«
»Immer noch ein Jahr früher als wir.«
»Ungefähr. Nachdem Spiro Wind davon bekommen hat, wo ihre Mutter sich aufhält, hatte er es ausgenutzt und Leila für sich rekrutiert.«
»Und Spiro hatte keine Ahnung, dass sie bereits mit den Iranern im Geschäft war?«
»Nicht die geringste. Leila musste ihn überzeugt haben, dass sich durch den Umzug ihrer Mutter nichts an ihrer Loyalität geändert hat. Die CIA hat jemanden gesucht, der sich nahe an der Spitze des MI6 befindet. Wer

wäre da besser geeignet gewesen als die Liebhaberin vom Sohn des Chefs? Leila hat sich einverstanden erklärt, für sie zu arbeiten. Sie konnte ihr Glück kaum fassen. Das war ihre Rückversicherung gegen alle zukünftigen Maulwurfsjagden in Legoland.«
Fielding nahm ein Stück Fladenbrot und strich *Labneh* darauf. Er winkte Denton an den Tisch und lud ihn ein, das Frühstück mit ihm zu teilen, aber der lehnte ab. Denton bevorzugte Wurstbrote aus der Kantine.
»Leila hat es sehr schlau angestellt, Ian«, fuhr Fielding fort. »Sie wusste, selbst wenn der Westen ihre Aktionen anzweifelt, hätten sie immer noch zu ihrer Undercover-Rolle für die Amerikaner gepasst. Warum war sie in der Nähe des amerikanischen Botschafters, eine Läuferin unter fünfunddreißigtausend? Weil sie für die CIA gearbeitet hat, die sich wegen eines Anschlags Sorgen machte. Hat sie Marchant bei dem Marathon reingelegt und ihm sein altes Handy untergeschoben? Vielleicht, aber falls sie das getan hat, dann für die CIA, deren Misstrauen Marchant gegenüber wohlbekannt war.«
Mit anderen Worten: Für die CIA zu spionieren, hatte Leila die perfekte Tarnung für ihre eigentliche Arbeit verschafft - Spionage für den Iran. Ein wenig bewunderte Fielding diese technische Raffinesse. Die Ausbilder im Fort quälten ihre Schützlinge wochenlang mit der Notwendigkeit guter Tarnungen. Leila hatte offensichtlich aufmerksam zugehört.
Aber ein Punkt beunruhigte ihn mehr als alle anderen: Warum hatte sie sich nicht dagegen gewehrt, vom VEVAK vereinnahmt zu werden? Wenn ihr die Sicherheit ihrer Mutter am Herzen lag, hätte sie nicht die Amerikaner um Schutz bitten können, als diese entdeckten, dass die alte Frau im Iran lebte? Sie hatten schließlich zugestimmt, die Behandlungen in einer Privatklinik zu bezahlen. Warum zog sie die Amerikaner nicht ins Vertrauen und erzählte ihnen, dass der VEVAK drohte, die Mutter zu töten? Vielleicht hatte sie schon zu tief dringesteckt; doch Fielding vermutete noch einen anderen Grund dahinter.
»Wir wissen bislang nicht, warum sie den Londoner Anschlag sabotiert hat«, sagte Denton und unterbrach Fieldings Gedankengang.
»Nein.« Fielding nahm das Transkript des ersten Gesprächs zwischen Leila und ihrer Mutter am Abend nach dem Marathon und reichte es Denton. Eine Passage des Dialogs war mit grünem Marker

hervorgehoben.
Mutter *(Farsi): »Du hast mir gesagt, die würden nicht kommen. Andere hier haben auch gelitten.«****Leila*** *(Farsi): »Es ist vorbei, Mama. Jetzt kommen sie nicht mehr. Ich verspreche es dir.«****Mutter*** *(Farsi): »Warum haben sie behauptet, meine Familie sei schuld? Was haben wir ihnen denn getan?«* »Da sieht man es, der Mutter wurde explizit gesagt, die Familie - Leila - sei schuld«, stellte Fielding fest und beobachtete Denton, der die Passage las. »Als die Nachricht in Teheran eintraf, dass der Attentäter seinen Sprengstoff nicht gezündet habe, tauchte der VEVAK auf und verprügelte den Koch der Mutter. Falls ein Deal zwischen VEVAK und Leila existiert hat, so hatte sie damit gegen die Vereinbarung verstoßen, weil sie den Anschlag verhindert hat.«
»Und sie hat den Anschlag wegen Marchant nicht durchgezogen?«, fragte Denton und reichte das Transkript zurück. »Weil sie ihren Liebhaber nicht in den Tod schicken wollte?«
Fielding hoffte das. Es würde eine von Leilas Schwächen offenbaren - und Spione lebten nur für die Fehler anderer Menschen.
»Möglicherweise hat ihr die Beziehung zu Marchant etwas bedeutet, ich weiß es nicht. Vielleicht hatte sie das Gefühl, ein erfolgreicher Anschlag hätte ihre Tarnung zerstört. So oder so, die Iraner haben an Leila festgehalten, weil sie nicht nur für den MI6 arbeitete, sondern sich auch bei der CIA eingeschlichen hatte. Sie war unbezahlbar und hatte deshalb eine zweite Chance verdient. Und sie weiß, beim nächsten Mal darf sie nicht versagen. Wir müssen nach Delhi.«
Doch ehe Fielding nach seinem Jackett greifen konnte, gab es draußen einen Aufruhr. Er hörte Otto fluchen - mit äußerst modernen Ausdrücken -, und dann ging die Tür auf. Harriet Armstrong stand im Türrahmen, neben ihr Sir David Chadwick.
»Wir müssen über Daniel Marchant reden«, sagte Chadwick.

37



Marchant stand im Schatten eines Standes, an dem süß duftender Jasmin verkauft wurde, und schaute einer Gruppe Tempelangehöriger mit nackten Oberkörpern zu, die in der Mitte der Straße ging. Ihre Haltung hatte etwas Drängendes, beinahe Sexuelles an sich, mit ihren rasierten Schädeln und den bemalten Körpern, die in dünne Baumwoll-*Lunghis* gehüllt waren. Ein Stück weiter bogen sie zum Haupteingang des Mahabaleshwar-Tempels ab, dem religiösen Zentrum von Gokarna. Ein junges Pärchen aus dem Westen ging in entgegengesetzter Richtung an ihnen vorbei. Ihre Oberkörper waren ebenfalls nackt, bis auf ihr orangefarbenes Bikini-Oberteil und seine lockere Weste. Beide sahen bekifft aus.
Vorhin war Marchant durch den Außenhof des Tempels geschlendert, wo sich Kühe friedlich zwischen den Hindu-Pilgern bewegten. Er hatte seine Sandalen an einem Schild ausgezogen, auf dem stand »Schuhwerk verboten«, und er hatte zugeschaut, wie die Menschen in das von Kerzen erleuchtete Allerheiligste im Zentrum des Tempelkomplexes strömten. Die Priester hinderten westliche Touristen am Betreten, weil sie nicht sicher waren, ob sie gebadet hatten. Marchant stieg der Geruch seiner eigenen Kleidung in die Nase, und er musste ihnen recht geben.
Laut Sujit, dem Mann, der auf der Busfahrt nach Gokarna neben ihm gesessen hatte, leitete die Stadt ihren Namen aus der Legende von Shiva ab, der hier einmal aus dem Ohr einer Kuh in Erscheinung getreten war. Einer anderen Geschichte zufolge war es die Heimat von zwei Brüdern, Gokarna und Dhundhakari. Gokarna, der mit Kuhohren geboren wurde,

wanderte als Asket durch die Welt, während Dhundhakari zu einem berüchtigten Verbrecher wurde. Marchant hatte das Gespräch mit Sujit genossen, der als Journalist in Mumbai arbeitete und in Gokarna Familie hatte, doch er hatte dem Drang widerstanden, allzu viele Fragen zu stellen. Stattdessen gab er die meiste Zeit vor zu schlafen und dachte an die hinter ihm liegende Zugfahrt.

Er war bis zum nächsten Bahnhof auf dem Dach geblieben und dann auf der dem Bahnsteig abgewandten Seite hinuntergeklettert und über die Gleise zu einem verlassenen Teil des Bahnhofs gelaufen. Kirsty und Holly hatte er erzählt, er wolle nach Vasai fahren, das wesentlich weiter entfernt war. Das würde die Polizei ablenken und ihm ein wenig Zeit verschaffen. Trotzdem blieb er wachsam, wartete die ganze Nacht auf dem Bahnsteig ab, wie ein streunender Hund, der sich im Schatten versteckt, und ging erst in der Dämmerung zum Busbahnhof.

Die Durchsuchung des Zugs hatte ihn beunruhigt. Hatten sie es auf jemanden abgesehen, der mit der Bombe im Gymkhana Club zu tun hatte? Oder hatte der Kerl im Bahnhof von Nizamuddin ihn angezeigt? In Gokarna würde er Deckung finden. Hier zog ein steter Strom westlicher Touristen durch die Straßen vor dem Blumenstand. Manche trugen Rucksäcke, andere hatten, wie er selbst, kein Gepäck.

Sujit hatte gesagt, die meisten Backpacker wohnten im Hotel Om, das gleich neben der Bushaltestelle lag. Dort blieben sie einen Tag oder zwei, erholten sich von den Strapazen der Busreisen, meist aus Hampi, ehe sie ihr Gepäck an der Rezeption abstellten und sich zu den berühmten Stränden von Gokarna aufmachten, um sich dort Bongs und *Bhang Lassis*, mit Cannabisblättern angereicherte Joghurtgetränke, zu genehmigen. Sollte er in dem Hotel einchecken und sich über Om Beach umhören? Onkel K hatte explizit das Namaste Café erwähnt.

Er entschied sich dagegen. Falls man die Suche nach ihm ausdehnen würde, könnte sich die Polizei auf Orte konzentrieren, die bei Rucksacktouristen beliebt waren. Stattdessen ging er in Richtung Tempel und kam an einer großen Stallung vorbei, deren nietenbeschlagene Türen offen standen. In der Dunkelheit entdeckte Marchant einen riesigen Zeremonienwagen, der wenigstens acht Meter hoch war.

Er ging weiter und schaute sich die einheimischen Frauen an. Sie trugen Ringelblumen im Haar und nichts unter ihren Sari-Tops. Zwei

Brahmaninnen blieben an einem Stand stehen, an dem Votivlampen und *Ghee*, Lampenöl aus Butterschmalz, verkauft wurden, und eine einzelne Schnur hing zwischen ihren nackten, eingeölten Schultern. Marchant spürte, wie die Säfte in Gokarna stiegen.
Vorhin hatte er einen shivaitischen *Baba* gesehen, der mit gekreuzten Beinen im Eingang zum Tempelhof saß. Er hatte ihm ein paar Rupien in den Schoß fallen lassen und nach dem Weg zum Om Beach gefragt. Sujit hatte solche Leute erwähnt, die gern mit naiven jungen Menschen aus dem Westen über die östlichen Philosophien diskutierten - im Austausch gegen ein paar Rupien, versteht sich.
»Weißt du, was ›Om‹ bedeutet?«, hatte ihn der *Baba* gefragt und mit klaren Augen durch den Haschischrauch hindurch angeblickt. Über ihm baumelte eine Neonröhre an der bemalten Tempeltür.
»Es ist der Urklang des Universums?«, schlug Marchant vor und erinnerte sich an Monikas Worte in Polen. Er trug immer noch den Anhänger, den sie ihm geschenkt hatte.
»Der nicht angeschlagene Klang. Woher kommst du?«
»Aus Irland. Ich muss mich mit jemandem am Om Beach treffen.«
»Das ist nicht weit von hier. Zehn Minuten mit einer Rikscha. Frag einen der Fahrer.« Er zögerte und raffte seine safrangelbe Robe zusammen. »Einmal war ich in England, mit meiner Frau und meinem Sohn. In Nottingham.«
Marchant überraschte es, dass er Familie hatte. »Vor Kurzem?«
Der *Baba* lächelte. »Ehe meine Frau gestorben ist. *Om Namah Shiva.«*
»Und dein Sohn?« Wieder lächelte der *Baba*, doch diesmal sah Marchant Traurigkeit in den wässrigen Augen. »Wie lang bist du schon hier in Gokarna?«, fuhr Marchant fort und fühlte sich schuldig, weil er den inneren Frieden des Mannes gestört hatte.
Der *Baba* hob eine Hand, die Fläche nach oben, und bewegte sie hin und her, als würde er etwas abwiegen. »Zwanzig Jahre, vielleicht länger. Es gibt fünf Strände: Gokarna, Om, Kootlee, Half-Moon und Paradise. Om ist geformt wie das Devanagari-Zeichen. Der Strand ist bei den westlichen Touristen am beliebtesten. Paradise ist am weitesten entfernt. Aber es gibt noch einen sechsten, wohin nur sehr wenige gehen. Shanti Beach. Frag die Fischer.« Er zögerte, und sein Blick schweifte kurz zu Marchants Tasche. »Der Bund zwischen Vater und Sohn wird nie

gebrochen.«
Marchant gab ihm einige Rupien und setzte seinen Weg fort.

38



Die Uhr in Fieldings Büro zeigte sieben Uhr dreißig.
»Entschuldigen Sie den frühen Überfall, aber ich fürchte, diese Sache kann nicht warten«, sagte Sir David Chadwick und donnerte an Otto vorbei, der in der Tür stand und schmerzlich die Miene verzog, weil er versagt hatte.
Fielding hatte es noch nie leiden können, wenn Chadwick beim MI6 auftauchte, und schon gar nicht, wenn er Harriet Armstrong im Schlepptau hatte. Die beiden verströmten stets die Aura von Immobilienmaklern, die eine Wohnung in Augenschein nehmen. Es war kein Geheimnis, dass das Büro des MI6-Chefs größer war als das der Generaldirektorin in Thames House. Außerdem war, sehr zu Armstrongs Verärgerung, die Aussicht besser.
Aber darum ging es heute nicht. Der Besuch war nicht angekündigt und fand viel zu früh statt für die Taschenträger und Prinzipienreiter von Whitehall. Außerdem fehlte der Neid. Es erinnerte Fielding an den Tag, an dem sie wegen Stephen Marchant gekommen waren.
Fielding nickte Otto beruhigend zu und bat Chadwick und Armstrong in das benachbarte Speisezimmer. Denton folgte ihnen.
»Nehmen Sie doch Platz«, sagte Fielding. Die Sonne schaffte es nicht, die Temperatur im Raum zu erhöhen. Denton blickte Fielding an, doch der schaute einige Papiere durch, die er aus dem Büro mitgebracht hatte.
»Harriet?«, meinte Chadwick und ließ sich neben Armstrong nieder.
»Würden Sie bitte anfangen?«
Sie hatten sich zwei Stühle am anderen Ende des großen ovalen Tisches

ausgesucht, so weit wie möglich von Denton und Fielding entfernt. Einen Moment lang fühlte sich Fielding, als ginge es um einen Bagatellstreit im Büro eines Provinzanwaltes.
»Wir haben gerade die neuen Testergebnisse des Laufgurts erhalten«, sagte Armstrong. »Das Labor hat sie in der Nacht geschickt. Wie Sie wissen, gab es einen Zünder, der über das TETRA-Netz ausgelöst werden konnte. Und zwar nur über TETRA, was uns bereits bekannt war. Nicht bekannt jedoch war bislang die Nummer, die eine dritte Partei hätte wählen müssen, um die Bombe zu zünden, und wer im Besitz dieser Nummer war.«
»Bisher haben wir Daniel Marchant verdächtigt«, sagte Chadwick, »denn schließlich hatte er an dem Tag ein TETRA-Handy dabei.«
»Obwohl er vielen Menschen das Leben gerettet hat«, sagte Fielding.
»Aber es gab keinen Beweis«, fuhr Chadwick fort, wie ein Politiker, der einen Zwischenrufer ignoriert.
»Den gibt es jetzt«, übernahm wieder Armstrong. Sie hoffte, Fielding würde als Reaktion auf ihr dünnes Grinsen erstarren, doch der Chef lehnte sich zurück, streckte die langen Beine seitlich aus und wandte den Kopf in Richtung Fenster. Fielding wusste, was jetzt kommen würde. Leila war einfach zu clever und hatte sie alle reingelegt. »Als wir Marchants Wohnung durchsucht haben, fanden wir sein altes TETRA-Handy, das er beim Marathon bei sich trug. Er hatte einige Nummern im Kurzwahlspeicher - das Büro, Leilas Nummer, sein Vater zu Hause. Aber als wir die Büronummer überprüften, erreichten wir nicht die Vermittlung beim MI6, sondern den Zünder am Laufgurt.«
Fielding starrte weiter aus dem Fenster. Marchant hatte das Telefon nach dem vereitelten Anschlag sicherlich an Leila zurückgegeben, sie musste nach dem Rennen in seine Wohnung eingedrungen sein und es dort platziert haben. »Erklären Sie mir doch bitte nur eins«, sagte er. »Warum hat er den Attentäter nicht in die Luft gejagt und mit ihm den Botschafter und viele, viele andere verfluchte Läufer?«
Bei diesen Worten zuckte Chadwick zusammen. Er hatte gehofft, Fielding würde endlich verstummen, wenn man ihm Beweise vor die Nase hielt. »Wahrscheinlich hat er seine Meinung geändert.«
»Das sollte man annehmen. Er hat dem Botschafter das Leben gerettet.«
»Wenn ich David recht verstanden habe, gehen Sie davon aus, es

handelte sich um eine abgekartete Sache der Amerikaner«, sagte Armstrong und blickte Chadwick an.
»Gar nicht so abwegig, schließlich stand Leila auf ihrer Gehaltsliste.«
»Daniel brauchte quasi nur den Knopf zu drücken, und Turner Munroe wäre gestorben. Glauben Sie wirklich, die Amerikaner hätten das riskiert?«
Fielding antwortete nichts. Beinahe hätte ihm Armstrong leidgetan wegen ihrer unangebrachten Bewunderung für Spiro und für Amerika. Schuld daran war das FBI. Bei einem Besuch in New York hatten die ihr eine Jacke und eine Baseballkappe mit der Aufschrift »FBI« geschenkt. Sie hatte sogar auf Fotos damit posiert. Für eine zugeknöpfte Whitehall-Bürokratin wie sie muss der Kulturschock das Abenteuer ihres Lebens gewesen sein.
»Marcus, ich fürchte, für Daniel sieht es überhaupt nicht gut aus«, sagte Chadwick. »Ich habe bereits das Büro des Premierministers alarmiert. Wir werden die Unterstützung der Amerikaner in Anspruch nehmen müssen. Ein MI6-Agent hätte beinahe einen ihrer angesehensten Botschafter getötet, das ist nicht gut für unsere Beziehung.«
»Aber er hat ihn nicht ermordet.« Es war nicht mehr als eine Randbemerkung, doch Fielding hatte es schon zu oft wiederholt, als dass es ihn noch kümmern würde. Er stand auf, ging durchs Zimmer und mied jeden Blickkontakt mit Chadwick und Armstrong. In seinem Kreuz breiteten sich Schmerzen aus. Er hatte genug von diesem Spiel.
»Wir wissen alle, dass die Amerikaner keinen Hehl aus ihren Sorgen bezüglich des MI6 gemacht haben«, sagte Chadwick. »Aber diese Geschichte können wir ihnen nicht anhängen, Marcus. Sie sind es immer wieder mit Leila durchgegangen. Sie hat die Laufstrecke verlassen und den MI5 alarmiert, sobald sie den Attentäter bemerkt hatte. Dass Marchant beteiligt war, ahnte sie nicht, doch sie durfte kein Risiko eingehen, insbesondere im Licht der Anweisungen, die sie von den Amerikanern bekommen hat.«
»Wir wissen nicht, warum er seine Meinung da draußen geändert hat«, sagte Armstrong, »aber vielleicht lag es an Leila, und dann sollten wir den Amerikanern dankbar sein, weil sie so klug waren, ihn genau im Auge zu behalten.«
»Wollen Sie etwa andeuten, Leila habe ihm die Sache ausgeredet?«,

fragte Fielding. Er stand jetzt am Fenster, kehrte Armstrong und Chadwick den Rücken zu und wünschte sich, er könne in diesem Moment durch die Tate Gallery auf der anderen Seite des Flusses schlendern, bevor die Massen dort einträfen. Der Nachtwächter drüben hatte ihm schon oft aufgemacht und ihn in die Präraffaeliten-Säle gelassen, wenn dort noch Dämmerlicht herrschte.
»Nicht direkt, nein«, entgegnete Armstrong. »Sie hatte natürlich keine Ahnung, was er plante. Allein ihre Anwesenheit hat eine Wirkung auf ihn ausgeübt, nehmen wir an.«
»Und sie lief an seiner Seite, weil die Amerikaner sie umgedreht hatten, nicht weil sie vielleicht tatsächlich echte Gefühle für ihn hegte, Gefühle, die innerhalb des MI6 seit ihrer gemeinsamen Zeit im Fort kein Geheimnis mehr waren?«
»Sie haben wirklich eine romantische Ader, nicht wahr?«, sagte Armstrong und war verärgert, da sie mit Fieldings Rücken sprechen musste. »Der Sohn des berühmten Chefs, der beste Agent seiner Generation, der heldenhaft den amerikanischen Botschafter in London vor einem Selbstmordattentäter rettet. Wie wäre es stattdessen mit dem Sohn eines Verräters, der den Faden dort aufnimmt, wo der Vater ihn fallen gelassen hat, und um Haaresbreite ein Blutbad in der Hauptstadt anrichtet?«
Fielding drehte sich zu ihnen um, und seine hohe Silhouette zeichnete sich dunkel vor dem Fenster ab. »Meiner Meinung nach müssen wir glücklich sein, dass sie ein Paar waren.« Er machte eine kurze Pause. »Aber ich fürchte, wir haben alles gründlich falsch verstanden. Die Bombe wurde keineswegs wegen Daniels Liebe zu Leila nicht gezündet, sondern wegen Leilas Liebe zu Daniel. Sie war diejenige, die ihre Meinung geändert hat.«
»Das haben wir doch alles schon durchgespielt, Marcus. Niemand wollte ihn reinlegen.«
»Ich weiß. Denn Leila hat überhaupt nicht für die Amerikaner gearbeitet.« Er ging zu seinem Platz, nahm den Stapel Transkripte und Akten auf und ließ ihn zwischen Chadwick und Armstrong auf den Tisch fallen. »Leila war für die Iraner tätig.«

39



Marchant lauschte dem Rasseln der Kettchen, die den Kühen locker um den Hals gelegt worden waren, Muscheln auf grobem Kokosfaden. Eine kleine Herde hatte sich vor dem Namaste Café versammelt und wanderte langsam auf eine felsige Landspitze zu, die vom Sandstrand aus ins Arabische Meer ragte. Das Café stand mitten auf dem Strand, nahe dem Zentrum des Om-Symbols. Marchant hatte die Glück verheißende Form des Strands oben von den Klippen gesehen, wo der Rikscha-Fahrer ihn abgesetzt hatte.
Er schaute in den Sonnenuntergang, hielt ein Kingfisher-Bier in der einen und ein *Chillum*, eine indische Haschischpfeife, in der anderen Hand und dachte, hier könnte er ein ganzes Jahr lang einfach nur sitzen. Sein Plastikstuhl stand entsetzlich schief, die Beine versanken langsam im weichen Sand, und er musste den Kopf neigen, um weiterhin zum fernen Horizont sehen zu können. Auf den Felsen sah er die Umrisse von zwei Menschen, die aufs Meer hinaus schauten, ihre Yoga-Silhouetten zeichneten sich vor dem zinnoberroten Himmel ab. Weiter hinten am Strand hockte eine Gruppe Fischer um ein Holzkanu und reparierte die Netze. Monika hätte diese Szene genossen, als sie selbst und auch in ihrer Tarnung. Leila, dachte er, hätte allen Alternativtouristen empfohlen, sie sollten nach Hause gehen und sich eine anständige Arbeit suchen.
Langsam akzeptierte er den Gedanken, dass Leila den Amerikanern geholfen und unwissentlich etwas gesagt haben musste, was sie denken ließ, er habe Munroe beim Marathon umbringen und nicht retten wollen.

Sie hatten seinem Vater misstraut, und sie hatten auch den Sohn in Verdacht. Aber hatte Leila tatsächlich gewusst, was sie tat? Er hoffte, Salim Dhar wisse die Antwort darauf.
Andere bekiffte Touristen genossen ebenfalls die Aussicht, locker im Café verteilt chillten sie und unterhielten sich leise. Marchant vermutete, zwei von ihnen kamen aus Schweden, zwei aus Israel und einer aus Südafrika. Das israelische Paar, so nahm er an, hatte gerade erst seinen Wehrdienst geleistet (drei Jahre für Männer, zwei für Frauen). Hinter dem Café gab es eine kleine Reihe Kabinen, und in jeder lag eine fünf Zentimeter dicke Matratze auf dem Sand. Marchant hatte sich eine für fünfzig Rupien gemietet und später weitere dreißig für ein Moskitonetz ausgegeben, als die Biester zu stechen begannen.
»Früher herrschte hier mehr *Shanti*«, sagte Shankar, der Barbesitzer, als er Marchant ein neues Bier brachte. Noch hatte er ihn nicht nach Salim gefragt. Das Israeli-Paar erregte seinen Verdacht: Gelegentlich sahen sie in seine Richtung, und der Mann trug ein Handy in der Tasche, wie man an der Ausbeulung der Shorts erkennen konnte. »Mit der Ruhe ist es vorbei, zu viele indische Touristen. Am Wochenende kommen sie und beobachten die Hippies. Bald ist es hier wie in Goa.«
»Das Bier ist gut«, sagte Marchant und betrachtete das Etikett, das sich seit seinen Rucksacktagen nicht verändert hatte: Most thrilling chilled - Am besten eisgekühlt. »Ist es schwierig, hier eine Lizenz zu bekommen?«
»Ich habe den Polizisten viertausend Rupien gezahlt, seitdem darf ich Bier verkaufen. Von wo bist du?«
»Irland.«
»Habe ich einmal probiert. Das Guinness.«
»Und?«
Shankar schwenkte den Kopf anerkennend von einer Seite zur anderen, aber Marchant bemerkte, wie abgelenkt er war. Er schaute hinüber zum rund dreihundert Meter entfernten Ende des Strandes, wo ein zweites, größeres Café stand. Vielleicht hatte er irgendeinen Aufruhr bemerkt. Marchant drehte sich um.
»Bakschisch-Problem«, sagte Shankar. Marchant starrte angestrengt in die versinkende Sonne und schirmte die Augen ab. Ihm fiel nichts Ungewöhnliches auf.

»Hat er nicht bezahlt?«
»Vielleicht. Für gewöhnlich kommen sie am Anfang der Saison.«
»Wer? Die Polizei?«
Dann sah Marchant sie, eine Gruppe von mindestens zehn Polizisten, angeführt von einem Mann mit spitzer Kappe und einem *Lathi* in der Hand.
»Kein Problem, kein Problem. Die sind meine Freunde.«
Aber Marchant hörte die Anspannung in Shankars Stimme. Ohne Hast stand er auf und ging zu seinem Raum im hinteren Bereich des Cafés. Es befand sich nichts darin, denn er hatte kein Gepäck. Rasch nahm er den kleinen Plastikbeutel aus der Gürteltasche, die er ans Bein geschnallt hatte, und vergewisserte sich, dass Pass und Geld darin waren. Dann trat er nach draußen, schlenderte in den Schatten einer Gruppe Kokospalmen, zwischen deren Stämmen Hängematten gespannt waren, und begann, rasch im Sand zu graben. Ein paar Augenblicke später hatte er Pass und Geld verbuddelt. Er merkte sich den Baum neben der Stelle genau und sah hinüber zu den Polizisten. Sie hatten bei einem anderen kleinen Café angehalten, das sich auf halber Strecke zwischen dem Namaste Café und dem Strandende befand.
»Ich geh schwimmen«, sagte er zu Shankar, der fleißig leere Bierkisten im hinteren Teil der Hütte stapelte. Es war vergebliche Liebesmüh, falls er hoffte, sie auf diese Weise verstecken zu können. Von den anderen Touristen schien niemand besonders auf Marchant geachtet zu haben.
»Viel Spaß«, sagte Shankar. »Die Strömung ist stark.«
Marchant wollte sein Hemd und seine Hose nicht herumliegen lassen. Also ging er angezogen ins Wasser und bemühte sich, nicht an Stare Kiejkuty zu denken. Er schloss die Augen, holte tief Luft, tauchte ins Meer und redete sich ein, er werde schon nicht ertrinken.

»Ich fürchte, Ihre Behauptungen hinsichtlich Leila kommen in Langley nicht besonders gut an«, sagte Carter und betrachtete die Zeitung in seiner Hand, während er sie neben sich auf die Parkbank legte.
»Niemand lässt sich gern sagen, dass er von den eigenen Leuten verraten wird«, meinte Fielding.
»Wissen Sie, ich habe kürzlich in Langley einen Vortrag besucht. Der

Kerl hat den Jungspunden erzählt, heute ködere man Verräter nicht mehr mit Geld. Geteilte Loyalität ist das Schlagwort. Das Heimatland ruft lauter als das, in dem man aufgenommen wurde.«
»Warum ist es dann bei Leila so schwer zu glauben?«
»Sie wurde nicht im Iran geboren.«
»Viel fehlt allerdings nicht daran. Sie steht ihrer iranischen Mutter sehr nahe und spricht fließend Farsi. Deshalb wollten wir sie haben. Sie verkörperte die Zukunft des Service.«
Sie beobachteten den Strom der morgendlichen Pendler, die ihren Weg durch den St. James's Park hinauf nach Whitehall abkürzten. Ein paar Läufer drängten sich zwischen ihnen hindurch. Ein Wagen der Parkverwaltung fuhr mit blinkenden Warnleuchten langsam Richtung Ausgang. Links von ihrer Bank löste ein Mann einen Stapel Liegestühle aus ihren Ketten. Der Frühling war da, und die Bäume um sie herum hatten sich in Blüten gehüllt. In der Ferne erhob sich das London Eye über dem Außenministerium. Dort oben hatte Fielding zum ersten Mal an Leila gezweifelt, hoch über London in der Kabine, zusammen mit Jago. Manchmal wünschte er sich die unschuldige Perspektive und den unbesorgten Optimismus seines Patenkindes.
»Sie bestreiten die Beweiskraft des Anrufs von Ali Mussawi und betrachten die schlechte Behandlung ihrer Mutter als Teil der allgemeinen Schikanen gegen die Bahai, mehr nicht. Sie wollen es einfach nicht glauben, Marcus. Tut mir leid.«
Kein Grund, sich zu entschuldigen, dachte Fielding. Sie arbeitet jetzt für euch und beschützt euren Präsidenten. »Ich verstehe. Armstrong und Chadwick sind der gleichen Auffassung. Sie glauben, der Service wolle sich einfach nicht mit der Wahrheit abfinden. Es sei meine Rache, weil Leila für die Amerikaner arbeitet.«
»Bedeutet das eine Gefährdung für Sie? Beruflich?«
»Im Augenblick nicht. Chadwick wurde dazugeholt, um das Schiff wieder auf Kurs zu bringen. Er kann nicht noch einen Chef gebrauchen, der vorzeitig in den Ruhestand geschickt wird. Und Sie?« Fielding hatte Gerüchte gehört.
»Ich bin vom Marchant-Fall abgezogen worden. Straker hat Spiro wieder eingesetzt. Er fliegt heute nach Delhi.«
»Daniel Marchant hat nicht versucht, Ihren Botschafter umzubringen,

und das wissen Sie so gut wie ich«, sagte Fielding.
»Ich hätte es gern geglaubt, Marcus, wirklich. Aber wir können Armstrongs TETRA-Beweis nicht ignorieren. Der Kerl brauchte nur die Kurzwahl zu betätigen, um Munroe den Kopf wegzupusten.«
»Leila hat ihm das Handy gegeben, glauben Sie mir.«
»Aber es war sein Telefon.«
»Sein altes. Er hat es abgegeben, als er suspendiert wurde. Ich habe mir die Einträge angeschaut. Jemandem ist es gelungen, es an sich zu bringen, ohne sich einzutragen.«
»Das hätte auch Marchant sein können.«
»Er war suspendiert. Leila hat ihm das Telefon während des Rennens überlassen, und hinterher hat er es ihr zurückgegeben. Sie muss es in seiner Wohnung platziert haben.«
Schweigend saßen sie da und beobachteten ein Eichhörnchen, das in der Nähe nach Futter suchte. »Für eine Weile dachte ich, unsere Zeit wäre gekommen«, sagte Carter schließlich. »Unsere Chance, die Welt daran zu erinnern, was Geheimdienst eigentlich bedeutet. Mit Marchants Hilfe hätten wir Dhar gefunden, ihn Al Kaida untergeschoben und sie auf die gute, alte Art fertiggemacht. Straker hat uns eine Chance gegeben - vierundzwanzig Stunden, hat er gesagt. Jetzt hat er die Läden runtergelassen. Er will Dhars Tod und Marchants ebenfalls. Klare Sachen, keine Nuancen, keine Grautöne mehr. Die Soldaten sind jetzt am Drücker.«
»Und diese Befehle kommen von Spiro?«
»Ich fürchte ja. Für ihn gibt es nur tot oder lebendig.«
»Weiß schon jemand, wo sich Dhar aufhält?«
»Irgendwo an der Küste von Karnataka. Die Inder kooperieren. Sie wollen den Präsidentenbesuch ohne Störung durchführen. Eine Fregatte der Fünften Flotte ist in Bereitschaft.«

Marchant entdeckte einen deutlichen Umriss am Horizont, während er mit den Beinen strampelte und sorgsam darauf achtete, den Kopf über Wasser zu halten. Das Schiff lag ungefähr drei Kilometer vor der Küste und sah aus wie ein amerikanisches Littoral Combat Ship, ein neuartiger Schiffstyp für die küstennahe Gefechtsführung, dessen schlanke, kantige

Form sein Radarprofil reduzieren sollte. Ein großes Flugdeck war gerade zu erkennen und zeichnete sich vor dem orangefarbenen Horizont ab. Unter Wasser war der Rumpf dieser neuen Fregattenklasse gebaut wie ein Trimaran, was ihrer Geschwindigkeit zugutekam: Sie schaffte fünfundvierzig Knoten.
Sein erster Gedanke war, das Schiff müsse Teil eines weit gefächerten Schutzschirms für den bevorstehenden Besuch des Präsidenten sein, aber der flog nur nach Delhi. Gokarna lag Hunderte von Kilometern entfernt, südlich von Goa. Er sah sich das Schiff nochmals an und versuchte zu erkennen, ob es sich bewegte. Nach einigen Minuten war er sicher, dass es vor Anker lag. Die Anwesenheit beunruhigte ihn, und er drehte sich zum Strand um, der vierhundert Meter entfernt war. Wenn er zum Land schaute, fühlte er sich besser und hatte mehr Kontrolle über das Wasser um sich herum.
Die Polizei hatte den Strand der Länge nach durchkämmt und sich jedes Café vorgenommen. Jetzt war sie zum anderen Ende unterwegs, wo es einen Weg zu der kleinen Straße nach Gokarna gab. Marchant schätzte, falls er sich jetzt auf den Rückweg machte, wären sie schon am Namaste Café vorbei, wenn er am Ufer ankäme.
Nachdem er zwei Minuten geschwommen war, fiel ihm auf, dass er nicht vorankam. Während er Wasser trat und die Polizei beobachtete, hatte er die kleine Felsspitze stets im Auge behalten und seine Position ständig überprüft, für den Fall, dass es Strömungen gab. Er war nur wenig zur Seite abgetrieben worden, doch nun stellte er fest, dass er langsam aufs Meer hinausgezogen wurde. Er hätte es mit dem *Chillum* nicht übertreiben sollen.
Er schwamm kräftiger und mit schnelleren Zügen. Aber als er anhielt und sich umsah, erkannte er, dass er noch weiter aufs Meer hinausgetrieben worden war. Er schaute hinüber zu der Fregatte, die hinter ihm am Horizont lag. Zum ersten Mal verspürte er leichte Panik. Seine Arme wurden schwerer, das Meer kälter und tiefer. Alles würde gut sein, wenn er nur den Kopf über Wasser behielt.
Das Meer war ruhig, aber beim nächsten Zug schluckte er versehentlich einen Mundvoll Wasser. Als er hustete, erinnerte er sich an das Tuch in seinem Hals, das gedreht wurde und sich tiefer hineinbohrte. Er würgte, und Meerwasser strömte ihm in die Nase. Mit jedem Zug schien sich das

Land weiter zu entfernen und weiter hinter der Dünung zu verschwinden. Als Nächstes kam die Folie, ein Schlauch in seinem Mund bis tief in den Magen.
Stufe drei hatte er nie erreicht. Stattdessen holte er tief Luft und tauchte unter die Wellen zu einem Ort, wo er seine Arme ausstrecken und Richtung Strand strampeln konnte. Hier in der Stille erlangte er die Beherrschung zurück und stellte sich der Angst. Jetzt war Sebastian bei ihm, und er lag nicht mehr am Boden des Swimmingpools, sondern schwamm hinauf zur Oberfläche und lächelte. Er schob sich durch die Dunkelheit voran, wurde mit jedem Zug stärker, bis seine Lungen zu platzen drohten.

40



Paul Myers hatte seit der Schulzeit keine so heftigen Prügel mehr kassiert. Den Schmerz, den die gebrochene Nase verursachte, hätte er noch ertragen können, aber nicht den Verlust der Brille, die durch die Wucht des Schlags auf den Boden gefallen war. Man hatte sie ihm abgenommen, als man ihm die Haube über den Kopf zog, und sie ihm dann zur Belustigung seiner Peiniger wieder aufgesetzt.
Das Knirschen, als sie zertreten wurde, schmerzte schlimmer als der zweite Hieb, bei dem seine Oberlippe aufplatzte wie eine Weintraube. Instinktiv krümmte er sich zusammen, doch das half wenig. Sie waren mindestens zu dritt, und als Nächstes bekam er einen Tritt in den Rücken, genau in die Nieren. Zum Kämpfen hatte man ihn nie gebrauchen können.
Myers war von einer Bar zur anderen gezogen, nachdem Fielding ihn am Trafalgar Square herausgelassen hatte, und hatte gehofft, seine Erinnerungen an Leila ertränken zu können. Außerdem hatte er keinen Platz zum Schlafen (die Wohnung des Freundes in North London hatte er erfunden). Als er gegen neun Uhr morgens durch den St. James's Park schlenderte, war der Van mit blinkenden Warnleuchten langsam zu ihm aufgeschlossen. Auf der Seite war die Aufschrift der Parkverwaltung zu sehen, doch die Männer, die aus den hinteren Türen sprangen, zeigten wenig Interesse am Laubfegen.
Die Fahrt hatte ungefähr fünfzehn Minuten gedauert. Er hatte keine Ahnung, wohin man ihn brachte, aber das Motorgeräusch des Vans bekam, kurz bevor man anhielt, ein Echo, was auf ein Parkhaus

hindeutete. Irgendwie vermutete er Leila hinter dem Überfall, allerdings schob er ihr inzwischen für alles die Schuld zu, seit er ihren Verrat entdeckt hatte.
Sobald die Türen des Transporters aufgingen, begann die Prügelei. Sie zerrten ihn hinaus auf den kalten Beton. Der Sturz aus dem Wagen hätte eigentlich wehtun sollen, doch er war zu betrunken, um die Tritte zu spüren. Er erkannte nicht einmal die Stimme von Harriet Armstrong, die den Kerlen befahl aufzuhören.

Die drei Fischer entdeckten den Touristen zweihundert Meter backbord vom Bug ihres fünf Meter langen Holzbootes. Der Besitzer sagte seinem Sohn, er solle den Kurs ändern, damit sie den Mann an Bord holen könnten. Es war nicht der erste Tourist, dem sie das Leben retteten, und es würde nicht der letzte sein. Meistens waren sie betrunken, bekifft oder auf LSD. Er hatte einen Cousin in Goa, der meinte, dort sei es noch schlimmer. Aber die Reisenden aus dem Westen hatten auch ihr Gutes. Sie feierten gern Grillfeste am Strand, und dazu kauften sie den Thunfisch direkt von seinem Boot, und zwar zum dreifachen Preis dessen, was er auf dem Markt in Gokarna verlangen konnte.
Dieser hier war ziemlich weggetreten, als er ihn mithilfe seines Sohns über die Kante hievte. Der Mann war in Kleidung schwimmen gegangen. Nachdem der Tourist zusammengerollt auf dem Boden des Bootes lag, stieß der Besitzer ihm mit dem Fuß vorsichtig in den Bauch. Der Mann stöhnte und spuckte Meerwasser aus.
»Wahrscheinlich wohnt er bei Shankar«, sagte der Bootsbesitzer.
Marchant erwachte, ehe es ganz hell geworden war, und einen Moment lang glaubte er, wieder in seinem Kinderzimmer in Tarlton zu liegen. Die Matratze war dünn und hatte ihn in den Minuten vor dem Aufwachen in die Zeit zurückgebracht, in der er mit Sebastian in dem Spielzelt in ihrem Zimmer auf dem Boden geschlafen hatte. Nachdem sich seine Augen an das orangefarbene Licht der Dämmerung gewöhnt hatten, erkannte er, dass der Baumwollstoff über ihm kein Zeltdach, sondern ein Moskitonetz war.
Er konnte sich glücklich schätzen, noch am Leben zu sein. Das Meer hatte jedes Quäntchen Energie aus seinem Körper herausgesaugt und

sich dann seinen Kopf vorgenommen. An die Rettung konnte er sich nicht erinnern, doch daran, wie er in seinen kleinen Raum getragen worden war, und an Shankars Stimme. Da hatte er gewusst, dass er nicht an Bord der amerikanischen Fregatte gelandet war.
Auf wackeligen Beinen ging er nach draußen und schaute sich am Strand um. Abgesehen von den Kühen, die in einer Gruppe zwischen Café und Meer standen, war er verlassen. Nur in der Ferne saß eine einsame Gestalt. Die See war ruhig und schwappte sanft an Land. Und dann sah Marchant die eckigen Umrisse der Fregatte, die drei Kilometer vor dem Ufer lag und sich lediglich ein kleines Stück die Küste hinunter bewegt hatte. Heute musste er Salim Dhar finden.
Nachdem er seinen Geldgurt aus dem Sand gegraben hatte, traf er im Café auf Shankar, der mit einem Messer eine Kokosnuss bearbeitete, die Spitze abschlug und einen Strohhalm hineinsteckte. Er stellte sie auf einen Tisch zu einer Reihe anderer Kokosnüsse, aus denen ebenfalls Strohhalme ragten. In der Nacht war ein türkisblaues Fischerboot auf den Strand gezogen worden, mitten zwischen die Stühle, die überall im Sand verstreut lagen. Den Namen, *Bharat*, hatte man in weißen Buchstaben hinter dem hohen Bug aufgemalt. Irgendwie kam ihm das Boot bekannt vor.
»Bei wem muss ich mich für die Rettung bedanken?«, fragte Marchant und setzte sich zu Shankar. »Beim Besitzer des Bootes?« Er deutete mit dem Kopf darauf.
»Er meinte, du solltest nicht in Kleidung schwimmen gehen.«
»Ich suche jemanden. Bruder Salim.«
Shankar hatte sich die nächste Kokosnuss genommen und hielt kurz inne, ehe er weiterarbeitete.
»Kannst du mir helfen, ihn zu finden?«, fragte Marchant und ließ das Messer nicht aus den Augen. Er wusste, er sprach mit der richtigen Person.
»Dann hat die Polizei also nach dir gefahndet?«
»Kannst du mir helfen?«
»Das Boot legt nach dem Frühstück ab.«
»Zum Shanti Beach?«
Shankar stand auf und ging davon, dabei fiel ihm eine der Kokosnüsse herunter. »Frühstück. Du stellst zu viele Fragen.«

41



Fielding setzte die Flöte an die Lippen und spielte Telemanns Sonate in F-Moll. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal tagsüber mitten in der Woche in seiner Wohnung gewesen war. Es kam ihm vor, wie im Krankenzimmer der Schule liegen zu müssen, während alle anderen beim Unterricht waren. Am Dolphin Square war überraschend viel los gewesen, als der Fahrer ihn am Seiteneingang abgesetzt hatte. Das Leben ging hier also auch weiter, nachdem die Angestellten morgens ihre Häuser verlassen hatten, um ins Büro zu gehen.
Sein Fahrer hatte gefragt, ob er warten solle, und Fielding hatte gezögert. Die Frage war nicht, wie lange es dauerte, sondern eher, ob er überhaupt jemals wieder in den offiziellen Dienstwagen des MI6-Chefs steigen würde. Am Ende hatte er ihn zurück ins Büro geschickt. Nun verlor er sich im ersten Satz von Telemanns Sonate und hoffte, er würde einen Grund finden, ins Hauptquartier zurückzukehren.
Der mächtigste Mensch auf dem Planeten würde sich in Kürze in den Schutz einer Person begeben, die im Dienst eines feindlich gesinnten Staates stand. Die Zukunft der freien Welt hing am seidenen Faden. Aber die Sache hatten Straker und Spiro, Armstrong und Chadwick in die Hand genommen. Sie hatten konspiriert, um Leila gegen ihn zu wenden, jetzt mussten sie mit den Konsequenzen leben.
Er hatte den Amerikanern alle Beweisstücke zukommen lassen, die er in der Hand hatte, doch das hatte nicht genügt, um sie zu überzeugen. Nebensächliche Indizien, hieß es bei der CIA. Leila war ihre große Neuerwerbung, die Agentin, die einem amerikanischen Botschafter das

Leben gerettet hatte. Die CIA würde sie von niemandem als iranische Spionin entlarven lassen, und schon gar nicht von einem angezählten britischen Spionagechef, bei dem die Amerikaner nicht sicher sein konnten, wem seine Loyalität eigentlich galt.
Sie hatten sich Myers geschnappt, einen unschuldigen Mann, der lediglich versucht hatte, das Richtige zu tun. Der MI5 sprach von einem ernsthaften Sicherheitsleck, das nach strafrechtlicher Verfolgung verlangte. Leila würde als Zeugin dazugebeten werden, um zu bestätigen, dass Myers am Vorabend des Marathons vertrauliche Informationen weitergegeben hatte. Fielding würde ebenfalls aussagen und erklären müssen, aus welchem Grund Myers die Transkripte aus Cheltenham mitgenommen hatte.
Es dauerte einige Augenblicke, bis er begriff, dass sein Telefon klingelte. Nicht viele Leute kannten seine Privatnummer. Er ging hin und nahm ab. Es war Anne Norman.
»Marcus?« So hatte sie ihn bislang nie genannt.
»Anne?« Er hatte sie noch nie mit dem Vornamen angesprochen.
»Da möchte jemand unbedingt mit Ihnen reden. Aus Indien.«
»Und zwar?«
»Daniel. Daniel Marchant.«

Das Boot fuhr nach dem Frühstück ab, so wie Shankar versprochen hatte. Marchant traf sich mit dem Besitzer vor dem Café und ging mit ihm zum Wasser, wo sein Sohn ein Gewirr blauer Netze im Bug des Bootes verstaute. Der Besitzer war ein fröhlicher Mann mit stolzem Bauch und scherzte schon bald mit Marchant über sein Unglück am gestrigen Abend.
»Du hast wie eine Riesenqualle im Wasser getrieben!«, sagte er und klopfte ihm auf den Rücken.
Das Lachen endete, als Marchant mit dem Kopf auf zwei *Bidis* rauchende Fischer deutete, die hinten am Strand aus dem Schatten der Kokospalmen traten und durch den Sand auf sie zukamen. An ihrer gleichgültigen Haltung erkannte er sofort, dass sie ihn zu Dhar bringen würden. Schweigend schauten sie zu, wie der Besitzer und sein Sohn mit dem Boot kämpften, um es ins Wasser zu bringen, Marchant half ihnen.

Sobald es schwamm, wateten die beiden ins seichte Wasser und stiegen ein, das Hilfsangebot des Sohnes ignorierten sie. Der Besitzer warf Marchant einen nervösen Blick zu, ließ den Motor an und steuerte das Boot auf die Landzunge zu.
Zu seiner Erleichterung konnte Marchant die Fregatte nicht mehr am Horizont entdecken. Er schaute landwärts zur felsigen Küstenlinie und den dahinter liegenden Hügeln. Auf einem der Berge stand ein Mast mit Antennen und Satellitenschüsseln. Früher hätte ihn deren Anwesenheit in einer solch rauen, von der Zeit unberührten Umgebung gestört, doch er wusste, sie waren im modernen Indien, und heute hatte der Anblick des rot-weißen Masts sogar etwas Tröstliches an sich.
Nach zwanzig Minuten entdeckte Marchant einen kleinen Strand mit Hütten aus Lateritsteinen, die in Konkan aus der Erde gewonnen werden. Die Gebäude waren in die Hügel gebaut. Er glaubte, auch ein oder zwei westliche Touristen auf dem Strand zu erkennen, doch der Besitzer fuhr an diesem Strand vorbei. Hätten nicht die beiden schweigenden Kerle hinter ihm gesessen, so hätte Marchant die Gischt und den Sonnenschein auf dem Meer genossen, doch die zwei erinnerten ihn ständig daran, was vor ihm lag.
Eine Stunde später drückte der Besitzer endlich die Ruderpinne von sich fort und steuerte auf die Küste zu. Der Sohn sprang als Erster von Bord und zog das Boot zum Strand. Marchant stieg in das flache blaue Wasser und ging an Land. Die beiden unheimlichen Fischer folgten ihm. Es war eine kleine Bucht, kaum fünfzig Meter lang und an beiden Enden von steilen Klippen geschützt. Oben am Strand stand eine wackelige Hütte aus Holz und Palmblättern, und zwischen Kokospalmen waren im Schatten einige Hängematten gespannt. Auf einem Schild war in den Farben der indischen Nationalflagge »Shanti Beach Café« zu lesen. Hier gab es keine Touristen aus dem Westen, kein Anzeichen dafür, dass hier irgendwer übernachtete. Während sich Marchant noch umschaute, gaben die beiden Männer ihm ein Zeichen und drängten ihn weiterzugehen.
Er folgte ihnen zur Hütte, und sie führten ihn durch einen offenen Eingang. Drinnen stand ein kleiner Tisch, ein Mann kehrte ihnen den Rücken zu und sprach in ein Handy. Er drehte sich, eine Zigarette in der Hand, kurz zu Marchant um und sprach leise weiter, auf Kannada, wie es schien, der in dieser Region Südindiens verbreiteten Sprache. Er trug

bessere Kleidung als die Fischer, neue Jeans, bedrucktes T-Shirt und eine Sonnenbrille, die er auf den Kopf geschoben hatte. Einen Moment lang erinnerte Marchant sein jungenhaftes Aussehen an Shah Rukh Khan.
Marchant betrachtete die verblichenen Postkarten, die an den Holzpfosten, der das Dach in der Mitte stützte, geheftet waren: London, Sydney, Kapstadt.
Ein mäßiger Versuch der Tarnung, dachte Marchant.
»Willkommen im Shanti Beach Café«, sagte der Mann und steckte sein Telefon ein. Er musterte Marchant von Kopf bis Fuß. »Genau unsere Sorte Gast.«
»Ich möchte zu Bruder Salim«, sagte Marchant und spannte die Bauchmuskeln an. Insgeheim erwartete er, dass man ihn schlagen, fesseln und ihm die Augen verbinden würde.
»Er wartet schon auf dich. Es ist ein langer Marsch von hier aus. Ich weiß nicht, wer du bist und woher du kommst, aber diese beiden bringen dich um, wenn du irgendetwas anstellst. Befehl von Salim.«
Vier Stunden später erreichte Marchant die Kuppe eines Hügels und blickte über dichte Vegetation hinunter auf den Shanti Beach. Der Aufstieg in der Hitze war anstrengend gewesen, und er war außer Atem und durchgeschwitzt. Die beiden Fischer schoben ihn weiter. *»Chalo«,* drängte der größere. Auf dem ganzen Weg hatte bislang keiner von beiden ein Wort gesprochen oder war auf Marchants Bemühungen auf Hindi eingegangen.
Marchant marschierte weiter und genoss es, zum ersten Mal seit dem Strand wieder bergab zu laufen. Er fragte sich, ob er dieses wunderschöne Paradies lebend verlassen würde. Zwei Greifvögel schweben hoch über ihm am Himmel und nutzen die Thermik. Warum hatte Dhar zugestimmt, sich mit ihm zu treffen? Würde er von ihm Antworten bekommen, was seinen Vater betraf? Wahrscheinlich war das Namaste Café von Onkel K als Treffpunkt benutzt worden, als er versucht hatte, Dhar zu rekrutieren. Und nun hatte ihn die Nachricht erreicht, dass ein Weißer dort nach »Bruder Salim« gefragt hatte.
Als ein Gewehrschuss knallte, ließ Marchant sich in den roten Staub fallen und suchte verzweifelt nach Deckung. Zum ersten Mal, seit sie vom Namaste Café aufgebrochen waren, grinste der größere Fischer Marchant an und ging weiter, als wäre nichts geschehen. Der Fischer

enthüllte dabei Zähne, die von Betelnusssaft blutrot gefleckt waren. Wieder knallte ein Schuss. Marchant hörte diesmal genau hin und vermutete ein Gewehr, das in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Metern abgeschossen worden war. Seine Schießausbildung im Fort hatte er mit Auszeichnung abgeschlossen. Er blickte nach vorn, und auf dem Weg kam ihm eine Gestalt mit einem Sportgewehr Kaliber.315 entgegen, das der Mann über der Schulter trug. Marchant wusste sofort, dass er Salim Dhar vor sich hatte.

42



Leila hörte zu, während Monk Johnson das Programm des achtundvierzigstündigen Präsidentenbesuchs in Delhi durchging. Zusammen mit ihr saßen über zweihundert Menschen in dem Saal, so viele, wie eben hineingingen. Es handelte sich fast ausschließlich um Angehörige des US Secret Service, die als Vorbereitungsteam seit einem Monat in Indien waren und vergeblich versuchten, ihr Handbuch für Sicherheitsbestimmungen auf ein sich permanent im Fluss befindliches Land zu übertragen. Außerdem waren einige leitende CIA-Mitarbeiter anwesend, darunter Spiro, der neben Johnson auf dem Podium saß und in der Hitze schwitzte. Die Klimaanlage der US-Botschaft lief auf Hochtouren, um die Temperatur nicht ins Endlose steigen zu lassen. Johnson, der Leiter des Vorbereitungsteams, stand vor einem hoch aufgelösten Satellitenbild von Neu-Delhi, auf dem die wichtigsten Orte in Rot markiert waren: das Rote Fort, Rajpath, der Lotustempel, die US-Botschaft und das Maurya Hotel, wo der Präsident wohnen würde. Rechts davon sah man ein größeres, noch detaillierteres Bild des Lotustempels im Süden der Stadt, wo eine rote Linie einen breiten Zugangsweg durch den parkähnlichen Garten markierte, der zum eigentlichen Tempel führte. An verschiedenen Punkten entlang des Wegs waren Uhrzeiten eingetragen, ebenfalls in Rot: 17:28; 17:30; 17:35. Spiro wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch ab und ordnete seine Notizen, ehe er sprach. Leila hatte ihn in London gut kennengelernt - zu gut. Er ließ sich keine Gelegenheit zum Flirten entgehen und gab sich keine Mühe, seine Blicke auf ihren »süßen Arsch« zu verbergen. Aber

ihr war keine andere Wahl geblieben, als sich mit seiner Aufmerksamkeit abzufinden. Spiro war ihr amerikanischer Mittelsmann, der nach dem Marathon ihren Bericht entgegengenommen hatte. Außerdem war er ihr wichtigster Verbündeter, der Fieldings Behauptungen einer Iran-Connection William Straker, dem DCIA, gegenüber energisch zurückgewiesen hatte. Er hatte sie auch verteidigt, als David Baldwin, der Leiter der CIA-Niederlassung in Delhi, Bedenken gegen ihre herausragende Rolle beim Präsidentenbesuch geäußert hatte.
Deshalb hatte sie laut mit den anderen applaudiert, als Spiro am heutigen Morgen direkt vom Flughafen in die Botschaft marschiert war. Seine Rückbeorderung nach Langley war beim Fußvolk nicht gut angekommen, denn seine markigen Sprüche hatten bei den Mitarbeitern stets ein Gefühl der Sicherheit erzeugt. Selbst Johnson hatte sich über seine Anwesenheit gefreut. Spiro schien es sich als sein Verdienst anzurechnen, dass der US-Botschafter in London beim Marathon keinem Selbstmordanschlag zum Opfer gefallen war.
»Noch Fragen?«, wollte Johnson wissen.
»Könnte POTUS außerhalb des Lotustempels auf die Leute am Straßenrand zugehen wollen?«, fragte Baldwin. »Meiner Erfahrung nach sind Menschenansammlungen in Indien entweder extrem zurückhaltend oder extrem gewalttätig.«
Baldwin spielte genauso gern wie Spiro mit den Muskeln, war über dessen Ankunft jedoch nicht erfreut. Baldwin war Südasienexperte und spürte, dass Spiro ihm ins Gehege kommen würde. Obwohl er kein ausgesprochener Indienfan war, verstand Baldwin die Mentalität der Menschen und fühlte sich beinahe für sie verantwortlich. Und anders als Spiro machte er keine Anstalten, Leila an die Wäsche zu gehen.
»Keine Chance«, sagte Johnson und ging hinüber zu der Projektion des Tempelgartens. »Wir müssen ihn dort unbedingt in Bewegung halten.« Er zeigte auf die Zahlen in Rot, die entlang des Zugangswegs zum Hauptgebäude standen. »Er hat sieben Minuten für die vierhundert Meter über den Hauptweg durch den hübschen Garten. Wir dürfen die Wagen nicht näher heranbringen. Ich kann das gar nicht oft genug betonen: Das ist die heikelste Stelle während des ganzen Aufenthalts in Delhi, deshalb werden alle Einheiten dicht an ihm dran sein. Um 17:35 wird er am Fuß

der Treppe, die zum Tempel hinaufführt, von einer Delegation hochrangiger Bahai begrüßt. Die wurden alle überprüft. Einer von ihnen wird dem Präsidenten einen Blumenkranz auf den Kopf setzen, in dem Moment werden wir uns für ein paar Sekunden zurückhalten, nicht länger. Das genügt der Presse für das Foto, das um die Welt gehen soll. Hässliche Agenten vom Sicherheitsdienst, die ihnen durchs Bild laufen, können sie dabei nicht gebrauchen.«
»Können wir ihn nicht dichter ranbringen und den langen Fußmarsch abkürzen?«, fragte ein junger Mann mit glatt rasiertem Schädel.
»Ich würde mit Marine One mitten auf dem verfluchten Bau landen und den Präsidenten durch ein Loch im Dach abseilen, wenn ich könnte, aber das Weiße Haus braucht den Weg mit dem Tempel im Hintergrund als Symbol des Friedens. Mit dieser Reise sollen Herzen gewonnen werden, klar? Neuer Präsident, neuer Anfang. Sobald er diese Stufen erreicht hat, sind wir durch.« Johnson zeigte erneut auf das Luftbild. »Hier und hier gibt es hohe Wände.« Fünf schmale Treppenabsätze, seitlich von hohen Wänden abgeschirmt, führten zum Haupteingang hinauf unter eines der siebenundzwanzig »Blütenblätter«, die das unverwechselbare Dach des Gebäudes bildeten.
»Im Inneren wird er zusammen mit einigen Hundert Bahai an einer kurzen Zeremonie teilnehmen, und dann wird er mit dem Helikopter von der Südseite direkt zurück zum Luftwaffenstützpunkt Palam fliegen. Die wollten den Tempel mit Menschen füllen, aber die Inder konnten keine umfassenden Sicherheitsüberprüfungen garantieren.«
»Haben die bei dieser Reise überhaupt irgendetwas garantiert?«, fragte Spiro. Im Saal wurde höflich gelacht.
»Das ist ein Bahai-Tempel, nicht wahr?«, fragte ein anderer Beamter vom Sicherheitsdienst.
»Richtig«, bestätigte Johnson.
»Und wenn die Bahai aus dem Iran kommen, sind sie dann Moslems?«
»So was Ähnliches«, antwortete Johnson und blickte Spiro an.
»Im Prinzip nicht«, mischte sich Baldwin ein und stand von seinem Platz in der vordersten Reihe auf. »Sie haben zwar ihren Ursprung ebenfalls in der islamischen Schia, doch das liegt über hundertfünfzig Jahre zurück. Heute werden sie von der schiitischen Geistlichkeit als Häretiker und als Bedrohung des Islams betrachtet. Die Revolutionsgardisten im Iran

haben sie sich gerade wieder vorgeknöpft. Sie sind die größte religiöse Minderheit im Land und werden am schärfsten verfolgt. Ihre Führer werden wegen Abtrünnigkeit hingerichtet, ihre Schulen werden geschlossen, sie bekommen keine Pässe und dürfen nicht im Staatsdienst arbeiten. Die Bürgerrechte werden ihnen verweigert.«
»Und das ist auch der Grund, weshalb POTUS ihnen einen Besuch abstattet«, sagte Spiro und stellte seine Autorität gegenüber der Versammlung wieder her, während Baldwin sich setzte. »Symbolische Unterstützung für einen Regimewechsel. Leila, würden Sie unsere Unwissenden vielleicht noch ein wenig mehr erleuchten?«
Spiro warf Baldwin einen Blick zu, als Leila von ihrem Platz in der dritten Reihe nach vorn zu ihm und Johnson auf die Bühne ging. Einen Moment lang stand sie im Strahl des Projektors, und das Bild des Lotustempels lag auf ihrem Gesicht. Sie trat zur Seite und hob eine Hand, um ihre Augen abzuschirmen.
»Es gibt weltweit über fünf Millionen Bahai«, begann sie, und die Emotionen waren in ihrer Stimme deutlich zu hören. »Zufällig gehört auch meine Mutter dieser Religion an. Die größte Gruppe lebt in Indien, die zweitgrößte im Iran, wo auch alles anfing.« Sie hielt inne, sammelte sich und sah Baldwin an. »Die Bahai glauben, dass Moses, Buddha, Krishna, Jesus, Mohammed und Baha'u'llah, der Religionsgründer, Manifestationen des universellen Gottes waren. Baha'u'llah wurde im neunzehnten Jahrhundert in Persien geboren, es ist also eine relativ junge Religion. Er glaubte an spirituelle Einheit, an den Weltfrieden, an die Pflicht zur Bildung für jeden. Außerdem lehnte er jegliche Form von Vorurteilen ab.« Erneut zögerte Leila. »Tut mir leid«, sagte sie. »Die Hitze.«
Jeder im Saal wusste, es war nicht nur die Hitze.
»Nun verstehen Sie vermutlich, warum POTUS unbedingt den Tempel besuchen will«, sagte Spiro und stellte sich zu ihr. »Brauchen Sie eine Pause, Kleine?« Er hatte jetzt den Arm um sie gelegt und drückte ihre Schulter.
»Geht schon, danke«, sagte Leila und goss sich ein Glas Wasser aus einer der Plastikflaschen ein, die auf dem Tisch neben ihr standen. »Das Haus der Andacht, besser bekannt unter dem Namen Lotustempel, wurde von einem iranischen Architekten für die Bahai entworfen. Die

unverkennbare Form basiert auf einer halb geöffneten Lotusblüte.«
»Es erinnert mich an die Oper in Sydney«, meinte Spiro.
»Man sagt, es sei das meistbesuchte Gebäude der Welt«, fuhr Leila fort. »Jeder ist willkommen: Hindus, Juden, Christen, Parsen, Muslime, einfach jeder. Der Präsident wird begeistert sein. Es ist ein ganz besonderer Ort.«
Leila kehrte zu ihrem Platz zurück, doch sie wollte raus aus diesem stickigen Raum und auch raus aus Delhi und überhaupt aus Indien. Sie wollte bei ihrer Mutter sein.
»Danke, Leila«, sagte Spiro. »Das war sehr aufschlussreich.« Im Saal wurde applaudiert, und einige Leute vom Secret Service drehten sich zu ihr um. Spiro warf Baldwin einen Blick zu und fuhr fort: »Aufgrund ihrer speziellen Kenntnisse haben wir Leila gebeten, sich bei diesem Teil der Reise der Gesellschaft von POTUS als Vertreterin der CIA anzuschließen.«
»Bei allem Respekt für Leila, ist das nicht eigentlich unüblich?«, fragte Baldwin. »Wir wissen natürlich zu schätzen, was sie in London geleistet hat, aber …«
»Nein, David, das ist nicht unüblich«, unterbrach ihn Spiro. »Nicht im Geringsten. Es ist eine große Ehre für die Agency und sonst gar nichts.«
»Und eine Ehre für uns alle«, sagte Johnson, der die Spannungen spürte. »Der Präsident möchte sich persönlich bei Leila für die gute Arbeit in London bedanken, so wie wir alle vom Secret Service.« Erneut erhob sich Applaus im Saal. »Es ist kein Geheimnis, dass wir in Langleys Schuld stehen. Und es ist kein Geheimnis, dass wir es höchst ungern zugeben. Ich muss daher wohl nicht extra erwähnen, dass wir diesmal nicht auf eine Heldentat von Leila angewiesen sein werden.«

43



Diese Ansammlung von höhlenähnlichen Hütten am Hang erinnerte Marchant an Tora Bora. Er selbst war nie in Afghanistan gewesen, doch er hatte die Satellitenbilder gesehen, die Route, die Osama Bin Laden genommen hatte, als er den Amerikanern entwischte. Jede der Holzhütten war weit in den roten konkanischen Berghang gebaut. Die, in der er jetzt saß, hatte eine Tiefe von sechs Metern, obwohl sie von außen winzig wirkte. Außer Salim Dhar war niemand darin, und der Terrorist legte eine rastlose Energie an den Tag, während er jetzt in einem Topf über einem kleinen Gaskocher Kardamom-*Chai* mit Milch kochte. Draußen vor der Tür saß ein Mann auf einem Plastikstuhl, hielt ein AK-47 auf den Knien und rauchte eine Zigarette.
»Wir haben sehr viel gemeinsam, du und ich«, sagte Dhar in perfektem Englisch.
»Nur gebe ich die Milch hinterher dazu, und du kochst alles zusammen, und zwar mit ungefähr einem Kilo Zucker.«
»Und wer hat die besseren Zähne?«, fragte Dhar, drehte sich um und reichte Marchant einen rostfreien Stahlbecher mit Tee, den er am Rand hielt. Sein Lächeln war strahlend weiß.
Marchant bemühte sich zu begreifen, warum Dhar ihn so herzlich willkommen hieß. Aus seiner Zeit in Afrika war er an die Gastfreundschaft gegenüber Feinden gewöhnt, an den höflichen Aufschub der Feindseligkeiten, wenn die kriegsführenden Parteien vor dem Gemetzel noch zusammen aßen. Aber hier ging es um etwas

anderes, und bislang hatte er nicht herausgefunden, was es war.
Von dem Augenblick, in dem Dhar ihn am Fuß des Hügels mit breitem Grinsen und herzlicher Umarmung begrüßt hatte, schossen Marchant die wildesten Möglichkeiten durch den Kopf. Der große Mann seiner Eskorte war auf dem Hügel zurückgelassen worden, und Marchant fiel eine Anzahl Männer verstreut auf den felsigen Bergen auf. Der zweite Fischer hatte Marchant durch ein tiefes Tal mit Kokoshainen und dichtem Dschungel begleitet, auf dessen anderer Seite die Ansammlung von Hütten lag. Wenigstens zehn Männer, manche mit Zigaretten, alle mit Waffen, saßen hier herum.
Marchant stellte eine wilde Mischung von Nationalitäten fest: Araber aus Nordafrika und dem Nahen Osten. Niemanden schien seine Ankunft zu beunruhigen. Er fragte sich, ob sich Dhar eine Geschichte ausgedacht hatte, damit sie sich wegen seiner Anwesenheit keine Sorgen machten. Aber wusste Dhar überhaupt, wer er war? Hatte er eine Ahnung, dass sein Besucher bis vor einiger Zeit seine Tage damit verbracht hatte, Menschen und Orte wie diese aufzuspüren und zu eliminieren? Dhar wirkte locker, fragte ihn nach der Reise, nach den Westtouristen an den Stränden, nach seinen Eindrücken vom Klima - der übliche Small Talk zwischen Zufallsbekanntschaften.
Jetzt allerdings, als Dhar sich ihm gegenüber an den wackeligen Tisch setzte und Schweißperlen auf seiner Stirn standen, spürte Marchant eine Veränderung. Vielleicht würde sie sogar sein Leben betreffen. Sein Vater, daran musste er jetzt denken, hatte Dhar im Gefängnis besucht, und Marchant spürte, wie ihm flau im Magen wurde. War er ähnlich herzlich willkommen geheißen worden? Hatten die Amerikaner recht, wenn sie die Loyalität seines Vaters zum Westen infrage stellten? Marchant erinnerte sich daran, dass Dhar kaltblütig Anschläge auf zwei amerikanische Botschaften verübt und dabei viele US-Marines getötet hatte.
»Du siehst ihm tatsächlich ein bisschen ähnlich«, sagte Dhar auf Englisch. »Die Familienähnlichkeit ist vorhanden - das gute Aussehen.«
Marchant nippte an seinem Tee und war dankbar für den süßen Gewürzgeschmack. Dhar trug ein T-Shirt mit abgeschnittenen Ärmeln, das Muskeln enthüllte, wie man sie sich in einem Fitnessstudio antrainierte. Er war groß, sein Gesicht lang und kantig, und die

Hautfarbe war viel heller als die der Einheimischen von Karnataka. Die Nase stach hervor, die Augen lagen tief, aber nichts an seinen Zügen überraschte oder wirkte unproportional. Vielleicht aus reiner Gewohnheit betrachtete Marchant Dhars tiefe, markante Ohrläppchen. Das war der Teil eines Gesichts, der am schwierigsten zu verändern war.
»Gut, dass wir uns treffen können.«
»Mein Kampf richtet sich nicht gegen die Briten, auch wenn die Unterstützung eurer Regierung für die Ungläubigen feige ist.« Wie auf Knopfdruck wurde Dhars Stimme hart und bekam den vertrauten Tonfall eines *Dschihadis*. »Ich habe eine Nachricht erhalten, dass du möglicherweise hier auftauchst.«
»Von wem?«
»Von einem alten Freund der Familie.«
Marchant nahm an, es müsse sich um Onkel K handeln. »Ich muss wissen, warum dich mein Vater in Kerala besucht hat.«
Dhar lächelte Marchant auf entwaffnende Weise an. Er hielt alle Trümpfe auf der Hand.
»Er wollte einen Namen wissen. Von jemandem in London.«
Endlich, dachte Marchant. Um das zu hören, hatte er den weiten Weg zurückgelegt. »Warum glaubte er, du würdest ihm etwas sagen?«
Dhar zögerte und blickte durch die Tür zur Wache. Er sprach leiser.
»Weil ich dummerweise einst zugestimmt hatte, dem Freund der Familie zu helfen.«
»Und hast du meinem Vater den Namen genannt?«
»Nein, ich konnte ihm nichts sagen.«
»Du konntest nicht?«
»Ich wusste den Namen nicht. Er hat gesagt, in London würde jemand alles zerstören, wofür er gearbeitet hat. Von innen. Ich konnte ihm nicht helfen.«
»Kennst du den Namen jetzt?«
»Nein. Solche Sachen werden an anderer Stelle erledigt.«
Plötzlich war Marchant sehr müde, sogar noch müder als nach dem Marathon. Die Wanderung in der Hitze war nur erträglich gewesen, weil er an die Chance gedacht hatte, die vor ihm lag, an die Möglichkeit, wie unwahrscheinlich auch immer, den Ruf seines Vaters wiederherstellen zu können. Aber jetzt saß er Salim Dhar gegenüber, einem der

meistgesuchten Menschen dieser Welt, und seine Bemühungen erwiesen sich als reine Zeitverschwendung. Dhar wusste nicht das Geringste.
»Mein Vater hat kurze Zeit danach seinen Posten verloren«, sagte Marchant wütend. »Und dann ist er aus Scham gestorben.«
»Manche behaupten, die ungläubigen Amerikaner stecken dahinter. Sie haben die Arbeit für uns erledigt. Jemand im MI6, nahe beim Chef.« Marchant blickte ihn an. »Aber den Namen kennst du nicht.« Er schwieg kurz. »Wieso warst du mit unserem Treffen einverstanden?«
»Warum?«
»Bei meinem Vater hattest du keine Wahl. Du hast im Gefängnis gesessen, als er kam. Aber mich hättest du einfach umbringen können.«
»Weil ich dir etwas mitzuteilen habe. Etwas, was Stephen mir erzählt hat.« Marchant zuckte zusammen, als Dhar den Vornamen seines Vaters benutzte, und sein Mund wurde trocken. Dhars dunkle Augen begannen zu glänzen. »Er war auch mein Vater.«

44



Fielding legte den Hörer auf die Gabel und blickte sich im Raum um. Er überlegte rasch. Daniel Marchant sagte ohne Frage die Wahrheit. Jetzt ergab alles einen Sinn: die monatlichen Überweisungen, die von Stephen Marchant, Dhars Vater, autorisiert worden waren. Sein Vorgänger hatte nicht versucht, einen potenziellen Informanten zu ködern; es handelte sich um eine ganz persönliche Sache, von Schuldgefühlen veranlasst, vom MI6 gezahlt.
Die Daten passten ebenfalls. Stephen Marchants Zeit im britischen Hochkommissariat überschnitt sich mit der von Dhars Vater um sechs Monate Anfang 1980, dem Jahr, in dem Dhar geboren wurde. Damals musste er Dhars Mutter kennengelernt haben, in den Monaten, ehe er für die Geburt von Daniel und Sebastian nach England zurückkehrte, in der Zeit, als er sich ohne seine Frau in Delhi aufhielt.
Er hob den Hörer wieder ab, wählte Anne Normans Nummer und bat sie, ihn zu Ian Denton durchzustellen, der sich schweigend anhörte, was Marchant Fielding am Telefon erzählt hatte.
»Von wo hat er angerufen?«, fragte Denton.
»Das wollte er nicht sagen.«
»Aber Salim Dhar war auch da.«
»Nein, der war gerade gegangen.« Eine Pause entstand, die selbst für den wortkargen Denton ungewöhnlich lang war. »Ian?«
»Wir haben vielleicht nicht viel Zeit.«
»Können Sie Carter anrufen? Straker nimmt keine Gespräche von mir an.«

»Das Telefon, Marcus. Falls Daniel von einem überwachten Handy gesprochen hat, wird Fort Meade das Gespräch abgefangen und längst weitergereicht haben.«
»Deshalb müssen wir mit Carter sprechen.«
»Ist er nicht inzwischen aus dem Spiel?«
»Nicht vollständig. Er wird verstehen, was es zu bedeuten hat.«
»Und Sie denken, Carter wird uns in Langley unterstützen?«
In den wenigen Minuten, die seit Daniels Anruf vergangen waren, hatte sich in Fielding vor allem eine enorme Erleichterung breitgemacht, denn endlich wusste er, warum Stephen Marchant diese ungenehmigte Reise nach Indien unternommen hatte; eine Reise, die Fielding stets Sorgen bereitet hatte, weil sie nicht ins Bild passte. Es war kein Name gefallen, kein Maulwurf entlarvt worden, aber immerhin wusste Fielding nun, dass die Reise aus privaten Gründen stattgefunden hatte und nichts mit der nationalen Sicherheit zu tun hatte. Das würde Stephens Ruf in den Augen mancher Leute beschädigen, doch Fielding sah darin vor allem die Entlastung von allen Vorwürfen, dass sein Vorgänger sich irgendwelcher beruflicher Vergehen schuldig gemacht hätte. Denton hatte trotzdem recht. Wie immer. Amerikanische Logik - Spiro und Straker - würde die Sache anders interpretieren: als weiteren Beweis, dass die Loyalität des früheren MI6-Chefs zweifelhaft war.
»Carter wird es verstehen«, wiederholte Fielding. »Es erklärt Stephens Besuch, warum er nach Kerala gereist ist. Und deswegen haben sich doch alle so aufgeregt, oder? Er war ein Schürzenjäger mit schlechtem Gewissen, Ian, kein Verräter. Ist das nicht der Beweis?«
»Denen wird es nur eins beweisen: Sie hatten recht damit, ihm nachzustellen.«
Fielding kümmerte es inzwischen nicht mehr, was die Amerikaner dachten. Stephen Marchant hatte immer davon geträumt, jemanden wie Dhar zu rekrutieren. In den letzten Tagen hatte Fielding festgestellt, dass er ebenfalls davon träumte. Hatte er deshalb Daniel Marchant nach ihm suchen lassen? Jetzt wussten sie, wer Dhar wirklich war, und damit rückte eine Unterwanderung von Al Kaida auf höchster Ebene in den Bereich des Möglichen. Er würde sich diese Chance von den Amerikanern nicht nehmen lassen. Denn eine zweite würde er niemals bekommen. Und wer war besser geeignet, Dhar anzuwerben, dachte er,

als Daniel Marchant, sein Halbbruder?

»Er hat den Tod von Sebbie nie verwunden«, sagte Marchant und nippte an seinem zweiten Becher Kardamom-*Chai*. Er hätte gern etwas Stärkeres gehabt. »Keiner von uns.«
»War er dir ähnlich?«, fragte Dhar.
»Sebbie? Er war ernster. Und manchmal ängstlich. Oft hat er mich mit seinen Albträumen geweckt. Allerdings scheißgut in Mathe. Hat mich wahnsinnig gemacht. In der Schule war er mir immer voraus.«
Dhar lächelte. »Stephen hat gesagt, eines Tages würdest du kommen.«
Marchant versuchte, sich die beiden zusammen vorzustellen. »Glaubst du, er wollte, dass du es mir erzählst?«
»Zuerst war ich wütend, als er es mir gesagt hat, und sauer, weil er so lange dafür gebraucht hat.«
»Meine Mutter wäre gestorben, wenn er es je öffentlich gemacht hätte. Sie war sehr verletzlich.«
»Meine Mutter auch. Deshalb habe ich ihm verziehen. Er hat mir gesagt, es habe keinen Tag in seinem Leben gegeben, an dem er nicht an mich gedacht und sich gefragt habe, wie es mir geht. Aber meine Mutter hat sich von ihm schwören lassen, dass er mich niemals besuchen würde, niemals Kontakt aufnehmen würde, es niemals jemandem verraten würde. Mein Vater hat immer noch keine Ahnung. Er hat geglaubt, das Geld komme von ihrer Familie. Immer hat er sich über die zu kleine Mitgift beschwert. Stephen hat sich ihren Wünschen gebeugt, aber er sagte mir, er habe stets geplant, mich aufzusuchen, sobald ich achtzehn wäre.«
»Was hat ihn aufgehalten?«
»Weißt du, wo ich meinen achtzehnten Geburtstag gefeiert habe? In einem Trainingscamp mit meinen Brüdern aus Kaschmir.«
»Er hätte deinen Ruf ruiniert.«
»Und ich seinen. Trotzdem hat er immer Geld geschickt.«
»Wie lange?«
»Bis ich einundzwanzig war. Ich denke, es kam von ihm. Wir waren nicht reich. Meine Eltern haben in den Botschaften gearbeitet. Mein Vater hat Rechnungen von Ungläubigen abgeheftet, und meine Mutter

bekam einen Hungerlohn dafür, dass sie auf Kinder von Ausländern aufpasste. Beide wurden wie Hunde behandelt. Aber an Geld hat es nie gemangelt. Meine Mutter sagte, es seien Trinkgelder. Hinter unserem *Puja*-Schrein hatte sie immer einen Packen Fünfhundertrupienscheine versteckt.«
»Deine Mutter war eine Hindu?«
»Mein Vater auch. Ich bin zum Islam konvertiert, als ich die Schule verlassen habe. Ich habe alles getan, was ich nur konnte, um meinen Vater und seine *Kafir*-Welt hinter mir zu lassen.«
»Ihr habt euch nicht besonders nahegestanden?«
Dhar lachte. »Als ich erfuhr, dass er gar nichts mit mir zu tun hat, ergab plötzlich alles einen Sinn. Die Streitereien und das Fehlen dieser Verbindung, wie ich sie bei anderen Vätern und Söhnen gesehen hatte. Es war eine solche Erleichterung.«
»Vielleicht hat er es gewusst?«
»Nein. Er wollte immer, dass ich so werde wie er. Zu meiner Schande hat er seine Stelle in der US-Botschaft geliebt. Er hat alles Amerikanische vergöttert, und zu Kostümpartys im Büro hat er sogar Cowboyhut und Stiefel getragen. Aber er hat es nicht begriffen. Wie sie ihn behandelt haben, wie sie hinter seinem Rücken über ihn gelacht haben. Ich habe es gesehen und gewusst, dass er mit seiner Sichtweise komplett falsch lag. Er hat mich auf die amerikanische Schule in Delhi geschickt - das waren die schlimmsten Jahre in meinem Leben.«
Dhar stand auf und hievte sich einen Rucksack auf den Rücken. »Ich muss los. Du bleibst ein paar Tage hier, und dann bringen sie dich zurück zum Om Beach.«
»Werden wir uns noch einmal sehen?«
»Versuch niemals, Kontakt zu mir aufzunehmen, zu deiner eigenen Sicherheit. Ich bin dein einziger Bruder hier.«
»Und du kannst mir keinen Namen nennen?«
»Nein.« Er zögerte. »Ich höre mich um.«
»Wohin gehst du?«
Dhar drehte sich an der Tür um und lächelte. »Familienangelegenheit. *Inschallah.*«

45



»Söhne entwickeln sich auf eigenartigste Weise«, sagte Carter. »Mein jüngster spielt in einer gottverfluchten Thrash-Metal-Band.« Carter saß hinten in einem schwarzen Kleinbus, Fielding und Denton hockten ihm gegenüber an einem Klapptisch. Sie waren auf der M4 nach Westen unterwegs, und links von ihnen landeten unablässig Flugzeuge in Heathrow. Denton hatte den Vikar noch nie so still erlebt. »Außerdem hat Marchant das Geld geschickt, lange bevor der Junge zum *Dschihadi* wurde.«

»Straker wird es trotzdem nicht kaufen, oder?«, fragte Denton.

»Nein, ganz bestimmt nicht. Deshalb müssen wir persönlich nach Delhi. Ich sitze nicht hier herum und drehe Däumchen, während das Leben unseres neuen Präsidenten auf dem Spiel steht. Mann, ich habe ihn gewählt. Und noch sind Sie der Chef, Marcus. Ich bin der Leiter von Clandestine Europa, verdammt noch mal. Solange wir im Spiel sind, können wir unseren Rang auch ausnutzen.«

»Ich hätte den Anruf nicht annehmen sollen«, sagte Fielding und blickte durch die getönten Scheiben, während das nächste Flugzeug zur Landung ansetzte. Der Anblick machte ihn immer noch nervös, nach dem, was in Heathrow vor einigen Jahren passiert war. »Wenn Daniel sich einfach in der Zentrale gemeldet hätte, hätte man ihn als Abtrünnigen abtun können, der wieder mitspielen will. Aber er hat nach mir gefragt, und ich habe den Anruf angenommen.«

»Und deshalb fahren wir jetzt nach Fairford«, sagte Carter. »In meinem nicht zurückverfolgbaren Wagen und nicht in Ihrem.«

Dentons Handy klingelte. Er meldete sich, hörte zu und beendete die Verbindung. »Das war Anne. Sie sind in Ihrem Büro aufgetaucht, Marcus.«

Marchant hatte über eine Stunde lang auf dem *Charpoy* gelegen und auf seine Gelegenheit gewartet. Die Wache erhob sich von ihrem Stuhl, blickte in seine Richtung und ging den Hügel hinunter zu einem anderen Mann, der ihn gerufen hatte. Beide lachten über etwas.
Marchant hatte das alte Nokia-Handy gesehen, während er sich mit Dhar unterhielt, aber er hatte angenommen, Dhar würde es mitnehmen. Es war halb unter einer Ausgabe des indischen Nachrichtenmagazins *The Week* verborgen, in einem Stapel auf dem staubigen Fußboden. Hatte Dhar es absichtlich da gelassen, weil er wusste, Daniel würde es finden? Als Ablenkungsmanöver und um sich ein wenig Zeit zu verschaffen? Er schwang sich vom Bett, behielt die Tür im Auge und hob das Telefon auf. Nachdem er es angeschaltet hatte, wickelte er es in sein Hemd ein, um den Startklang zu dämpfen. Doch es vibrierte nur kurz.
Er wusste, dass er ein großes Risiko einging, falls es sich um ein überwachtes Gerät handelte, trotzdem musste er die Nachricht über Dhar und seinen Vater dringend an Fielding weiterleiten. Er kannte zwar den Namen des Maulwurfs im MI6 noch nicht, aber zumindest hatte er eine Erklärung für die ungewöhnliche Reise nach Kerala, die den Amerikanern solche Sorgen bereitet hatte. Mit zitternden Fingern tippte er die bekannte Nummer ein und hoffte, das Telefon sei für internationale Gespräche zugelassen. Dann hörte er es auf der anderen Seite in London klingeln und holte tief Luft, ein Geräusch, das ein junger Telefonist der National Security Agency über zehntausend Kilometer entfernt in Fort Meade, Maryland, über Kopfhörer mithörte.

Denton schloss den Sicherheitsgurt über seinem Schoß und sah sich in der kleinen Kabine der Gulfstream V um: sechs Sitzplätze, helles Leder und Chrom, eine Liege und ein Einbauschrank mit Anrichte aus Mahagoni. Ihm gegenüber schnallte sich auch Fielding an und bemerkte Dentons trockenes Lächeln. Die Ironie, dass hochrangige

Geheimdienstler an Bord eines Flugzeugs, das für außerordentliche Überstellungen von Terrorverdächtigen benutzt wurde, aus Großbritannien flohen, entging ihnen nicht. Carter war beim Piloten und besprach mit ihm die Route. Er nahm den Kopfhörer von einem Ohr und drehte sich zu ihnen um.
»Der Pilot hat gerade einen falschen Flugplan durchgegeben«, sagte er lauter, als nötig gewesen wäre. »Wir operieren unter Sonderstatus, aber er sagt, in den letzten Monaten ist die Flugaufsicht ein bisschen strenger geworden.«
»Reichlich streng«, flüsterte Denton Fielding zu, als Carter den Kopfhörer wieder aufsetzte und sich nach vorn wandte. »Haben Sie gesehen, wo man sie untergebracht hat?«
»Ich wollte es mir nicht ansehen.«
»Hinter der Anrichte. Nicht besonders appetitlich.« Denton hatte die Tür geöffnet, die den hinteren Teil des Flugzeugs von der Hauptkabine trennte. Der Kontrast zur schicken Einrichtung vorn hätte nicht größer sein können. Die Verkleidung war entfernt worden, und man sah das nackte Gerippe des Flugzeugs. In den matten Metallboden waren im Abstand von ungefähr einem Meter zwei kleine Stahlringe eingelassen. Zwischen ihnen befand sich ein dunkler Fleck, wo die menschliche Fracht gesessen hatte, an Händen und Füßen gefesselt, wie Denton vermutete. Möglicherweise war es Blut oder Schlimmeres, auf jeden Fall hatten ihre Leiden Spuren hinterlassen. Hatte man Daniel Marchant hier festgekettet, als er nach Polen gebracht wurde? Und vor ihm Khalid Scheich Mohammed?
»Willkommen bei Air CIA«, sagte Carter und setzte sich neben Denton. »In zwölf Stunden landen wir in Neu-Delhi.«
Denton hatte ihn gar nicht gehört. Er betrachtete die Blaulichter auf der Straße hinter dem Zaun von Fairford. Im gleichen Moment bat der Pilot Carter, noch einmal ins Cockpit zu kommen. Denton blickte Fielding an und deutete aus dem Fenster.
»Sie können immer noch aussteigen, Ian«, sagte Fielding. »Sie müssen mich nicht begleiten.«
Denton ignorierte das Angebot seines Chefs. Er wusste, sie hatten recht, was Leila betraf. Vorhin waren die drei ohne Schwierigkeiten auf das Gelände des Luftwaffenstützpunkts gelangt. Soweit es die Royal Air

Force anging, war Fairford jetzt eine Reserveeinrichtung. Die United States Air Force, USAF, betrieb den Flugplatz, und die Amerikaner waren sehr auf die Sicherheit und Geheimhaltung der B-2 Spirit Tarnkappenbomber und ihre gelegentlichen Überstellungsflüge bedacht. Die Wachen am Tor kannten Carter gut und hatten ihn durchgewinkt, doch Denton fürchtete, inzwischen würden die Telefone in Whitehall und Washington klingeln. Es hing alles davon ab, wie viel Autorität Carter noch besaß und ob Straker eins und eins zusammenzählen konnte und zu dem Schluss gekommen war, dass Carter sich mit Fielding zusammengetan hatte.
Die beiden Turbofan-Triebwerke heulten, als der Pilot das Flugzeug zum Ende der drei Kilometer langen Startbahn fuhr. Denton öffnete seinen Gurt und ging nach vorn zu Carter. Einen Moment lang dachte Fielding, er wolle das Angebot doch noch annehmen und aussteigen.
»Alles okay?«, erkundigte sich Denton.
»Wir klären nur gerade mit Langley, dass ich in einer offiziellen Angelegenheit unterwegs bin«, sagte Carter.
»Sie meinen einen Überstellungsflug.«
Carter lachte. »Routinearbeit bei Clandestine.«
»Ist Ihnen die Polizei draußen vor dem Gelände aufgefallen?«
»Ach, bleiben Sie locker, das hat nichts zu bedeuten. Nur ein paar Planespotter, die sind dauernd da. Ich schätze, die Spirit fliegt heute. Wir bitten Ihre Polizei dann immer, die Leute zu verscheuchen. Niemand weiß, dass wir den Vikar an Bord haben, Ian. Bei Flügen dieser Kategorie gibt es keine Passkontrollen.«

46



William Straker lehnte sich im Büro des DCIA in Langley, Virginia, zurück und betrachtete das Foto seiner beiden Söhne auf dem Schreibtisch. Er war als Einzelkind aufgewachsen und beneidete die Jungs um die Kameradschaft. Zwar hatte er es nicht überprüft, aber er nahm an, auch Harriet Armstrong in London sei ein Einzelkind gewesen. Sie besaß dasselbe natürliche Misstrauen anderen gegenüber.
»Das gibt uns endgültig grünes Licht, Harriet, und wir gehen jetzt rein«, sagte er in Richtung der Freisprechanlage. »Fort Meade hat den Anruf vorhin aufgefangen. Die Koordinaten wurden an die USS *Independence* weitergeleitet.«
»Der Premierminister bittet darum, Daniel Marchants Leben zu schonen«, antwortete Armstrong.
»Ich hatte schon befürchtet, Sie würden so etwas sagen. Der DNI will alle Bedrohungen in der Region ausschalten. Und Dhar steht gegenwärtig ganz oben auf unserer Wanted-Liste.«
»Marchant könnte noch nützlich sein«, wandte Armstrong ein.
»Sie wollen doch nicht etwa einknicken, Harriet?« Armstrong erwiderte nichts. »Indien wird uns den Einsatz eines Predators zur Luftraumaufklärung nicht gestatten, deshalb schicken wir die Seals, unterstützt von ein paar Alibi-Black-Cats der indischen Nationalgarde, damit Delhi sich nicht beschwert. Ich bin sicher, Ihr Premierminister wird es verstehen, dass wir angesichts eines Präsidentenbesuchs kein Risiko eingehen können. Es gibt schon zu viele Risiken auf dieser Reise. Monk Johnson ist mit den Nerven völlig runter.«

»Natürlich erkennen wir die Bedrohung, aber Marchant ist britischer Staatsbürger, und der Premierminister besteht darauf, dass er nicht getötet wird. Gegenwärtig steht eine Einheit des britischen Special Air Service in Delhi und könnte Sie unterstützen.«
»Wir bekommen das schon allein hin, trotzdem danke für das Angebot. Ich sage Ihnen, was wir tun. Sobald wir Marchant aus dem Dschungel geholt haben, ist er Ihr Gefangener. Vielleicht können Sie ja mehr aus ihm herauskitzeln als wir in Polen. Wie klingt das?«
Nicht besonders gut, dachte Armstrong. Leichensäcke sind bei Verhören nicht sehr gesprächig. »Ich werde COBRA über das Angebot informieren. Das Sicherheitskomitee versammelt sich gerade.«
»Ihre Kooperation ist sehr willkommen, Harriet. Sie und ich denken in die gleiche Richtung. Haben Sie die Übertragungsdaten des Anrufs gesehen?«
»Ja, vorhin.«
»Gott, wir lagen goldrichtig mit Stephen Marchant. Wie der Vater, so der Sohn. Aber was ist mit Marcus? Daniel wurde an seine Privatnummer durchgestellt, und der Chef entscheidet sich, niemanden über das Gespräch zu informieren? Und jetzt hat er sich unerlaubt von der Truppe entfernt.«
»Das bereitet dem Premierminister ebenfalls Sorgen.«
»Freut mich, das zu hören«, sagte Straker, obwohl er nicht viel Aufrichtigkeit in Armstrongs Antwort entdecken konnte. »Weiß der Premierminister auch über Chadwick Bescheid?«
»David?«
»Sir David, Ritter des Königreiches.«
»Was ist mit ihm?« Armstrong packte den Hörer fester. Sie mochte Chadwick, hatte sich sogar in ihren frühen Whitehall-Tagen zu ihm hingezogen gefühlt. Über ihn wollte sie kein schlechtes Wort hören.
»Nun, es scheint, er hat sich hier drüben bei ein paar illegalen Websites registriert. Das FBI hat heute Morgen die Daten seiner Kreditkarte rübergeschickt, weil die dachten, wir sollten darüber Bescheid wissen.«
Armstrong wollte das Gespräch beenden, denn sie spürte, wie sie langsam wütend wurde. Sie glaubte kein einziges Wort. Die Amerikaner befanden sich immer noch auf dem Kriegspfad, auch nachdem sie Stephen Marchant abgeschossen hatten, doch hier handelte es sich um

neues Territorium. Als Nächstes würden sie den Premierminister angreifen.
»Wie illegal?«
»Hoffentlich hat er keine eigenen Kinder.«

Marchant schob das Handy zurück unter das Magazin und legte sich wieder auf das *Charpoy*. Von dort beobachtete er, wie der Wächter zurückkehrte. Der Kerl schaute kurz zu Marchant, ehe er sich setzte und in seinen Zähnen stocherte. Es war gut gewesen, die Stimme der Telefonistin in London zu hören. Nur die besten arbeiteten an der Notfallleitung. Ihre warme, tröstliche Art hatte in einem scharfen Gegensatz zu Anne Normans brüskem Benehmen gestanden.
Fielding hatte wenig gesagt. Beide wussten, je kürzer das Gespräch dauerte, desto schwieriger wurde es, den Anruf zurückzuverfolgen. Aber es war nicht leicht, alles schnell zu erzählen und gleichzeitig zu umschreiben. Immerhin, und das war das Wichtigste, hatte er Fielding den wahren Grund für die Reise seines Vaters nennen können. Er hätte ihn auch gern wissen lassen, dass man Dhar möglicherweise umdrehen konnte. Dhar würde niemals für Amerika arbeiten, doch der Gedanke, er könne für Großbritannien spionieren, erschien plötzlich nicht mehr so abwegig.
Er wusste, die Enthüllungen über seinen Vater hatte er noch längst nicht verdaut: das gegensätzliche Leben, das seine Söhne geführt hatten, von denen jeder auf einem anderen Kontinent aufwuchs und nichts vom anderen ahnte, obwohl sie im Abstand von wenigen Monaten geboren worden waren. Mit dem Anruf bei Fielding tauchte Marchant wieder in seine alte Berufswelt ein und vermied es so, sich persönlichen Konsequenzen stellen zu müssen. Sein Vater hatte sein Leben damit verbracht, die Geheimnisse anderer Menschen aufzudecken, und dabei selbst eins der größten Geheimnisse bewahrt. Sollte Marchant deshalb schlecht von ihm denken? Er fürchtete, die Amerikaner würden es tun.
Draußen gab es einen Aufruhr, der ihn aus seinen Gedanken riss. Ein Mann kam den Hügel herauf mit einem großen Stück Karton, das in Gestalt eines Menschen zurechtgeschnitten war. Er redete aufgeregt mit einer kleinen Gruppe Männer, die ihm folgte und die Figur betrachtete.

Marchant verstand nicht, was er sagte, aber er hörte Salims Namen und erkannte die Figur. Es handelte sich um ein Abbild des früheren US-Präsidenten mit Cowboyhut und Stiefeln.
Einer der Männer brüllte einen Befehl, ein anderer holte ein Feuerzeug hervor, hielt es an die Pappe und ließ sie fallen, als die Flammen aufloderten. Aber ehe das Feuer den Kopf des Präsidenten erreichte, entdeckte Marchant ein kleines Loch zwischen den Augen, das von einer Kugel stammte.

Spiro beugte sich zu Leila vor und berührte ihre Hand. »Sie müssen das nicht tun, das wissen Sie«, sagte er und hielt den Körperkontakt länger aufrecht, als ihr behagte. »Die Gefahrenstufe ist hoch. Andere könnten Ihren Platz übernehmen.«
»Wie Baldwin zum Beispiel? Er schien ja nicht gerade erfreut, mich hier zu sehen.«
»Der Kerl ist ein Versager«, sagte er und schaute sich im Restaurant um. »Große Klappe und nichts dahinter.«
Spiro hatte den ganzen Abend getrunken - seine letzte Gelegenheit in den nächsten achtundvierzig Stunden -, und langsam machte sie sich Sorgen wegen ihm.
»Es ist wichtig, dass ich dabei bin. Meine Mutter wird stolz sein, wenn ihre Tochter den US-Präsidenten im größten Bahai-Tempel der Welt herumführt. Das ist mir ebenfalls wichtig. Ich muss einen Strich unter alles ziehen, was gesagt wurde, und die Zweifel ausräumen.«
»Wen interessiert es schon, was Baldwin oder die Briten denken?«, meinte Spiro und stieß ihr Weinglas um. Sie hätte nicht mit ihm Essen gehen sollen, aber sie war ihm etwas schuldig, und sie brauchte weiterhin seine Unterstützung. Sie saßen auf dem Dach ihres Hotels, die Lichter von Delhi breiteten sich vor ihnen aus, und zwei Musiker aus Rajasthan spielten im Schein der Kerzen. Mit einem anderen Mann wäre es ein romantischer Abend geworden, überlegte sie und versuchte, nicht an Marchant zu denken.
»Sie nehmen jetzt auch den Vikar hoch«, sagte Spiro. Er war aufgedreht, angespannt und wippte unter dem Tisch mit dem Bein. »Konnte ihn noch nie leiden.«

Leila wusste Bescheid über Fieldings Anschuldigungen, dass sie für den Iran arbeitete, aber von seiner Suspendierung hatte sie noch nichts gehört.
»Warum?«
»Wegen Daniel, Ihrem früheren Lover. Der hat anscheinend in London angerufen. Hat mit Fielding gesprochen von einem Handy, das Salim Dhar früher benutzt hat. Und in Fort Meade waren sie ausnahmsweise mal auf Zack und hatten die Kopfhörer auf.«
Leila war erleichtert, dass Marchant noch lebte. Nach der Explosion im Gymkhana Club hatte sie das Schlimmste befürchtet. In dem Buch an der Rezeption, oder besser, in dem, was davon übrig geblieben war, hatte man einen »David Marlowe« gefunden, der als Besucher eingetragen war, doch die Leiche hatte man nicht entdeckt. Sie hoffte, eines Tages mit ihm reden und ihm alles erklären zu können, aber die Zeit lief ab.
»Von wo hat er denn angerufen?«, fragte sie beiläufig und versuchte, ihr Interesse zu verbergen.
»Von irgendwo aus dem Süden. Wir hatten recht, ihn in London unter Manndeckung zu nehmen, Leila. Sie haben ausgezeichnete Arbeit geleistet. Die ganze Bande hat mit dringesteckt: Marchant, sein Vater, Fielding.«
»War Daniel bei Dhar, als er angerufen hat?« Ihre Stimme klang besorgt.
»Das hoffen wir jedenfalls. Aber darüber brauchen Sie sich nicht das Köpfchen zu zerbrechen. Was halten Sie von einem kleinen Drink in meinem Zimmer?« Unter dem Tisch zwängte er sein Bein zwischen ihre Schenkel.
»Ich muss mir noch etwas mehr Wissen über die Bahai anlesen«, sagte sie und schob ihren Stuhl zurück. »Ich fände es schrecklich, wenn der Präsident denken würde, ich hätte mich nach oben gebumst.«
»Ich bin nicht sicher, ob Sie mich verstanden haben«, nuschelte Spiro und hielt ihren Unterarm fest. Sie sah sich im Restaurant nach Hilfe um, aber niemand hatte etwas bemerkt. Spiros Atem roch säuerlich, seine Lippen glänzten fettig von dem *Biryani*, das er gegessen hatte. »In den letzten Tagen hat man mir eine Menge Fragen gestellt, und ich habe einer Menge Leute gesagt, sie sollten Ihnen vertrauen. Männern wie Baldwin. Ich denke, damit habe ich mir eine Belohnung verdient, oder?«

47



Marchant hörte das Handy klingeln, und im nächsten Moment kam der Militärhubschrauber, ein Sikorsky Sea Hawk, dicht über den Baumwipfeln herangeflogen. Er griff gerade nach dem Telefon, als der Wächter draußen zu Boden ging, in die Brust getroffen von der Kugel eines Scharfschützen.

»Verschwinden Sie da!«, drängte ihn eine vertraute weibliche Stimme am anderen Ende der Leitung. Während er noch versuchte, sie einzuordnen, riss eine laute Explosion das Dach von der Hütte und warf ihn zu Boden. Er robbte über den staubigen Untergrund, doch aus einer Wunde an der Stirn lief ihm warmes Blut in die Augen. Nachdem er sich das Gesicht abgewischt hatte, wälzte er sich zum hinteren Teil der Hütte, wo er durch ein Loch in der Verkleidung aus geflochtenen Palmblättern hinausschlüpfte. Überall hörte er Schüsse, hektische Rufe - von Amerikanern, Indern und Arabern - und das Geschrei von Krähen. Marchant überlegte, was die Krähen hier mitten in einem Feuergefecht zu suchen hatten, als sich eine Gruppe Black Cats den Hügel herauf auf ihn zu bewegte. Sie mussten zu Fuß gekommen sein und den langen Weg genommen haben. Wären sie nicht gewesen, hätte er fliehen können. Zwei von ihnen rissen ihn hoch und schleppten ihn halb bewusstlos zur Seilwinde des Sea Hawks, der nun über der Lichtung schwebte.

»Dhar ist nicht hier«, hörte Marchant einen der Black Cats in sein Helmfunkgerät schreien, und dann stieg er über das Dach aus

Kokosblättern in den blauen Himmel hinauf.

Leila schaute zur Decke des Tempels, zu dem Lotusblütenmuster am höchstem Punkt. Das frühe Morgenlicht strömte durch die Fenster und verlieh dem Inneren ein mystisches Leuchten. Bänke waren in ordentlichen Reihen in dem großen offenen Bereich aufgestellt worden, und Leila setzte sich ans Ende einer der Bänke. Der Tempel war so gut wie verlassen, abgesehen vom Reinigungspersonal, das den Boden polierte, und einer Gruppe indischer Polizisten, die am Haupteingang standen. Der Tempelkomplex war in den letzten vierundzwanzig Stunden viermal vom Secret Service durchsucht worden, und vor dem Besuch des Präsidenten am Abend würde es noch zwei weitere Sicherheitsüberprüfungen geben.
Leila schaute sich um, zog ein Blatt Papier hervor und las still. Tränen stiegen ihr in die Augen. »*O Du Vergeber der Sünden, öffne die Tore Deines Königreichs für diese erwachte Seele und lasse diesen Vogel, ausgebildet von Deiner Hand, aufsteigen in den ewigen Rosengarten. Sie ist entflammt vor Sehnsucht, Dir nahe zu sein; erlaube ihr, in Deiner Gegenwart zu weilen.«*
Sie hatte die Nachricht über ihre Mutter zwei Stunden zuvor erhalten. Von dem Moment an, in dem sie aufgewacht war, hatte sie einen inneren Drang verspürt, in Teheran anzurufen. Ihr Verstand spielte ihr schon Streiche und drehte die Ereignisse so, als habe sie irgendwie vom Tode ihrer Mutter gewusst, ehe die Frau am Telefon es ihr mitgeteilt hatte. Die Frau, eine Nachbarin, hatte die ganze Nacht bei ihrer Mutter gesessen und sie getröstet, während sie im Sterben lag. Sie hätte es Leila nicht erzählen sollen, aber sie musste unbedingt mit jemandem darüber sprechen.
»Sie ist entflammt vor Sehnsucht, Dir nahe zu sein«, las Leila weiter. *»Erlaube ihr, in Deiner Gegenwart zu weilen, denn in der Trennung von Dir ist sie verzweifelt und bekümmert. Gestatte ihr Einlass ins Himmlische Reich.«*
Die vergangenen zwölf Stunden waren die schlimmste Zeit ihres Lebens gewesen. Sie war lange wach geblieben und hatte über Fariborz Sahba gelesen, den iranischen Architekten des Lotustempels. Ihre Mutter hatte

oft von ihm gesprochen und von diesem wundervollen Haus der Andacht, das sie bald nach der Fertigstellung in den Achtzigerjahren besucht hatte. Sahba hatte die Metapher einer blühenden Lotosblume gewählt, in der Hoffnung, dass ein neues Zeitalter des Friedens und der religiösen Toleranz aus den »trüben Wassern« der Menschheitsgeschichte mit ihrer Ignoranz und Gewalt entstehen würde.
Auch Spiro ignorierte viele Dinge, und gestern Nacht hatte er ihr zum ersten Mal seinen Willen aufgezwungen. Sie hatte sich gewehrt und wollte es ihm ausreden, doch er hatte damit gedroht, Monk Johnson über ihr unkontrolliertes Benehmen zu informieren. Nichts durfte das Schaulaufen des Präsidenten gefährden und die Rolle, die sie dabei spielen sollte, daher war sie mit ihm aufs Zimmer gegangen. Anschließend, in ihrem eigenen Zimmer, hatte sie geduscht und sich weinend mit der Sandelholzseife abgeschrubbt. Dann waren die Tränen versiegt, und sie hatte sich an die Arbeit gemacht. Mit dem Eifer einer Todkranken, die nach Heilung sucht, hatte sie im Internet Informationen über die Bahai-Religion recherchiert: Der Prozess des Konvertierens war simpel, man musste lediglich ein »Erklärungsformular« ausfüllen; Bahai-Missionare hatten in der Post-Gandhi-Ära die ländliche Bevölkerung Indiens ins Visier genommen, von denen viele die verlockende Botschaft von einer vereinten Menschheit mit einem Daumenabdruck unterzeichnet hatten. Und der britische Waffeninspektor David Kelly war vier Jahre vor seinem mysteriösen Tod zum Bahaismus konvertiert.
Als es dämmerte, hatte die intensive Recherche sie so gut auf den Tod ihrer Mutter vorbereitet, dass sie in ihrer Übermüdung nun fast davon überzeugt war, es bereits vorher gewusst zu haben. Sie fühlte sich ihrer Mutter näher und verstand ihr Leben besser, und sie wusste, wie man für die Tote beten musste. Natürlich verstand sie den Bahai-Glauben lange nicht so gut, wie ihre Mutter es getan hatte, aber in den letzten Monaten war er in ihr gewachsen und hatte sie auf diesen Tag vorbereitet.
Jetzt saß sie hier im Lotustempel und wartete auf die Ankunft der Kollegen vom Sicherheitsdienst, und sie musste ihre Trauer verschieben. Als Agentin war sie es gewohnt, ihre Gefühle zu verbergen und ihr Innenleben abzuspalten, um ihre Rolle spielen zu können, aber sie wusste, die nächsten Stunden würden ihre Fähigkeiten bis an die

äußerste Grenze auf die Probe stellen.
»Mit Tränen in den Augen wirft sie den Blick auf das Königreich der Mysterien. Viele Nächte hat sie in tiefer Verbindung zu Dir verbracht, und viele Tage lebte sie in vertraulicher Erinnerung an Dich.«
Sie tupfte ihre Augen mit einem Taschentuch ab, blickte sich im Tempel um und zog Kraft aus seiner Schönheit. Monk Johnson würde die Präsidentenreise noch einmal durchgehen wollen, den Weg durch den Garten, die fünf Treppen hinauf in den Schutz von Sahbas Blütenblättern. Leila fühlte sich ebenfalls beschützt, während sie ihr Erklärungsformular in der einen Hand hielt und das Blatt Papier mit dem Gebet in der anderen. Sie stand im Begriff, zum Glauben ihrer Mutter überzutreten, und sie hoffte, man würde ihr vergeben, für die Entscheidungen, die sie getroffen hatte, und die Taten, die sie begehen würde.

48



Marchant hob den Kopf in Richtung der Zellentür und hörte, wie die Riegel zurückgezogen wurden. Seine Augen waren zugeschwollen, und er konnte besser hören als sehen. Soweit er es beurteilen konnte, befand er sich im Keller der amerikanischen Botschaft in Delhi. Auf dem Flug mit dem Sea Hawk hatte man ihm eine Kapuze über den Kopf gezogen und die Hände gefesselt, dann hatten ihn zwei Männer verprügelt, die er für Seals hielt.

Aus ihren Schlägen sprachen solche Rachegelüste, dass er sich fragte, ob es dieselben waren, die ihn in Polen beim Waterboarding in die Mangel genommen hatten. Aber sie sagten kein Wort, weder zu ihm noch zueinander, daher konnte er nicht sicher sein. Vielleicht waren sie einfach nur frustriert, weil sie Dhar nicht gefunden hatten, und ließen Dampf ab, da sie wussten, dass man ihnen den Arsch aufreißen würde, weil sie so kurz vor dem Präsidentenbesuch mit leeren Händen zurückkehrten.

Marchant ging mit den Schlägen mit, so gut er konnte, doch es war ein feiger Angriff, und vor lauter Wut wurde er nicht so schnell bewusstlos, wie er es sich gewünscht hätte. Stattdessen rollte er auf dem kalten Boden des Hubschraubers hin und her und versuchte sich zu schützen, indem er die Knie anzog. Er spuckte so viel Blut wie möglich aus, damit es hinterher nicht in seiner Kehle gerann.

Jetzt im Keller der Botschaft lag er wieder auf dem Boden, als die Zellentür aufschwang und einen kühlen Luftzug aus dem klimatisierten Korridor hereinwehen ließ. Er wappnete sich für die nächsten Prügel,

doch die Schläge blieben aus.
»Daniel?« Es war dieselbe weibliche Stimme, die er auf Dhars Handy gehört hatte: Harriet Armstrong.
Er hörte, wie sie auf ihn zuging, während die schwere Zellentür hinter ihr geschlossen und verriegelt wurde. Sie beugte sich über ihn.
»Ich wollte nur fragen, ob mit Ihnen alles in Ordnung ist. Möchten Sie Wasser?«
Marchant wusste nicht, was er antworten sollte. Diese Frau hatte dabei geholfen, seinen Vater abzusägen, und sie hatte am lautesten seine eigene Suspendierung gefordert. Warum war sie hier? Und warum hatte sie ihn im Dschungel angerufen?
»Ich habe Ihren Anruf nicht erwartet«, brachte er mühsam heraus.
Armstrong reichte ihm eine Plastikflasche. Er hielt sie sich mit beiden Händen an die Lippen. Man hatte seine Hände diesmal vor seinem Körper gefesselt, nicht auf dem Rücken. Nach ein paar Schlucken fiel ihm die Flasche herunter, Armstrong hob sie auf und setzte sie ihm wieder an die Lippen. Dann stellte sie das Wasser auf den Boden und half ihm, sich aufzusetzen und sich mit dem Rücken an die hintere Zellenwand zu lehnen.
»Danke«, sagte er. Armstrong erwiderte nichts. Er hörte, wie sie zur Tür ging und klopfte. Kurz darauf wurden die beiden Riegel zurückgezogen. Erneut wehte kühle Luft herein.
»Ich will warmes Wasser, Seife, ein Tuch und einen Arzt«, hallte ihre Stimme durch den Gang. »Und wenn jemand Fragen stellt, sagen Sie ihm, er soll William Straker in Langley anrufen.«

»Sir, ich habe Carter in der Leitung«, sagte der junge Agent, der wie ein Page an der Tür der Präsidentensuite im Maurya Hotel stand.
»Carter?«, fragte Spiro, durchquerte das große Zimmer und hatte ganz andere Dinge im Sinn - Leilas Hintern und die Frage, wann er wieder mit ihr zusammen sein konnte. »Ist er wieder in Langley, oder zieht er weiter seine Show in London ab?«
Er sah zum Schreibtisch, zu den tiefen Ledersesseln, zum Plasmafernseher an der Wand und zu der großen Glasschüssel auf dem niedrigen für die Region Rajasthan typischen Beistelltisch. Im Wasser

schwamm eine einzelne Lotusblüte. Monk Johnson hatte ihn gebeten, einen letzten Blick auf die Suite zu werfen. Alles sah bestens aus.
»Er ist hier, Sir, in Delhi.«
Spiro fuhr herum und sah den Beamten an. »In Delhi? Was zum Teufel treibt er hier?«
»Er ist am Flughafen, Sir. Ist heute Morgen mit einer Gulfstream angekommen. Die Inder wollen unsere Genehmigung, ehe sie ihm erlauben auszusteigen.«
Das Letzte, was Spiro in Delhi gebrauchen konnte, war Alan Carter. Er würde Straker anrufen und herausfinden, was da vor sich ging. Carter war von dem Marchant-Fall abgezogen worden, weil er sich dem britischen Verräter gegenüber nachsichtig gezeigt hatte. Jetzt war Spiro am Zug und hatte die Gelegenheit, sich nach dem Desaster in Polen zu rehabilitieren. Der DCIA hatte ihn damit beauftragt, die Aufgaben der Agency bei dem Präsidentenbesuch zu koordinieren - seine letzte Chance, hatte Straker gesagt. Er würde sich nicht wieder von Carter blamieren lassen.
»Das ist das erste Vernünftige, was die seit Tagen gemacht haben. Lassen Sie Carter schmoren. Sagen Sie den Indern, es gäbe Probleme mit den Papieren. Das werden die bestimmt verstehen.«

Salim Dhar drängte sich durch die bevölkerten Gassen des alten Delhi und dachte über seinen Kontaktmann nach. Würde es ein *Farangi* sein oder wäre er so dunkelhäutig wie seine Zielperson? Dhar wusste nur, dass er in der Botschaft der Ungläubigen in Delhi arbeitete. Er bog ab auf den Kinari Bazar und wich einer Frau aus, die einen Weidenkorb mit Auberginen auf dem Kopf balancierte. Zu beiden Seiten füllte glitzernde Hochzeitsausstattung die Schaufenster: Turbane für den Bräutigam, Armreife für die Braut, bestickte Jacken, auf denen Silberfäden glänzten, Kränze, die aus Rupienscheinen geflochten waren, riesige Rosetten. Die Gasse wurde zunehmend enger.
Hier fühlte er sich zu Hause, war vertraut mit dem Gassengewirr und den Durchgangstoren im Mogulstil. Er hörte den Ruf des *Muezzins* und spürte die Gesellschaft seiner Moslembrüder. Er bog in die Dariba Kalan ab, zu Shah Jahans Zeiten die Straße der Perlen und Edelsteine. Links

schöpfte ein *Jalebi Wallah,* ein Straßenhändler, hellorangefarbene sirupgetränkte Teigkringel aus seiner Ölpfanne und bestreute sie mit Zucker. An jedem anderen Tag wäre Dhar stehen geblieben und hätte welche gekauft, aber dieser Tag war nicht wie jeder andere. Er sah auf die Uhr und ging weiter zur Jama Masjid, der großen Moschee, wo er sich nach einer Fahrradrikscha umschaute.
Das Arrangement bildete einen Spiegel des Chaos, das in Chandni Chowk herrschte. Sein Kontaktmann würde sich gegen Mittag am Haupteingang der Moschee aufhalten. Wichtiger als die exakte Zeit war jedoch die Person mit schwarzer Baseballkappe auf dem Rücksitz der Rikscha. Die Rikscha würde außerhalb der Moschee anhalten, der Fahrgast würde aussteigen und den Fahrer bezahlen. Dhar würde seinen Platz einnehmen und als Ziel den Gadodia Market gleich hinter Khari Baoli angeben. Ehe die Rikscha sich in Bewegung setzt, würde sein Kontaktmann herantreten und fragen, ob er in die Nähe des Rathauses will. Dhar würde das bestätigen, und zusammen würden sie in der Rikscha durch die Nebenstraßen von Chandni Chowk fahren, während man ihn über die Einzelheiten des abendlichen Programms in Kenntnis setzen würde.
Dhar gefiel der Plan, denn die lauten Menschenmassen boten gute Deckung, und in dem Gedränge würde sie niemand verfolgen können, ohne ihnen aufzufallen. Aber er wurde langsam nervös, als um Viertel nach zwölf noch immer keine Fahrradrikscha vor der Moschee gehalten hatte. Er sah sich die Menschen in seiner Nähe an. Einer von ihnen musste sein Kontakt sein. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, ließ er sich die Schuhe putzen und wählte den »Semi-Deluxe«-Service.
Dann sah er in der Ferne eine Rikscha auftauchen, mitten in dem Menschenmeer auf der Dariba Kalan. Die Szene erinnerte ihn an die Bilder vom London Marathon, die er im Fernsehen gesehen hatte: Köpfe, die auf und ab wippten, und Blicke, die starr auf die Straße gerichtet waren. Die Rikscha kam näher und zog im Zickzack durch das Gedränge. Der Fahrgast auf dem Rücksitz trug eine Baseballmütze. Er bezahlte den Schuhputzjungen und blickte sich um. Immer noch niemand, den er erkannt hätte.
Die Rikscha stand nun vor dem Moscheetor. Dhar ging auf sie zu und hielt Ausschau nach jemandem, der sich in die gleiche Richtung

bewegte. Der Fahrgast stieg aus, ohne aufzublicken. Dhar nickte dem Fahrer zu, signalisierte ihm, dass er mitfahren wollte, dann gab er sein Fahrziel an, Gadodia Market. Der Fahrer winkte ihn auf den Fahrgastsitz. Niemand schien die Szene zu beachten. Dhar ließ sich auf dem dünnen Plastikkissen nieder.
»Chalo«, sagte er zu dem Fahrer und bewunderte die Abgebrühtheit seines unsichtbaren Kontaktmanns. Dann erschien wie aus dem Nichts eine Gestalt neben der Rikscha.
»Fahren Sie in Richtung Rathaus?« Die Frage wurde in perfektem Urdu gestellt.
Dhar lächelte. »Gewiss«, sagte er und rutschte zur Seite, um Platz zu machen. Eine Frau hatte er nicht erwartet.

49



»Der Premierminister hat nachdrücklich gefordert, dass man Sie am Leben lässt«, sagte Armstrong und wischte Marchant die letzten Blutspuren aus dem Gesicht. Sie legte den Schwamm in die Schüssel, und rote Schlieren mischten sich unter das Seifenwasser. »Die Amerikaner waren weniger darum besorgt. Sie hatten andere Dinge im Auge. Wir haben einen Kompromiss geschlossen.«
»Sie meinen, die haben Sie kommen lassen. Sehr tröstlich.«
Trotzdem war Marchant froh, dass Armstrong da war. Inzwischen konnte er wieder aus beiden Augen sehen, die Schnitte auf der Stirn waren ordentlich genäht worden, und er trug saubere, wenn auch schlecht sitzende Kleidung: Jeans und ein kragenloses Baumwollhemd. Zwei Holzstühle waren in die Zelle gebracht worden, während der Arzt ihn untersucht hatte. Die Frau, die vor ihm saß, unterschied sich deutlich von der uneleganten Gestalt, an die er sich aus London erinnerte. Sie wirkte weniger steif und deutlich weiblicher. Vielleicht lag es an dem beigefarbenen *Salwar Kamiz*, der vorn mit schlichten Stickereien verziert war. Er hatte sie bislang nur in dunklen Hosenanzügen gesehen.
»Daniel, es gibt etwas, worüber wir uns unterhalten müssen. Über Leila.« Marchant unterdrückte ein unwillkürliches Zucken. Es war eigenartig, wieder ihren Namen zu hören. »Marcus Fielding hat einige schwere Beschuldigungen geäußert, nachdem Sie verschwunden sind.«
»Sie hat für die gearbeitet, oder?«
»Für wen?«
»Für Langley. Beim Marathon hat sie mich reingelegt. Alles andere

ergibt keinen Sinn. Sie hätte die Sache aufklären und meine Unschuld beweisen können, aber sie hat es nicht getan.«
Armstrong zögerte. »Hat Leila je mit Ihnen über ihre Mutter gesprochen?«
»Nicht oft.«
»Haben Sie ihre Mutter kennengelernt?«
Marchant überlegte angestrengt, worauf Armstrong mit ihren Fragen abzielte. »Sie wollte das nie. Warum?«
»Aber Sie wissen, wo ihre Mutter war?«
»In einem Heim. In Hertfordshire, glaube ich. Leila war es ein bisschen peinlich.«
»Leilas Mutter ist nach dem Tod des Vaters in den Iran zurückgekehrt. Sie hat nie einen Fuß in ein britisches Pflegeheim gesetzt.«
Marchant sagte nichts. Er dachte an Leilas Tränen, an die Telefonate, an den Unwillen zu reden, an die Sorge, dass ihre Mutter misshandelt wurde.
»Die Amerikaner wussten Bescheid«, fuhr Armstrong fort. Sie hätte triumphieren können, doch sie schien keinerlei Befriedigung aus der Enthüllung zu ziehen. »Auf diese Weise konnten sie Leila anwerben. Laut Sicherheitsüberprüfung hält sich ihre Mutter immer noch im Vereinigten Königreich auf. Leila hat nie angegeben, dass sie in den Iran zurückgekehrt ist. Der zuständige Beamte wurde suspendiert.«
»Haben Sie es von den Amerikanern erfahren?«
»Letztendlich schon. Chadwick hat gute Miene zum bösen Spiel gemacht und behauptet, wir wüssten bereits Bescheid. Aber sie haben uns nicht gesagt, wie sie Leila rekrutiert haben. Sie wusste, ihre Karriere beim MI6 wäre zu Ende, wenn man herausfindet, dass ihre Mutter nicht mehr in Hertfordshire ist. Die Amerikaner haben damit gedroht, sie zu melden. Das hat ihnen ihre Loyalität gesichert.«
»Warum erzählen Sie mir das?«
»Weil Fielding noch etwas anderes behauptet.« Sie hielt kurz inne. Ihre Stimme klang jetzt fast mütterlich. »Er glaubt, Leila arbeitet eigentlich für den Iran.«
»Iran?«, fragte Marchant leise. Und während er das Wort wiederholte, wusste er, dass Fielding recht hatte. Das war der letzte Schluss, den er selbst nicht hatte ziehen können. Doch der Vikar konnte es, sein

Verstand war nicht von Liebe umnebelt.

Fielding wusste, ihm lief die Zeit davon. In der ruhigen Ecke auf dem Indira-Gandhi-Flughafen, wo die Maschine geparkt war, herrschten Temperaturen um die fünfzig Grad. Die Klimaanlage funktionierte nicht mehr, und das Flugzeug hatte nicht genug Treibstoff für einen weiteren Flug, selbst wenn der Tower ihnen die Starterlaubnis erteilen würde, was unwahrscheinlich war.
Fielding hatte Carters Handy und wartete auf den Rückruf des Leiters der MI6-Dienststelle in Delhi. Inzwischen war der Alarm sicherlich an alle Niederlassungen rausgegangen, man würde sofort Meldung erstatten, sobald jemand etwas über Fieldings Aufenthaltsort erfuhr. Aber der Leiter in Delhi hatte seine Beförderung dem Chef zu verdanken, und der wiederum hatte nichts mehr zu verlieren.
Das Telefon in Fieldings feuchter Hand klingelte. Während er zuhörte, sah er Denton und Carter an, die beide ihre Jacketts ausgezogen und die Kragenknöpfe ihrer Hemden geöffnet hatten. Trotzdem rann ihnen der Schweiß übers Gesicht. Denton sah schlimm aus. Er vertrug die Hitze nicht und bevorzugte das kühlere Klima in Europa. Nach einigen Augenblicken reichte Fielding das Telefon an Carter zurück.
»In zehn Minuten schicken sie einen Tankwagen«, sagte er ruhig.
»Gott sei Dank«, flüsterte der Pilot, in dessen Stimme nichts mehr von der früheren Zuversicht mitschwang.
»Sie tanken genug nach, damit das Flugzeug den Golf erreicht. Von dort schaffen Sie es allein nach Haus.«
»Und Sie?«, fragte Carter und wischte sich die Stirn.
»Einer unserer hiesigen Agenten kommt mit dem Tankwagen«, sagte Fielding. »Ich fahre mit ihm ins Depot und mache mich von dort aus auf die Suche nach Leila.«

»Fielding hat immer geglaubt, dass Sie nur zufällig beim Marathon waren«, fuhr Armstrong fort. »Deshalb hat er an anderen Stellen nach Antworten gesucht. Leilas Mutter ist eine Bahai - und diese Religion wird im Iran verfolgt. Das iranische Ministerium für Nachrichtenwesen

und Sicherheit sah eine Gelegenheit, Leila in London zu erpressen, nachdem ihre Mutter in Teheran angekommen war. Falls Leila nicht zustimmen würde, für sie zu arbeiten, würden sie die Mutter töten. Niemand hätte davon Notiz genommen - Bahai werden dort fortwährend verhaftet oder umgebracht.«
»Warum ist sie dorthin zurückgegangen?«, fragte Marchant, aber er kannte die Antwort bereits.
»Es ist ihre Heimat. Und der Ruf der Heimat ist am lautesten, wenn es Probleme gibt.«
Leila hatte einmal darüber gesprochen, wie sehr sich ihre Mutter an den Ort ihrer Geburt zurücksehnte. Die alte Frau musste irgendwann entschieden haben, dass ihr die Zeit davonlaufe. Ihr Ehemann war tot, und der Iran bedeutete ihr trotz aller Probleme mehr als England. Nur ihrer Tochter wegen war sie hiergeblieben, und deren Leben würde sich vermutlich in der großen weiten Welt abspielen.
»Und Sie und die anderen haben tatsächlich geglaubt, ich wollte den US-Botschafter beim Marathon ermorden.«
»Das TETRA-Handy erschien wie ein unumstößlicher Beweis.«
»Leila hat es mir gegeben.«
Armstrong zögerte wieder. »Wir haben herausgefunden, dass es mit dem Sprengstoff an Pradeeps Gurt verbunden war. In das Kurzwahlverzeichnis war eine Nummer als MI6-Telefonzentrale eingespeichert. Wenn Sie da angerufen hätten, wären Pradeep, Sie und viele andere in die Luft geflogen.«
Marchant war nahe daran gewesen, Leila unter der Nummer anzurufen. Sie hatte ihn sogar dazu aufgefordert. Ihm wurde übel. *»Solltest du in fünfzehn Minuten noch nichts von mir gehört haben, versuch, das Büro anzurufen. Kurzwahl eins.«* Er erinnerte sich lebhaft an diesen Wortwechsel und an vieles andere mehr, das an diesem Tag gesagt worden war.
»Es war nicht mein Telefon«, sagte er und schluckte heftig, weil er an Leilas Blick denken musste, als sie ihm das TETRA-Handy gegeben hatte. »Mein altes vielleicht, aber Leila hat es mitgebracht.«
»Das hat auch Fielding gesagt, und Sie haben es in Ihrem Bericht so dargestellt. Aber ich fürchte, wir alle haben Leila geglaubt, deren Bericht ganz anders lautete. Gestern hat der MI5 endlich Zutritt zu Legoland

erhalten. Wir haben die Person gefunden, die für die Handyausgabe zuständig ist, und aus dem haben wir die Wahrheit herausgeholt.«
Marchant wusste, was das hieß, aber er verspürte kein Mitleid. Er konnte nur daran denken, dass Leila alles vorbereitet hatte, um ihn zu töten.
»Mir scheint, sie hat ihren Charme eingesetzt, um dem Mann Ihr altes Handy abzuschwatzen, ohne dafür zu unterschreiben. Ihm hat sie gesagt, es sei reine Sentimentalität.«
Zum ersten Mal klang Armstrong vorwurfsvoll, als könne sie den Verrat verdauen, nicht aber die Promiskuität. Auch Marchant war persönlich getroffen. Die Überlegungen, welche Folgen der Verrat für sein Land hatte, mussten warten. Leila hatte ihn betrogen.
Er hatte bereits akzeptiert, dass es nicht leicht zu erklären wäre, warum sie ihn nach dem Lauf nicht entlastet hatte. Eine Art Absprache mit den Amerikanern ergab am ehesten Sinn, doch es war noch viel schlimmer, wie er jetzt erfuhr. Sehr viel schlimmer. Er versuchte, sich an die Tatsache zu klammern, dass sie sich entschieden hatte, ihn und Pradeep nicht in tausend Stücke zu reißen. *»Hast du versucht, mich anzurufen? Lass es auch besser, okay? Bitte. Ruf nicht an.«* Ihre Stimme hatte nachdrücklich geklungen, aber das war ein schwacher Trost. Leila war der Maulwurf. Instinktiv verhärtete sich sein Herz, um sich vor der Wucht dieser Erkenntnis zu schützen, aber es war bereits zu spät.
Er erinnerte sich an jene Nacht im Fort, als sie in der Dämmerung in sein Zimmer gekommen war, daran, wie er ihr gesagt hatte, er wolle ihre Beziehung von der vorgetäuschten Welt ihres Berufes trennen. Langsam jedoch hatte er sich erweichen lassen, von ihrem Lachen und ihrer Liebe. Jetzt sah es so aus, als habe sie keinerlei Trennung vorgenommen. Für sie war alles Arbeit gewesen: ein einziger großer, schmutziger und heuchlerischer Job.
War das die Leila, die er kannte? Er *musste* einfach daran glauben, dass ein Teil der gemeinsamen Zeit auch ihr etwas bedeutet hatte. Die Iraner mussten sie zur Ausführung dieses Plans gezwungen haben, indem sie ihr eine grauenvolle Alternative androhten.
»Dann sind Sie und Fielding jetzt wieder die besten Freunde?«, fragte er.
Armstrong ignorierte den Sarkasmus. »Er ist verschwunden. Wir glauben, er ist in Indien und sucht nach Leila.«
»Ist sie ebenfalls hier?« Marchant konnte sein Interesse nicht verhehlen.

»Sie hat darum gebeten, in die CIA-Dienststelle in Delhi versetzt zu werden, und zwar bevor Fielding alles aufgedeckt hat.«
»Warum Delhi?«
»Sie wollte den Präsidenten beschützen.«
Die beiden blickten sich einen Moment lang an. Vor seinem inneren Auge tauchte ein Bild von Leila und Dhar auf. Er musste hier raus.
»Sind Sie hier, um mich rauszuholen? Wir müssen sie finden.«
»Darauf habe ich leider keinen Einfluss. Wir konnten Langley nicht davon überzeugen, dass Leila sie ebenfalls verraten hat. Ich bin nicht sicher, ob uns das je gelingen wird. Zumindest hat Straker gestattet, dass ich die Befragung zu Ihrem Treffen mit Salim Dhar durchführe. Er hat sich an Ihre Sturheit in Polen erinnert. Demnach sind Sie eigentlich mein Gefangener.«
Sie sah sich die Schüssel mit dem blutigen Wasser an.
»Sie können denen sagen, Dhar sei nach Norden aufgebrochen, und zwar zwei Stunden bevor die Seals eingetroffen sind.«
»Danke.«
»Und dass er US-Präsidenten für Schießübungen benutzt.«

50



Dhar betrachtete die Beine des Rikschafahrers, die sich auf und ab bewegten, während er sie durch den Verkehr in Chandni Chowk lenkte.
»Du wirst nur eine Chance haben«, sagte die Frau neben ihm. »Um 17:35 bleibt der Präsident vor der Treppe stehen, die zum Eingang des Lotustempels hinaufführt. Dort wird er von einer Delegation hochrangiger Bahai begrüßt. Einer wird ihm einen Blumenkranz umlegen. An diesem Punkt, und wirklich nur dann, werden sich die Leibwächter ein Stück zurückziehen. In dem Augenblick solltest du freie Sicht haben.«
»Ich werde ihn nicht verpassen«, sagte Dhar. *»Inschallah.«*
Sie saßen schweigend da und schauten auf das Meer aus Gesichtern, das an ihnen vorbeiströmte. Den praktischen Teil des Plans hatten sie bereits besprochen, und er hatte das Gefühl, dass ihr Treffen beendet sei.
»Es muss schwierig für dich gewesen sein, so lange unter den *Kafir* zu leben«, sagte Dhar. Auf der anderen Straßenseite machten zwei Touristen aus dem Westen mit umgeschlungenen Geldgürteln Fotos von einem Mann ohne Beine, der auf einem Brett mit Rädern hockte und sich mit den bloßen Händen Anschwung gab.
»Wer mit Tieren arbeitet, gewöhnt sich an den Geruch.«
Sie waren beide auf der Hut voreinander und hatten sich auf den kämpferischen Jargon der *Dschihadis* zurückgezogen. Es gab keinen Grund, weshalb sie einander über diese kurze Begegnung hinaus vertrauen sollten. Dennoch hatte die Frau etwas an sich, was Dhar faszinierte. Das schwarze Tuch, das sie um den Kopf gebunden hatte,

gab nur wenig mehr frei als ihre großen Minakshi-Augen. Sie sprach perfektes Urdu mit einem leichten Akzent, den Dhar nicht recht einordnen konnte.
»Es wird erzählt, die Amerikaner stecken hinter dem *Dschihad* in England, und diese armseligen Streithammel würden die Arbeit für uns erledigen.«
»Erzählt man das?«, fragte sie.
»Man redet über nichts anderes. Die amerikanischen Ungläubigen haben jemanden angeheuert, der ihre Verbündeten von innen heraus zerstört.«
Dhar hatte eine Frage an seine Mitfahrerin, ehe er sie am Rathaus absetzen würde: Er wollte den Namen des Insiders in London wissen. Sein Vater, den er nur einmal getroffen hatte, war tot, und trotzdem musste er es erfahren. Für sich und für seinen Bruder.
»Der innere Feind hatte Erfolg«, sagte sie. »Die Briten sind in Aufruhr.«
»Inschallah.« Die Rikscha wurde schneller, da der Verkehr auflockerte.
»Du arbeitest in der Botschaft der Ungläubigen. Also kennst du diese Person in England.«
»Warum fragst du?«
Weil seine Welt des *Dschihad*, die kürzlich auf den Kopf gestellt worden war, vielleicht wieder Sinn ergeben würde, wenn er wüsste, dass es ein Amerikaner gewesen war, der seinen Vater verraten hatte. Doch er antwortete nicht.
»Die Ungläubigen denken, es sei einer aus ihren eigenen Reihen«, fuhr sie fort, »doch das Verdienst liegt bei jemand anderem. Nicht bei Großbritannien oder Amerika, sondern bei einer Frau, die sie beide überlistet hat.«
»Noch eine Frau?« Dhar rutschte auf seinem Sitz hin und her. »Es wäre eine Ehre, sie kennenzulernen«, sagte er ohne Überzeugung.
»Eine Ehre?«, fragte sie. »Was hat Ehre damit zu tun?«
»Es kann nicht leicht gewesen sein. Wie du hat sie unter den Ungläubigen gelebt und im Namen Allahs gehandelt.«
»Hat sie das?«
Doch selbst Dhar war sich dessen nicht mehr sicher.

51



Straker nahm den Anruf in einer der kleinen Arbeitskabinen im neu ausgestatteten Westflügel des Weißen Hauses entgegen. Kurz zuvor war er aus dem Besprechungsraum nebenan gekommen, wo der Vizepräsident, der Direktor der nationalen Geheimdienste, der Stabschef des Weißen Hauses und eine Reihe anderer Sicherheitsberater, die es auf seine Stelle abgesehen hatten, auf ihn warteten, um seinen Bericht über die Bedrohungslage in Indien zu hören. Er hatte das Treffen aufgeschoben, seit man ihn darüber informiert hatte, dass Salim Dhar in Karnataka nicht gefangen genommen worden war.
»Harriet, ich hoffe, Sie haben genau die richtige Information für mich. Ansonsten muss ich unseren Freund Marchant mit dem Kopf ins Arabische Meer tunken. Weiß er, wo Dhar steckt?«
»Marchant sollte mein Gefangener sein.«
»Er lebt doch, oder? Das war alles, was Ihr Premierminister verlangt hat.«
»Wohl kaum. Dhar hatte das Versteck in Richtung Norden verlassen, und zwar zwei Stunden bevor ihre Leute ankamen.«
»Großartig. Sonst hat Marchant Ihnen nichts gesagt?«
»Dhar hat auf Texaner geschossen, ehe Daniel bei ihm eintraf.«
»Texaner?«
»Eine Zielscheibe in Gestalt Ihres Expräsidenten.«
»Gott, es wird Zeit, dass wir den Kerl aus dem Verkehr ziehen.«
»Leila auch. Sie arbeitet möglicherweise mit Dhar zusammen.«
In Augenblicken wie diesen, in denen er gern jemanden schlagen würde,

wünschte sich Straker, er hätte einen Basketball in seinem Büro, wie die anderen CIA-Direktoren vor ihm, aber es war nicht sein Stil, in den Fluren der Macht Ball zu spielen.
»Es ist äußerst rührend, wie sehr Sie sich für eine Angestellte der Agency interessieren, Harriet«, sagte er und konnte seine Ungehaltenheit nicht verbergen. »Aber wir haben sie genauestens unter die Lupe genommen. Ich kenne niemanden, der so paranoid ist wie Monk Johnson, und der lässt sie in die unmittelbare Nähe von seinem Präsidenten. Sie hat dem Secret Service in London den Arsch gerettet, schon vergessen? Spiro hat sich ihren Fall angesehen. Jeder verdammte Analyst hat sich diese Angelegenheit angeschaut. Es ist nicht plausibel. Sie ist sauber, sie hat uns einen Gefallen getan und einem unserer Botschafter das Leben gerettet. Sie ist eine Heldin, verdammt noch mal.«
»Daniel Marchant glaubt, sie hat für die Iraner gearbeitet.«
»Marchant? Den Burschen haben wir gerade aus einem Terrorcamp im indischen Dschungel ausgeflogen. Ich bitte Sie, Harriet! Er wollte Munroe umbringen. Er ist ein feindlicher Kämpfer, genauso wie sein Vater, einer der britischen Kumpane von Dhar.«
Armstrong blickte sich in dem Zimmer um, das man ihr in der amerikanischen Botschaft gegeben hatte. Es hatte mit Strakers unfeinem Versuch angefangen, Chadwicks Ruf zu zerstören, aber inzwischen war sie generell desillusioniert, was die Amerikaner betraf, die sie früher so sehr verehrt hatte.
»Geben Sie mir noch ein bisschen Zeit mit ihm«, sagte sie.
»Tun Sie, was Sie nicht lassen können, Harriet. Wir müssen Dhar neutralisieren. Ich habe der Botschaft gesagt, Marchant gehöre Ihnen, aber viel Zeit bleibt uns nicht mehr.«
Armstrong legte auf und rief bei den Wachen im Keller an, wo man Marchant festhielt. Dann führte sie ein verschlüsseltes Telefonat auf ihrem Handy mit dem Leiter der MI6-Dienststelle in Delhi, einem von Fieldings alten Freunden. Wenn der Chef in der Stadt war, würde er von diesem Gespräch erfahren.

52



Marchant wusste nicht, ob es eine gute oder eine schlechte Entwicklung verhieß, dass ihn die Wachen aus der Zelle holten. Die Kapuze und die Handschellen ließen ihn das Schlimmste befürchten, doch ihr Benehmen gab ihm Hoffnung. Ihre Körpersprache drückte eher Routine als Grobheit aus.
»Wo geht es denn hin?«, fragte er, erwartete aber keine Antwort. Das grelle Tageslicht von Delhi drang durch die Kapuze, als sie langsam eine Treppe hinaufgingen.
»Wir machen nur eine kleine Spazierfahrt«, meinte eine der Wachen. »Mit Ihrem neuen besten Kumpel.«
Im nächsten Moment spürte Marchant die volle Hitze des indischen Sommers wie den Luftstrahl eines Föhns auf dem Gesicht. Einer der Wächter drückte seinen Kopf nach unten und half ihm in einen klimatisierten Wagen. Er schien geräumig zu sein. Als er die Schiebetür hörte, wusste er, dass es ein Minivan war.
Schweigend saß er da, während sie losfuhren, spürte jedoch die anderen Anwesenden. Niemand sagte etwas, nur der indische Fahrer murmelte vor sich hin, während er sich in den Verkehr einfädelte. Marchant roch den Duft von Jasminräucherstäbchen.
»Also, wie alt waren Sie, als er gestorben ist?«, fragte eine Stimme vom Sitz neben ihm. Es war Armstrong.
»Wer?« Ihr Ton beunruhigte Marchant. Vermutlich waren sie zu fünft im Wagen: der Fahrer, Armstrong, die beiden US-Marines und er selbst. Armstrong schien zum Publikum zu sprechen, und ihre mütterliche Art

gehörte der Vergangenheit an.
»Ach, kommen Sie, Daniel. Sebastian, Ihr Bruder. Dem Sie die Schuld an so vielem in Ihrem Leben zuschieben. Dessen Tod Sie hätten verhindern können, der Grund für die Schuld des Überlebenden, die Sie zum Alkohol getrieben hat.«
Marchant überlegte, was hier vor sich ging und warum sie so offensichtlich zu anderen sprach. Sie wirkte unnatürlich, ihre Stimme klang gezwungen.
»Er war acht. Wir waren beide acht.«
»Zwillinge, natürlich. Erzählen Sie uns, was passiert ist.«
»Wohin bringen Sie mich?«, fragte Marchant, aber er wusste es bereits. Er war nur nicht sicher, welchen Grund es dafür gab.
»Dorthin, wo das Unglück von Daniel Marchant seinen Ausgang genommen hat«, sagte sie. »Ich dachte, es wäre nützlich, wenn wir zum Anfang zurückkehren. Das hilft uns vielleicht herauszufinden, wie alles enden könnte.«
Sie berührte seine Hand und fügte leiser hinzu, als spreche sie nur mit ihm: »Hier, legen Sie Ihren Sitzgurt an. Sie werden ihn brauchen.«

»Ich habe noch eine Frage«, sagte die Frau, als sie aus der Rikscha stieg. »Warum hat Stephen Marchant, der Chef der ungläubigen Spione, dich im Gefängnis besucht?«
Dhar blickte sich instinktiv um und sammelte sich. »Ist das schon allgemein bekannt?«
»Es war einer der Gründe, warum man ihn in den Ruhestand geschickt hat.«
»Der *Kafir* war verzweifelt und wollte mich anwerben. Was spielt das für eine Rolle?«
»Einige unserer Brüder waren beunruhigt. Sie haben nicht verstanden, was er von dir wollte.«
»Ich hätte ihn umgebracht, wenn ich keine Ketten getragen hätte.«
»Und der Sohn? Es heißt, er ist auch bei dir gewesen.«
Dhar war besorgt. Es alarmierte ihn, dass diese Frau so viel wusste. Hatten auch andere davon erfahren?
»Warum sollte der Sohn mich sehen wollen?«

»Er war ein Spion der Ungläubigen, genau wie sein Vater. Und er hat seine Stelle ebenfalls verloren.«
»Unsere Schwester in London hat gut daran getan, diesen Marchant zu stürzen«, sagte Dhar und brachte ein Lächeln zustande. Es wurde nicht erwidert.
»Einige Brüder haben versucht, den Sohn im Gymkhana Club zu töten. Sie haben sich deinetwegen Sorgen gemacht.« Sie zögerte. »Aber er hat überlebt und ist auf der Flucht.«
Einen Augenblick lang glaubte Dhar, Gefühle in ihrer Stimme zu hören, die genauso getarnt waren wie seine eigenen.
»Er wird nicht mehr lange leben, wenn er mich findet.«
Sie sahen sich an, Auge in Auge, und dann war sie verschwunden.

»Wir fuhren von Chanakyapuri zurück«, begann Marchant. »Meine Mutter, Sebbie, ich.« Seine Kapuze roch muffig. »Normalerweise fuhren wir in unserem Ambassador, doch der war in der Werkstatt, deshalb hatte mein Vater im Hochkommissariat einen Wagen für uns geliehen. So einen, wie ihn die Verkehrspolizei benutzt, eine indische Version des Jeeps.«
»Nette Kiste«, sagte einer der Wächter von vorn. »Habe zu Hause einen in der Garage stehen.«
»Diese nicht.« Marchant hielt inne. »Das waren echte Todesfallen. Die hatten damals keine Sicherheitsgurte. Unser Fahrer, Raman, war sehr vorsichtig, doch an dem Tag war er wütend. Der Tankwart hatte uns betrogen und zu wenig Benzin eingefüllt. Das regte Raman mehr auf als alles andere. Meine Mutter war ebenfalls angespannt. Sie hatte eine *Ayah* zum Vorstellungsgespräch bestellt, und wir waren spät dran. Sie verabscheute es, unpünktlich zu sein. Also rasten wir über die Hauptstraße Richtung Saket.«
Marchant bemerkte, dass der Wagen langsamer wurde. Als er anhielt, nahm ihm eine der Wachen die Kapuze ab. Er blinzelte ins grelle Sonnenlicht.
»Ist das die Stelle?«, fragte Armstrong.
Marchant blickte sich um und betrachtete den Verkehr. Sie standen am Rand einer befahrenen Straße kurz vor einer großen Kreuzung. Dann sah

er Armstrong auf dem Sitz neben sich an und überlegte, was hier vor sich ging. Was die Anzahl der Leute im Wagen betraf, hatte er recht gehabt. Die beiden Marines saßen vorn beim Fahrer, der nervös mit den Fingern auf dem Lenkrad trommelte. Es war eine gefährliche Stelle zum Parken. Armstrong musste sie gebeten haben, sie mit Marchant allein hinten sitzen zu lassen.
»Ich weiß nicht genau«, sagte Marchant. »Es ist über zwanzig Jahre her.«
»Denken Sie nach«, erwiderte Armstrong ruhig. »Wir werden uns hier nicht wegbewegen, ehe Sie sich erinnern.«

Fielding stieg in den Fond des cremeweißen Ambassadors, drehte sich um und schaute zum Flughafen, der hinter ihm lag. Die Gulfstream stand auf dem Flugfeld und flimmerte in der dunstigen Hitze. Zumindest war sie jetzt aufgetankt, und Denton und Carter würden bald den unerträglichen Sommer in Delhi hinter sich lassen. Aus unterschiedlichen Gründen hatten sie ihn nicht allein gehen lassen wollen, aber sie wussten, es war unmöglich, drei Männer mit dem Tankwagen hinauszuschmuggeln, selbst wenn die Sicherheitskontrollen am Flughafen nachlässig gehandhabt wurden. »Lassen Sie Leila nicht in die Nähe des Präsidenten, und wenn Sie es nur für mich tun«, hatte Carter gesagt.
Als der Wagen mit Prasannan, dem einheimischen Agenten, auf dem Beifahrersitz anfuhr, fragte sich Fielding, was er tun würde, wenn er Leila fand. Er musste sie aufhalten. Es genügte nicht zu wissen, dass er recht hatte und die Amerikaner falschlagen. Er war inzwischen selbst ein Gebrandmarkter, ebenfalls auf der Flucht wie Daniel Marchant. Vermutlich war es Armstrong, die in sein Büro in London eingedrungen war. Es musste ihr gefallen haben, mit einem Durchsuchungsbefehl ins MI6-Hauptquartier zu marschieren, um alles zu durchwühlen und seine Mitarbeiter zu verhören.
»Starker Verkehr heute«, sagte Prasannan und wandte sich zu Fielding um. »Wegen des Präsidentenbesuchs.« Der Fahrer nickte zustimmend. Er saß fast seitlich neben dem Lenkrad, drückte den Rücken an die Tür und wippte mit einem Fuß. Er sah übertrieben besorgt aus, bemerkte

Fielding, selbst für jemanden, der durch Delhi fahren sollte.
»Haben wir die Route inzwischen?«, fragte er.
»Ich habe hier eine Kopie, Sir, die ich von der städtischen Polizei bekommen habe.« Prasannan winkte mit einem Blatt Papier. Auf Fielding wirkte er ebenfalls nervös.
»Und, was hat der Präsident heute vor?«
»Er hat am Gandhi-Denkmal angefangen und war dann im Lokh Sabha, dem Unterhaus des Parlaments. Lunch nahm er in der amerikanischen Botschaft ein, darauf folgte der Lodhi-Garten und im Anschluss das Rote Fort.« Prasannan sah auf seine Armbanduhr und zurück auf das Blatt Papier. »Jetzt sollte er unterwegs zum Lotustempel sein, ehe er heute Abend an einem Staatsbankett teilnimmt, das der indische Präsident zu seinen Ehren in Rashtrapati Bhavan gibt.« Er zögerte. »Sir, es …«
»Was ist der Lotustempel?«, unterbrach Fielding ihn und erinnerte sich vage daran, etwas darüber gelesen zu haben.
»Das Haus der Andacht der Bahai. Sieht aus wie eine riesige Lotusblüte. Bestimmt haben Sie schon Fotos davon gesehen. Sehr hübsch«, fügte Prasannan hinzu und nickte stolz.
»Bahai? Warum geht er dort hin?« Aber Fielding kannte die Antwort bereits.
»Um Solidarität mit den Bahai im Iran zu zeigen. Sir …«
»Wir müssen sofort zum Tempel.«
»Tut mir leid, Sir, da ist noch etwas anderes. Ich habe eine dringende Nachricht von Harriet Armstrong für Sie. Zuerst müssen wir nach Saket.«
Prasannan schnallte sich den Sicherheitsgurt um.

»Die Polizei hat später gesagt, die Ampel sei defekt gewesen«, sagte Marchant leise. Die Klimaanlage lief, hatte aber zu kämpfen. »Ich kann mich an einen Verkehrspolizisten erinnern, an seine dicken weißen Handschuhe, deshalb war die Ampel vielleicht abgeschaltet, und er regelte den Verkehr. Raman dachte, er dürfe fahren. Wir standen vorn in der Schlange, aber zehn Meter vor der Kreuzung, wegen des Schattens. Es war heiß, und im Jeep gab es natürlich keine Klimaanlage. Wir fuhren schnell an, damit uns niemand überholt, und dann erinnere ich mich an

dieses entsetzliche Geräusch von Metall, das sich verbiegt, und an die Pfeife des Polizisten, ein verzweifeltes Schrillen, das überhaupt nicht mehr aufhörte, als könnte es das Geschehene rückgängig machen. Der Bus war von links gekommen und hatte an der Kreuzung nicht gehalten. Vielleicht war er zu schnell gefahren, oder der Fahrer hatte einfach nicht auf den Polizisten geachtet. Er hat unseren Jeep dreißig Meter die Straße entlanggeschoben.«
»Und Sie blieben unverletzt?«
»Ich wurde über die Rückbank geschleudert, genau wie meine Mutter. Aber Sebbie …« Er überlegte. »Sebbie war dran gewesen, vorn bei Raman zu sitzen. Raman mochte Sebbie, mochte uns beide. Sebbie saß links an der Tür. Er hat die Hauptwucht des Aufpralls abbekommen.«
Marchant blickte in dem Moment auf, in dem der Ambassador des britischen Hochkommissariats sie traf und sich die stolze Morris-Motorhaube tief in den Vordersitz des Minivans bohrte. Glasscherben splitterten umher. Armstrong musste es Augenblicke vor dem Zusammenprall kommen sehen haben, denn sie hatte einen Arm schützend um ihn gelegt. Die beiden Marines und der Fahrer wurden nicht gewarnt. Der Wagen wurde seitlich auf die Kreuzung geschoben, und in den endlosen Sekunden der Panik, die folgten, rutschte Armstrong aus der offenen Seitentür und nickte Marchant zu, ebenfalls auszusteigen. Eine der Wachen war bewusstlos und hing schlaff im Sitzgurt, der andere Mann war anscheinend tot. Der Fahrer lag über dem Lenkrad und drückte mit der Brust auf die Hupe.
»Teufel auch, mehr kann ich nicht tun«, sagte Armstrong. »Sie müssen sie finden und verhindern, was immer sie vorhat.«
Marchant erkannte, dass sich Armstrong nicht bewegen konnte. Ihr linkes Bein war am Knie abgeknickt.
»Ich kann Sie hier nicht so zurücklassen«, sagte Marchant, der zum zweiten Mal in seinem Leben unversehrt davongekommen war.
»Es ist besser, wenn man mich bei denen findet. Los jetzt. Machen Sie schon. Der Chef wartet.«
»Daniel, hier drüben!«, rief jemand von der anderen Straßenseite.
Marchant drehte sich um und sah Marcus Fielding auf dem Rücksitz einer Rikscha. Das dreirädrige Fahrrad bog auf die Straße ein, auf der die Fahrzeuge wegen des Unfalls ins Stocken geraten waren, nahm Marchant

auf und fuhr in Richtung Lotustempel davon. Das schrille Pfeifen eines Polizisten blieb hinter ihnen zurück.

53



Salim Dhar nahm den US-Präsidenten ins Visier des Zielfernrohrs an seinem halb automatischen russischen Gewehr. Er wirkte kleiner als in der Wahlnacht, als Dhar ihn im Fernsehen vor dem jubelnden amerikanischen Publikum gesehen hatte. Eine große Schar Anzugträger vom Sicherheitsdienst drängte sich um ihn, während er über den breiten Weg auf den Lotustempel zuging. Sie suchten die Zuschauer ab, wie besorgte Eltern, die nach einem verirrten Kind Ausschau halten. Ein sauberer Schuss war unmöglich, der Kopf des Präsidenten wurde immer wieder verdeckt. Einen Moment lang zweifelte Dhar an dem Plan.
In Alt-Delhi hatten er und die Frau ihre Armbanduhren aufeinander abgestimmt, am Uhrenmarkt von Chandni Chowk, dem größten in Asien. Auf dem Markt bekam man meistens Fälschungen, doch seine Uhr war echt, eine Rolex Milgauss, die Stephen Marchant ihm geschenkt hatte, bevor er ihn im Gefängnis verlassen hatte. Sie war 1958 gefertigt worden und lief selbst in starken Magnetfeldern genau weiter, wie Marchant ihm erklärt hatte. Dhar hatte sie nicht getragen, als er sich mit Daniel getroffen hatte, weil er nicht sicher war, wie ihre Begegnung verlaufen würde, doch jetzt hatte er sie am Handgelenk. Er musste exakt die gleiche Zeit haben wie der Westen.
Es war 17:33. Der Präsident bewegte sich in gleichmäßigem Tempo und winkte den Menschen zu, stets darauf bedacht, dass die Fernsehkameras freie Sicht auf ihn hatten. Dhar hatte ähnliche Sorgen. Er lag neunhundert Meter weiter nördlich auf dem Flachdach einer zweigeschossigen kleinen Wohnsiedlung neben einer großen Schule. Der

Besitzer, ein Bruder, der für das indische Wald- und Naturschutzamt arbeitete, war im Urlaub, hatte jedoch sein Dragunov-Scharfschützengewehr vor seinem Aufbruch versteckt, genau wie die Frau es gesagt hatte. Die Waffe war gegen Tigerwilderer zum Einsatz gekommen, und Dhar erkannte das Modell SVD_{59}, das die indische Armee benutzte. Zwei seiner Brüder waren erst kürzlich mit einer Dragunov erschossen worden.

Auf dem weiß gestrichenen Dach war es heiß, aber zumindest lag Dhar nicht in der prallen Sonne. Außerdem konnte er nicht entdeckt werden von den drei Helikoptern, zwei amerikanischen und einem indischen, die in geringer Höhe über dem Tempelkomplex kreisten. Sie waren schon den ganzen Tag in der Luft. Der Frau zufolge hatte die Polizei von Delhi zusammen mit Angehörigen des Sicherheitsdiensts jedes Haus innerhalb eines Zweikilometerradius um den Tempel durchsucht.

Alle Häuser dieser Siedlung hatten Wassertanks auf dem Dach, doch der auf dem Haus des Bruders war um fast fünfzig Zentimeter vom Boden angehoben worden und ruhte auf Leichtbausteinen. Außerdem war es der einzige Tank mit einem doppelten Boden, in dem das Gewehr versteckt war. Aus der Luft sah der Tank aus wie alle anderen. Dhar war unmöglich zu entdecken, denn er lag in der Lücke zwischen Dach und Tank, und sein Gewehr ruhte auf einem Stativ. Das einzige Risiko bestand in den Infrarotkameras, die vermutlich an den Unterseiten der Helikopter befestigt waren. Aber das Wasser über ihm hatte den ganzen Tag in der Sonne gestanden, und er hoffte, es würde seine Körperwärme tarnen.

Der Präsident befand sich deutlich innerhalb der Reichweite der Dragunov, einer Waffe, mit der Dhar schon exakte Schüsse über tausenddreihundert Meter abgefeuert hatte, und trotzdem war er nervös, während er das Visier von seinem Ziel fortschwenkte. Einen Moment lang ließ er sich von einer Bewegung im abgetrennten VIP-Bereich hinter dem Weg ablenken. Ein großer weißer Mann versuchte, sich durch die Zuschauer zu drängen. Dhar schwenkte zurück und dann über den Rest des Wegs zur ersten Stufe, wo er wartete, bis der Präsident in sein Schussfeld treten würde. Sein Finger lag auf dem Abzug. Es war 17:34.

Fielding war noch hundert Meter entfernt, als der Präsident sich der ersten Stufe der Treppen näherte, die zum Lotustempel hinaufführten. Mit der Rikscha waren er und Marchant bis zum Westrand des Tempelkomplexes gelangt, und sie mussten sich durch Tausende von Schaulustigen drängeln, die sich versammelt hatten, um den neuen Führer der westlichen Welt zu bestaunen.
Ein bewaffneter indischer Polizist versperrte ihnen den Weg an einem Kontrollpunkt. Er wollte niemanden durchlassen, auch Fielding nicht, der seinen britischen Geheimdienstausweis zeigte. Fielding spürte eine Welle der Erleichterung, als er sich, plötzlich erschöpft von der Hitze, an die heiße Absperrung lehnte. Jetzt hatte Marchant die Sache in der Hand. Er war der Einzige, der Leila noch aufhalten konnte.
»Sie gehen allein weiter«, sagte Fielding und schüttelte Marchant die Hand. »Viel Glück.«
Die förmliche Geste überraschte Marchant, bis er die zusammengerollten Rupienscheine spürte, die Fielding ihm in die feuchte Hand drückte. Er schob sie sich in die Hosentasche und ging nach rechts weiter, immer am Absperrgitter entlang, bis er an einen Durchlass kam, an dem ein anderer Polizist stand, ein jüngerer. Marchant blickte sich um und entdeckte einen Souvenirverkäufer: Holzschlangen in den amerikanischen Farben; Spielzeug-Rikschas, auf deren Windschutzscheiben aus Plastik der Name des Präsidenten gedruckt war. Außerdem verkaufte er Einwegkameras. Marchant ging zu ihm und erstand zu einem völlig überteuerten Preis eine Kamera. Es war nicht der richtige Zeitpunkt zum Feilschen.
Hinter der Absperrung vermischten sich gut gekleidete Inder in Saris und *Sherwanis* mit hohen Militärs, auf deren Uniformen Orden prangten. Marchant blickte sich rasch um und überlegte. Der abgesperrte Bereich befand sich auf der Südseite des Hauptwegs, wo er bis an die Stufen zum Tempeleingang reichte.
»Ich muss unbedingt ein Foto machen«, sagte Marchant zu dem Polizisten und zeigte ihm seine Kamera. In der gleichen Hand hielt er unübersehbar mehrere Fünfhundertrupienscheine. »Bitte.«
Der Polizist sah rechts und links die Absperrung entlang und dann Marchant an. Die Blutergüsse im Gesicht bereiteten ihm Sorgen, aber nicht genug. Mit der Gewandtheit eines Taschendiebs nahm er Marchant das Geld aus der Hand, durchsuchte Marchant gründlich und ließ ihn

durch. Zwischen Marchant und den Stufen befanden sich jetzt nur noch zwanzig Meter. Er konnte Leila in einer Gruppe nervöser Agenten vom Sicherheitsdienst erkennen. Sie redete mit dem Präsidenten, der mitten in der Gruppe gerade so zu erkennen war.
Der Präsident schien ihr aufmerksam zuzuhören und neigte den Kopf zu ihr nach rechts. Für einen Moment war Marchant stolz auf sie. Eine Gruppe Bahai-Würdenträger wartete geduldig, dass die Gesellschaft die Treppe erreichen würde. Als sie näher herantraten, zogen sich die Leibwächter und auch Leila für einen Augenblick zurück, was den Fernsehkameras und Fotografen ein Bild erlaubte, auf dem der Präsident und die Bahai scheinbar allein vor dem beeindruckenden Hintergrund des Lotustempels standen. Marchant blickte auf die Uhr. 17:35.
Er musste näher zu Leila heran, aber das war unmöglich. Überall standen Sicherheitsbeamte mit dem Rücken zum Präsidenten und schrien die Menschen an, sie sollten nicht so stark gegen die Absperrungen drücken, die sie vom Gefolge des Präsidenten trennten. Die VIPs jubelten aufgeregt, weil der Präsident vor ihnen stehen geblieben war. Marchant drängte sich durch die Menge und verärgerte dabei etliche der anderen Zuschauer.
Zunächst überlegte er, Leila zu rufen, aber in dem Lärm würde sie ihn nicht hören. Was immer auch passieren würde, er wusste, ihr Leben war in Gefahr, ob die Bedrohung für den Präsidenten nun von ihr ausging oder von jemand anderem. Marchant ließ den Blick über die Menge hinwegschweifen und suchte nach etwas, irgendetwas, was ihm ein paar Sekunden Aufschub verschaffen würde.
Leila war nun wieder neben den Präsidenten getreten. Was tat sie? Was hatte sie getan? Im gleichen Augenblick drehte sie sich nach Norden und starrte über den Park und das angrenzende Brachland hinweg. Marchant folgte ihrem Blick zu einer Wohnsiedlung in mittlerer Entfernung und erstarrte.
»Leila!«, schrie er.

Die Atmosphäre am großen Tisch im Besprechungsraum des Weißen Hauses war angespannt, und die niedrige Decke erhöhte den Druck noch. Dhar war bislang nicht gefasst worden, und Straker wusste, sein Posten

stand auf dem Spiel. Der Direktor des Secret Service, der rechts neben ihm saß, spürte die Hitze ebenfalls. Auch die gelegentlich stockenden Bilder auf dem Monitor trugen nicht dazu bei, die Spannung zu lindern. Die Aufnahmen litten unter dem langen Übertragungsweg von dem Militärsatelliten, der in zehntausend Kilometer Höhe über dem staubigen Delhi stand.
»Haltet ihn in Bewegung«, murmelte Straker in den Raum hinein, an niemanden im Speziellen gerichtet, und knöpfte sich den Kragen auf. Am Ende des Tempelwegs hatte der Präsident einen Moment zu lange für die Fernsehkameras angehalten.
»Wir brauchen diese Bilder fürs Frühstücksfernsehen«, sagte der Stabschef, der links neben Straker saß. »Kann es sein, dass er in der Hitze ein bisschen glänzt?«
»Sie würden auch glänzen bei fünfunddreißig Grad«, meinte Straker, während der Präsident vor der ersten Stufe stehen blieb. Komm schon, dachte er, schieb deinen Arsch in den sicheren Tempel.
Straker würde noch viele Male wiederholen, was seiner Meinung nach als Nächstes geschehen war, vor Kollegen, vor dem Kongress, vor seinem Gewissen. Während sich die Leibwächter des Präsidenten für das große Foto zurückzogen, ließ Leila den Blick über die Menge schweifen und entdeckte etwas, was sie alarmierte. Sie konnte nicht sicher sein, doch aufgrund ihrer Ausbildung vermutete sie, es sei die Linse eines Fernrohrs gewesen, die sie in der tief stehenden Sonne hatte aufblitzen sehen, und zwar in einer Entfernung von neunhundert Metern nördlich von ihr. Ohne Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit trat sie vor und schirmte den schutzlosen Präsidenten ab. Eine echte amerikanische Heldin bis zum Schluss.

Dhar hatte perfekte Sicht. Er fand die Kleiderwahl des Präsidenten, ein Anzug im indischen Stil, sogar noch beleidigender als die Cowboystiefel seines Vorgängers, aber er brauchte keinen weiteren Ansporn. *Inschallah,* seine Arbeit war so gut wie erledigt. Der Präsident stand allein, sein Körper füllte das Fernrohr aus, während Dhar das Fadenkreuz über Brust und Hals zur Stirn führte, auf der er Schweißperlen sah. Aber als er den Abzug betätigte und ihm in diesem Augenblick tausend

wütende Gedanken durch den Kopf schossen, von seinem ersten Tag an der amerikanischen Schule bis zum Tod seines Vaters, trat eine Frau vor und starrte ihn durch das Fernrohr an. Dhar erkannte die großen Augen in dem Moment, in dem die Kugel zwischen ihnen einschlug, die Frau nach hinten warf und einen Teil ihres Schädels sprengte.
In diesem Sekundenbruchteil, der keinen Platz für Schock oder Bedauern ließ, begriff Dhar, dass er die Person getötet hatte, die seinen Vater verraten hatte: Stellung in der amerikanischen Botschaft, Urdu mit englischem Akzent, offensichtliche Zuneigung zu Daniel Marchant. All das passte plötzlich zusammen, es schrie ihre Schuld geradezu heraus und machte es erträglicher für Dhar, den Präsidenten verfehlt zu haben. Ein zweiter Schuss stand außer Frage. Der Präsident war zu Boden geworfen worden und unter einer Decke aus Beamten des Sicherheitsdiensts verschwunden, als würde er in Flammen stehen. Irgendwann in der Zukunft würde er eine zweite Gelegenheit bekommen, sagte Dhar zu sich selbst, aber er wusste, das war unwahrscheinlich. Außerdem spielte es keine Rolle mehr. Er legte das Gewehr zurück in das Versteck unter dem Wassertank, ließ sich durch die Dachluke gleiten und ging hinunter zu einer Rikscha, die unten auf der Straße stand.

Marchant sah, wie Leila zu Boden ging. Ihr Blut war auf den weißen Anzug des Präsidenten gespritzt. Er versuchte, sich durch die aufgewühlte Menge zu drängen, aber seine Welt verfiel in Zeitlupe und Stille. Die Frauen um ihn herum bewegten die Münder zu stummen Schreien, die Männer rannten durcheinander. Eine Woge von Menschen trug ihn fort von Leila, hinaus in die dunklen Tiefen des Arabischen Meers, zu Stufe drei. Sebbie lag auf dem Boden des Pools. Dann hörte er die Trillerpfeife eines Polizisten und sah ihn auf der Straße liegen, unnatürlich verdreht und blutig, die offenen Augen starr vor Angst und Verwirrung.
Er sah auch Leila, die vor den Stufen zum Tempel lag und von niemandem beachtet wurde, während man den Präsidenten von Leibwächtern umringt zum Helikopter geleitete. Die Rotorblätter wirbelten die heiße Abendluft auf. Wie konnten sie Leila einfach da liegen lassen? Er hatte sie jetzt erreicht, hob ihren feuchten Kopf an und

schützte sie vor dem Abwind.
»Leila, ich bin es, Dan«, sagte er durch die Tränen hindurch. »Ich bin es.«
Aber er wusste, es war zu spät. Mit zitternden Schultern beugte er sich über sie und gab ihr einen Abschiedskuss auf die noch warmen Lippen.

54



»Wie wir es sehen, hat sie die Kugel abgefangen, die für den Präsidenten bestimmt war«, sagte William Straker über die sichere Videoleitung.
Daniel Marchant wandte sich von dem Bildschirm ab zum Fenster. Ein holländisches Flussschiff fuhr unter Fieldings Büro die Themse hinauf.
»Das ist bei uns schon etwas Besonderes«, fuhr Straker fort, »wenn ein loyaler Angehöriger der Agency sein Leben opfert. Der Präsident hat ein Staatsbegräbnis angeordnet.«
»Und wir kommen natürlich«, sagte Fielding. »Leila war eine außergewöhnliche Frau.«
Marchant bemerkte, wie Sir David Chadwick mit hochgezogenen Augenbrauen Bruce Lockhart ansah, den außenpolitischen Berater des Premierministers, der dem Chef gegenübersaß.
»Das würde uns sehr freuen, Marcus, wirklich«, sagte Straker. »In Zeiten wie diesen müssen Großbritannien und Amerika zusammenhalten. Niemand wird jemals die Nacht nach dem 11. September vergessen, als der Chef des MI6 es irgendwie geschafft hat, per Flugzeug zu uns nach Virginia zu kommen. So sollte es sein. Harriet, meine Herren, ich danke Ihnen.«
Der Bildschirm wurde schwarz, und die sechs Anwesenden saßen still da und lauschten dem Dröhnen eines Flugzeugs, das über London hinweg nach Heathrow flog. Harriet Armstrong, deren Krücken an ihrem Stuhl lehnten, sah Chadwick an, der ihrem Blick auswich. Schließlich ergriff Marchant das Wort.
»Haben die alle Beweise gesehen?«

»Alles«, antwortete Armstrong.
»Und sie glauben immer noch, Leila habe für sie gearbeitet?«
»Nein. Aber sie müssen es glauben«, sagte Fielding. »Die Alternative wäre undenkbar. Und warum auch nicht? Sie hat ihren Präsidenten gerettet. Sie haben Straker gehört. Sie ›hat die Kugel abgefangen‹. Im Krieg gegen den Terror ist sie eine Heldin. Und im Augenblick braucht Amerika Helden. Und keine Verräter.«
»Warum haben sie dann zugestimmt, mich freizulassen?«, fragte Marchant. Zwei Agenten vom Secret Service hatten angefangen, Fragen zu stellen, als sie Leilas Leiche zu einem Krankenwagen brachten und Marchant darauf bestand, sie zu begleiten. Eine Stunde später befand er sich wieder in der Zelle im Keller der amerikanischen Botschaft. Erst heute Morgen war er schließlich wieder in England gelandet, in Fairford, dem Luftwaffenstützpunkt, von dem er zwei Wochen zuvor mit einer Haube über dem Kopf aus dem Land geschafft worden war.
»Als Gegenleistung, damit die Öffentlichkeit in Großbritannien ebenfalls an Leilas Treue glaubt.«
»Und das hat genügt, um mich laufen zu lassen? Die hielten mich für einen Verräter und dachten, ich wäre an einem Anschlag auf ihren Botschafter in London beteiligt.«
Fielding schob seine Papiere zusammen und blickte sich im Raum um. Durch sein Zögern fühlte Marchant sich unbehaglich und ausgeschlossen. »Da ist doch noch etwas. Sagen Sie es mir.«
»Leila hat mir morgens am Tag ihres Todes eine E-Mail geschickt«, sagte Fielding und blickte Marchant an. »Darin hat sie Zeit und Ort des toten Briefkastens genannt, den sie mit ihrem iranischen Gegenüber vereinbart hatte. Es war hier in London, im Hydepark. Wir haben die Stelle beobachten lassen, obwohl bekannt war, dass Leila getötet wurde. Pünktlich zum angegebenen Termin erschien jemand von der iranischen Botschaft, für den Fall, dass sie etwas hinterlassen hätte, bevor sie nach Indien gegangen ist. Dieser Mann war uns unbekannt, er stand nicht auf der Liste von Diplomaten. Harriet hat ihn sich geschnappt.«
»Er war ein hoher Beamter der VEVAK, und dafür, dass er das Land verlassen durfte, hat er uns alles erzählt, was wir wissen wollten«, berichtete Armstrong. »Wann Leila angefangen hat, für die Iraner zu arbeiten, dass sie ihr keine andere Wahl gelassen haben, weil sie ihre

Mutter hatten, wie die Amerikaner sie rekrutiert haben. Aber offensichtlich hat Leila bei dem Handel einiges herausgeholt, mutig und überaus selbstlos. Als Gegenleistung hat der VEVAK nicht nur die Sicherheit ihrer Mutter garantiert, sondern zudem alle Polizeiaktionen gegen die Bahai-Gemeinde im Iran eingestellt.«
Sie schwiegen. »Das bestätigen auch die Daten des letzten Menschenrechtsberichts«, sagte Denton leise. »Die Zahl der hingerichteten Bahai in den letzten sechs Monaten ist die niedrigste seit der Revolution 1979.«
»Wir haben ein Transkript nach Langley geschickt«, sagte Fielding.
»Und? Wie haben die reagiert?«, fragte Marchant.
»Gar nicht«, antwortete Fielding. »Das haben wir auch nicht erwartet. Zwei Tage später haben sie zugestimmt, Ihren Vater vollständig zu rehabilitieren. Lord Bancroft wird seinen Bericht in Kürze abliefern. Darin wird zu lesen sein, dass es keine Hinweise gibt, die einen Zweifel an der Loyalität zu seinem Land erlauben. Außerdem findet in der Westminster Abbey ein Gedenkgottesdienst für ihn statt, zu dem auch der Premierminister und der US-Botschafter kommen werden.«
»Alle Verbindungen zu Salim Dhar und seiner Familie wurden aus den Akten Ihres Vaters getilgt, sowohl hier als auch in Langley«, fügte Armstrong hinzu. »Im Stillen glauben die immer noch, wir würden einen Verräter ehren. Im Stillen glauben wir allerdings das Gleiche von ihnen. Aber die Welt wird nie etwas davon erfahren.«
»Eines Tages wird die Wahrheit über Leila ans Licht kommen, darauf haben wir bestanden«, sagte Chadwick. »In fünfzig Jahren werden Historiker herausfinden, dass sie unsere Ermittlungen sabotiert und in eine Terrorwelle gegen Großbritannien verwandelt hat. Nicht nur das, offensichtlich war sie der Hauptkontakt für die Terroristen im Vereinigten Königreich. Es handelte sich um eine Zelle in Südindien, da hatte Ihr Vater recht.« Chadwick blickte Marchant zum ersten Mal in die Augen. »Was Stephen jedoch wie wir anderen ebenfalls nicht wusste: Die Zelle wurde von Teheran gesteuert.«
»Stephen hat Dhar besucht, einen aufgehenden Stern am Firmament des *Dschihad*, weil er hoffte, Dhar wisse vielleicht etwas über die Terrorzelle«, sagte Fielding.
»Außerdem wollte er seinen Sohn kennenlernen«, unterbrach Marchant

ihn. Chadwick zuckte zusammen.
»Stephen war davon überzeugt, dass diese Zelle Unterstützung aus dem Inneren des Service hatte«, fuhr Fielding fort, als hätte er Marchant nicht gehört. »Auch damit lag er richtig. Aber die Iraner haben Dhar nicht eingeweiht. Er konnte Stephen nicht sagen, wer hinter den Anschlägen in England steckte und wer der Maulwurf war, denn er wusste es nicht.«
»Werden die Iraner ihn in Zukunft wieder einsetzen?«, fragte Lockhart.
»Er hat schließlich Leila ausgeschaltet, ihre unbezahlbare Informantin, die zwei westliche Geheimdienste infiltriert hatte.«
»Vielleicht überschneiden sich ihre Interessen wieder einmal«, sagte Fielding. »Aber es war ein ungewöhnliches Bündnis. Vielleicht ist es deshalb niemandem aufgefallen. Wir glauben, Dhars Zukunft liegt in der Al Kaida. In den Chatrooms der *Dschihadis* wird er bejubelt, weil er so nah an sein Ziel herangekommen ist.«
»Aber ist er einer von unseren?«, fragte Lockhart. Marchant wusste, diese Frage konnte nur er beantworten. Die Frage brannte allen auf der Seele, seit diese Sitzung begonnen hatte.
»Dhar arbeitet für sich selbst«, erwiderte Marchant. »Allerdings führt er gegen andere Krieg, nicht gegen die Briten.«
»Bislang ist er nur gegen amerikanische Ziele vorgegangen.«
»Wird er jemals versuchen, einen Kontakt herzustellen?«, wollte Lockhart wissen.
Marchant schwieg. Einerseits hoffte er das.
»Wir müssen es Daniel überlassen«, sagte Fielding. »Wenn, dann wird Dhars einzige Motivation eine persönliche sein. Familienangelegenheit«, fügte er hinzu und sah Marchant an.
»Und wenn?«, hakte Lockhart nach.
»Dann wird die ganze Operation dementiert. Dhar ist gegenwärtig der meistgesuchte Verbrecher in der westlichen Welt. Falls jemals ein Kontakt zwischen ihm und der Regierung Ihrer Majestät zustande käme, wäre das nichts, mit dem wir uns brüsten könnten.«
»Für den unwahrscheinlichen Fall, dass er tatsächlich ein britischer Informant würde, müsste der Premierminister abgesichert werden, ist das klar?«, sagte Lockhart und blickte in die Runde. »Das darf man ihm unter keinen Umständen mitteilen. Nur die sechs Anwesenden in diesem Raum werden jemals davon erfahren.«

55



Marchant stand draußen vor dem MI6-Gebäude an der Themse und blickte über das Wasser zum Morpeth Arms. Dort waren er und Leila in der Anfangszeit nach der Arbeit manchmal hingegangen, nachdem sie ihren Abschluss im Fort gemacht hatten. Er hatte über ihren Verrat nachgedacht, auch darüber, wann ihr Betrug angefangen haben musste und ob er eindeutige Hinweise übersehen hatte. Es war leichter, sich vorzustellen, dass es mit kleinen Informationshäppchen hier und da angefangen hatte, um die Sicherheit ihrer Mutter in Teheran zu gewährleisten, und erst später lawinenartig außer Kontrolle geraten war und sie schließlich von den Amerikanern angeworben wurde, was ihr den perfekten Schutz bei der Maulwurfjagd im MI6 bot.
Leila hatte die Drohungen des VEVAK gegen ihre Mutter sicherlich zu Recht ernst genommen. Am Tag vor dem Präsidentenbesuch im Lotustempel hatte ein Pöbel aus den armen Vororten von Teheran eine alte Bahai-Frau auf die Straße verschleppt und gesteinigt. In der Nacht war sie an den Folgen gestorben. Hatte der VEVAK schon den Verdacht gehabt, dass Leila die Nerven verlor?
Marchant wandte sich vom Fluss ab und schaute sich nach einem Geräusch um. Ein gelber London Duck kam die Rampe herunter. Das Amphibienfahrzeug blieb neben Marchant stehen, und er entdeckte Fielding im Bug.
»Steigen Sie ein«, rief er Marchant zu.
Zwei Minuten später saß Marchant vorn im Duck, der auf Westminster zufuhr und für seinen Geschmack viel zu tief im Wasser lag. Aber seine

Abneigung gegen das Wasser hatte ganz spezielle Gründe, und er nahm sich ein Beispiel an den anderen Passagieren hinter ihm, die sich keinerlei Sorgen zu machen schienen.
»Ich wollte schon immer mit einem dieser verdammten Dinger fahren«, sagte Fielding, »und mir anhören, was diese Schipper über Legoland erzählen.«
»Und?«
»Den gewöhnlichen Bond-Unsinn über das Büro von M. Immerhin hat er zu den richtigen Fenstern gezeigt. Ich muss mich hinterher mal mit ihm unterhalten. Geht es Ihnen gut? Das war wahrhaftig eine Sitzung, für die sich das Einfliegen gelohnt hat.«
»Die Amerikaner halten also weiterhin an ihrer Geschichte fest?«
»Das ist die Lüge, die allen den größten Nutzen bringt. Und wir haben einen Hebel in die Hand bekommen, was Ihren Vater betrifft.«
»Manchmal frage ich mich, ob Dhar wusste, dass Leila der Maulwurf war.«
»Und er sie deshalb erschossen hat? Das bezweifele ich.«
»Zwischen ihm und meinem Vater hat eine innige Bindung bestanden. Dhar hat ihn sehr gemocht, obwohl sie sich nur einmal getroffen haben. Dieser Anschlag auf die US-Botschaft in Delhi - ich habe die Daten noch einmal überprüft. Er hat kurz nach dem Tod meines Vaters stattgefunden. Dhar war an dem Tag wahrscheinlich außer sich vor Wut.«
»Um Rache zu nehmen, wäre es doch viel befriedigender gewesen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu töten als Leila.«
Marchant war nicht so sicher, aber er wusste, seine Gefühle waren noch zu frisch und verwirrt, um klar einzuschätzen, was überhaupt geschehen war und weshalb. Leila hatte seinen Vater verraten; jetzt war sie tot, getötet von dessen Sohn. Es schien, als wären hier höhere Mächte am Werk gewesen.
»Paul Myers hat mich heute Nachmittag aus Cheltenham angerufen. Er wollte es Ihnen selbst erzählen, aber er war umsichtig genug, den offiziellen Dienstweg nicht zu umgehen.«
Der Duck fuhr am London Eye vorbei, und als er wendete und wieder flussaufwärts fuhr, sank er noch tiefer ins Wasser.
»Wie geht es ihm? Er war ein bisschen in Leila verknallt.«

»Angeschlagen. Armstrongs Leute sind nicht gerade zimperlich mit ihm umgegangen. Er hat einen E-Mail-Account entdeckt, den er für Leilas hält.«
»War irgendetwas drin?« Einen Moment lang hoffte Marchant, sie habe ihm vielleicht etwas geschrieben, in dem sie alles erklärte, aber er wusste, eine so einfache Antwort würde er nicht bekommen.
»Leerer Eingang, keine gesendeten Nachrichten. Aber das hier hat er im Entwürfe-Ordner gefunden, und zwar mit einer leeren E-Mail, die an Sie adressiert war.«
Fielding griff in die Brusttasche seiner Jacke und reichte Marchant den verpixelten A4-Ausdruck eines Fotos. Es war ein kleiner indischer Junge, der in die Kamera starrte und die Hand einer Frau hielt. Beide standen steif da und lächelten nicht.
»Das Bild ist datiert«, sagte Fielding, »unten in der Ecke. Die Datei hatte den Namen ›Pradeeps Sohn, gesund und munter‹.«
Marchant betrachtete es einen Moment lang und war dankbar, dass der Sohn des Marathonattentäters lebte. Der VEVAK hatte offensichtlich entschieden, Pradeep habe mit seinem öffentlichen Tod auf der Tower Bridge genug geleistet. Er war auch Leila dankbar, weil sie es für ihn herausgefunden hatte. Sie musste die Familie mithilfe ihrer VEVAK-Kontakte in Delhi aufgespürt haben.
»Da ist noch etwas, was Sie wissen sollten«, sagte Fielding. »Armstrong hat eine Menge aus dem Iraner herausgeholt, den wir erwischt haben. Persönliche Dinge, die wir in der Sitzung nicht zur Sprache bringen wollten. Wir haben uns immer gewundert, warum Leila uns oder den Amerikanern nichts gesagt hat, nachdem die Iraner angefangen haben, sie zu erpressen. Das hätte uns eine Menge Schwierigkeiten erspart, ihrer Mutter allerdings nicht, wie es scheint. Vor ihrem Haus in Teheran stand rund um die Uhr ein Posten mit dem Befehl, sie zu töten, sobald Leila irgendwem verrät, für wen sie tatsächlich arbeitet.«
»Sie hatte also keine andere Wahl, meinen Sie.«
»Ihre Mutter hat ihr sehr viel bedeutet, wie Sie ja wissen.«
»Wann sind die Iraner an sie herangetreten?«
»Noch bevor sie im Fort angekommen ist, fürchte ich. Darüber wollte ich mit Ihnen sprechen. Harriet hat dem Iraner eine Menge Fragen gestellt, und zwar Ihretwegen. Sie muss Sie in Delhi ins Herz

geschlossen haben.«
»Wie eine Mutter.« Marchant verzog die Lippen zu einem sarkastischen Lächeln.
»Ursprünglich, als sie in der Sektion Golfregion in London gearbeitet hat, verlangte der VEVAK nur allgemeine Informationen. Erst in den letzten Monaten haben die Iraner sie auf Sie persönlich angesetzt, nachdem sie begriffen hatten, wie nahe sie beide sich standen.«
»Sehr tröstlich. Nur haben diese ›allgemeinen Informationen‹ die Karriere meines Vaters beendet. Das ist schwer zu verzeihen.«
»Sie konnte den Marathonanschlag nicht durchziehen, das wissen Sie. Das war ihre einzige Schwäche als Verräterin und ihre Stärke, aus anderer Perspektive betrachtet. Wir glauben, sie sollte Sie töten oder zumindest als Schuldigen präsentieren. Als sie die Forderungen erhöhten, verlangte sie, alle Übergriffe gegen Bahai zu stoppen, nicht nur gegen ihre Mutter. Das war mutig.«
»Und sie haben zugestimmt?«
»Bis sie an ihrem Einsatz in Delhi zu zweifeln begannen. Die Amerikaner haben ein Erklärungsformular in ihrem Zimmer gefunden. Sie ist zum Bahai-Glauben übergetreten, an dem Tag, an dem sie gestorben ist. Die indische Presse hat das aufgegriffen. Über die Misere der Bahai im Iran wird jetzt überall in der Welt groß berichtet. ›Mutige Bahai-Anhängerin rettet US-Präsidenten vor hinterhältigem, vom Iran unterstützten Heckenschützen!‹«
Aber Marchant hörte gar nicht mehr zu. Sein Diensttelefon, ein neues TETRA-Gerät, brummte in seiner Tasche. Bislang hatte noch niemand seine Nummer. Vermutlich handelte es sich um einen Routinetest, aber dem war nicht so.
»Alles in Ordnung?«, fragte Fielding, während Marchant die SMS las.
»Bestens«, sagte Marchant. »Ist schön, wieder in London zu sein.« Sie waren jetzt nahe an den Houses of Parliament und erreichten das Ufer.
»Da kann man sich wieder mit alten Freunden treffen.«
»Der Kapitän lässt mich hier aussteigen«, sagte Fielding. »Ich treffe mich im Travellers mit dem neuen Leiter von Clandestine Europa.«
»Und der wäre?«
»James Spiro, Gott steh uns bei. Leider hat Carter, sein Vorgänger, gekündigt. Hat sich eine Stelle im privaten Sektor gesucht. Warum

bleiben Sie nicht noch an Bord und genießen die Fahrt. Heute wird im Büro niemand mehr mit Ihnen rechnen.«
»Das werde ich tun. Danke.«
Fielding stand auf, drückte die Hände ins Kreuz und stützte sich an der Reling ab, als der Duck an den Ponton stieß. »Schön, Sie wieder bei uns zu haben, Daniel. Sie hätten niemals suspendiert werden dürfen.«
»Und ist Armstrong auch zufrieden?«
»Harriet? Die schnurrt wie ein Kätzchen, seit sie begriffen hat, dass wir bei Leila richtig lagen. MI5 und MI6 sind Verbündete geworden. Fast jedenfalls.« Er hielt kurz inne. »Was glauben Sie, wann wird Dhar versuchen, Sie zu kontaktieren? In sechs Monaten? Einem Jahr? Sie wissen ja, es eilt nicht.«
Marchant blickte noch einmal auf sein Handy und schob es zurück in die Jackentasche. Die beiden Männer sahen sich einen Moment lang an, und ein unausgesprochenes Wissen wechselte von einem zum anderen. Dann war Fielding gegangen und tauchte im Strom der Touristen unter, während Marchant hinaus zur Mitte des Flusses fuhr. Der gelbe Bug kämpfte gegen die heranströmende Flut an.

Danksagung



Nicht jedem kann ich öffentlich danken, aber MF, DM und HA werden schon wissen, dass sie gemeint sind. Das Gleiche gilt für DB in Amerika und AM im Iran. In Indien durfte ich mich auf die gewohnt guten Ratschläge von C. Sujit Chandrakumar verlassen, der gemeinsam mit Kinjal Dagli auch mein eingerostetes Hindi wieder in Gang gebracht hat. Mammen und Philip Matthew haben mich vor fast fünfzehn Jahren in Kerala willkommen geheißen und seitdem immer wieder unübertroffen unterstützt. Auch die Familie Dominic ist über die Jahre ein großzügiger Gastgeber gewesen. Mein Dank geht außerdem an Ramachandran Nair und Chandar Bahadur, wo immer sie jetzt auch stecken mögen, und an Vivek Kumar, der aus der Blogosphäre aufgetaucht ist und mir mit Stephen Marchant half.

In Großbritannien nahm sich Nick Wilkinson, ein Freund aus Wiltshire, die Zeit, mir mit warmem Licht die dunklen Winkel von Whitehall zu beleuchten, und unterbrach dabei die Arbeit an seiner Geschichte der Pressezensur. Mark Mangham, David Robson, Justin Morshead und Judith Stephenson lasen frühe Fassungen und steuerten wertvolle Anmerkungen und Vorschläge bei. Mein Dank gilt Doug and Jane, Neil Taylor, Peter Foster, Chris Yates, Tor und Ed und Giles Whittell für die Wette - die er gewonnen hat, aber zu meinen Gunsten. *Das Zerwürfnis*, Richard Tomlinsons Bericht über das Leben als MI6-Angehöriger, ist eine einzigartige Lektüre, die ich nur empfehlen kann. Und David Cornwell hat mir auf einer Klippe in Cornwall versichert, dass die Zeiten sich ändern mögen, die Spionage jedoch stets gleich bleibt.

Der *Daily Telegraph* hat mich vor einigen Jahren freundlicherweise nach Indien geschickt und gab mir anschließend mit einer wunderbaren Stelle in London große finanzielle Sicherheit, was es mir erlaubt hat, dem weitaus riskanteren Geschäft des Romanschreibens nachzugehen. Das Wochenend-Team (Casilda Grigg, Stuart Penney, Jenny Martinez und Jodie Jones) hat mich ganz besonders unterstützt.
Bei HarperCollins hat mir mein Lektor Robert Lacey mit seinem scharfen Auge, seinen unbezahlbaren Anmerkungen und seinen hochintelligenten Anforderungen manche Peinlichkeit erspart. Falls sich noch Fehler finden, so muss man sie mir ankreiden. Auch möchte ich mich bei Ilsa Yardley bedanken. Ich hatte das Glück, Patrick Janson-Smith schon lange zu kennen, ehe er sich bereit erklärte, mich zu veröffentlichen. Aufgrund seines frühen Interesses am *Marathon-Killer*, zuerst als Agent und dann als Verleger, bin ich stets wieder mit dem Zug nach London gefahren, wo ein großer Teil dieses Buchs entstanden ist. Sechs Jahre zuvor hatte ich ein Exemplar meines zweiten Romans mit den Worten signiert: »Für Patrick, bis eines Tages dann …« Und jetzt ist es tatsächlich so weit. Ich könnte mir nichts Besseres vorstellen, als bei Blue Door zu landen.
Janklow & Nesbit, meine Agenten, waren die freundliche Professionalität in Person. Dank an Kate Weinberg für die Vorstellung und an Rebecca Folland, Kirsty Gordon, Tim Glister, Lucie Whitehouse und besonders Claire Paterson, unbestreitbar die beste Agentin der Stadt (und leider eine schnellere Marathonläuferin als ich). Vielen Dank für die verlegerischen Einsichten, den kühlen Kopf und die Chuzpe. Des Weiteren geht mein Dank an Sylvie Rabineau in Los Angeles, an Jeanne Allgood und McG bei Wonderland Sound and Vision und an Ollie Madden bei Warner Brothers in London.
Der größte Dank gebührt allerdings meiner Familie: meinem verstorbenen, treuen Vater Peter Stock, der mir den Weg gezeigt hat; Andrea Stock für die Ermutigung; Stewart und Dinah McLennan für den Unterschlupf in London; Andrew Stock für die Tipps zum Marathon (er ist ebenfalls schneller als ich); Felix, der seine Begeisterung für diese Geschichte schon ganz am Anfang nicht bremsen konnte; Maya, die sich Sonnenaufgänge mit mir angeschaut hat; Jago für seine ungetrübte Fröhlichkeit; und am meisten von allen, meiner Frau Hilary, die mit ihrer

Geduld, ihrem Verständnis, ihrem Humor und ihrer Liebe alles möglich gemacht hat. Dieses Buch widme ich Hilary, denn ohne sie würde es überhaupt nicht existieren. Danke.